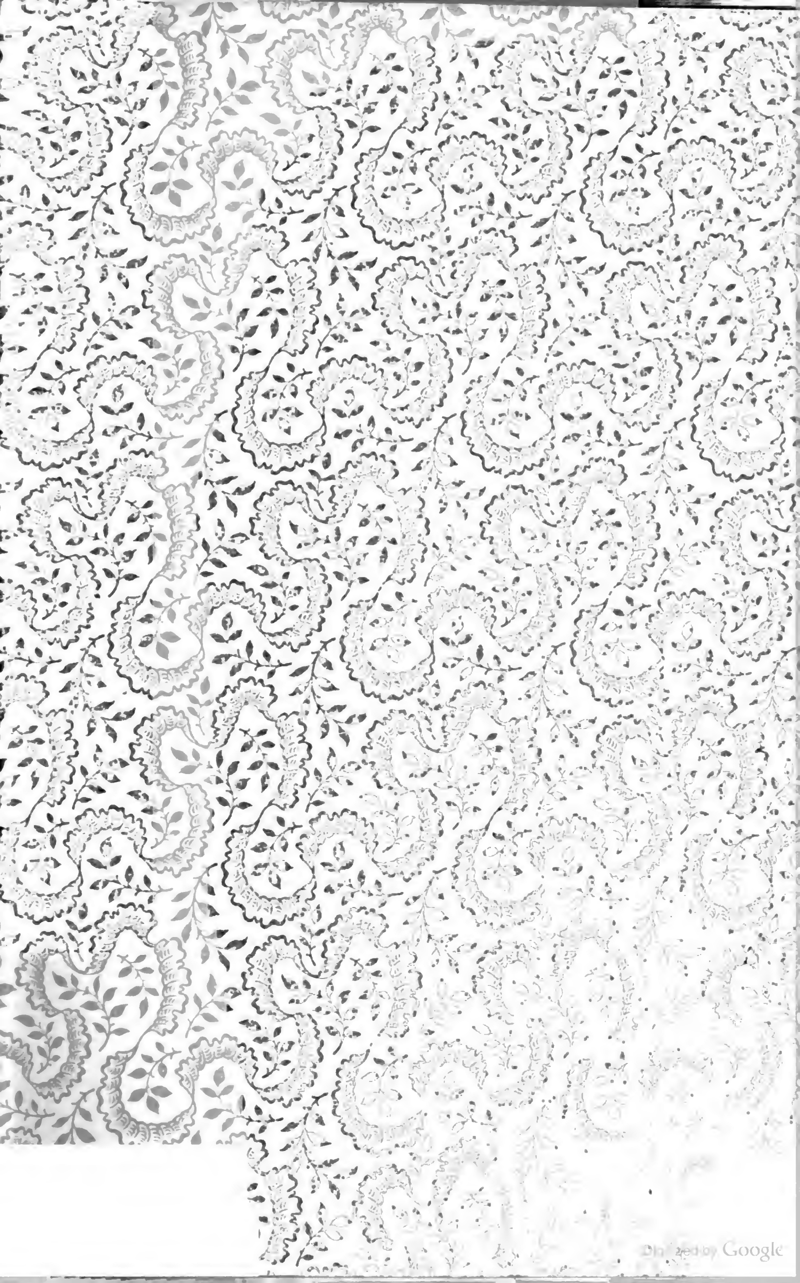

Princeton University Library
32101 064316134





VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Größenwahn.

Dritter Band.



Größenwahn.

Pathologischer Roman

von

Karl Bleibtreu.

Zweite Auflage.

Dritter Band.



Jena,

Hermann Costenoble.

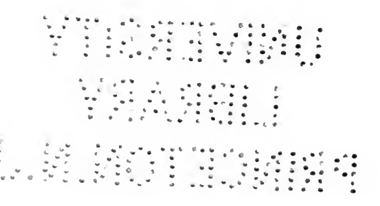
Verlagsbuchhandlung.

Grand parmi les petits, libre chez les serviles,
Si le génie expire, il a bien mérité.
Lamartine.

„Sie haben mir noch einen Poeten, den X, gebracht. Den habe ich weggeworfen."
„Majestät, den werf' ich auch weg!"
Friedrich der Große.
Gespräch mit Gellert.

Vor Schelmen, die den Mantel der Gerechtigkeit gebrauchen, vor denen kann sich kein Mensch hüten. Die sind ärger als die ärgsten Spitzbuben und verdienen doppelte Bestrafung.
Friedrich der Große.

Die Gründer des Christenthums, diese Nachfolger der jüdischen Propheten, weisen alle auf das Ende der Welt hin; und sonderbar, mit diesem Hinweis reformiren sie die Welt.
Renan,
Geschichte des Volkes Israel.





Neuntes Buch.

I.

Den Goldfischteich bestreuten dicht die pfirsichfarbenen Blüthen der Kastanienbäume, welche ihr dunkelgrünes Haupt beschaulich in dem schmutzigen Wasser spiegelten, das mit Laich punktirt aussah, als habe sich ein Mückenschwarm wie ein Schleier darauf geklebt. Der ganze Thiergarten troff noch von dem erquickenden Regen, gleichsam durchsaugt von fruchtbarer Feuchtigkeit. Und jetzt sickerte das Sonnenlicht überall durch, bis der Wald von eitel Luft getränkt und von glänzendem Goldstaubregen zu triefen schien. Die Dämmerung wandelte sacht heran und tönte dies goldgrüne Sommergewand der Natur zu stilleren sanfteren Farben ab. Die zackigen Firste um den Ziethenplatz her hoben sich dunkel in den lichten Horizont, welchen fern nach Nordwesten ein schwüler brenzeliger Schein umwob. Ein Sternlein blinkte am Himmel, wie

eine schläfrige Nachtkerze in lichter Mittsommernacht, die kein eigentliches Dunkel gestattet. Alles zerfloß in ein liebliches gedämpftes Halblicht. Nur die Feldherrnstatuen am Ziethenplatz postirten sich schwer und massig umher und sogen allen Schatten in ihre Bronze ein.

Leonhart und Krastinik schritten langsam, aus dem Thiergarten kommend, durch die Wilhelmstraße, dann am Café Kaiserhof vorüber ins Innere der Friedrichstadt.

„Die Juden können weder noch sollen sie assimilirt werden. Sie nützen so den Deutschen, weil sie Eigenschaften haben, die uns abgehn. Und gerade durch den Kampf gegen sie sollen uns die eigentlich germanischen Eigenschaften zum Bewußtsein kommen. Das Judenthum ist eine uralte Weltmacht wie die römische Kirche und hat sein ‚non possumus'. Es wird nie untergehn. Selbst wenn es sich äußerlich ganz assimilirte (wobei die viel empfohlene Racenmischung übrigens nur den Deutschen schaden könnte, weil die jüdische Race bekanntlich die stärkere ist), so würde es dennoch einen Geheimbund weiterbilden."

Krastinik, ein eifriger Antisemit, schüttelte zu diesen Worten Leonhart's ungläubig den Kopf. „Eine Macht wie die römische Kirche?"

„Ja gewiß! Uebrigens ist der Katholicismus seinem Wesen nach ein semitischer Cultus."

„Was! Wie?"

„Ja freilich! Meine Freunde, die Antisemiten, halten immer schöne Reden, wir müßten zum Wodan-Cultus zurückkehren, um echte Germanen zu werden, und mit

dem semitischen Christenthum aufräumen. Das ist aber grundfalsch. Das eigentliche Christenthum ist durch und durch arisch. Christus selbst, dessen Abkunft ja übrigens mythisch bleiben wird, hat ja erwiesenermaßen nur an indische Lehren angeknüpft, vielleicht auch an baktrische, und diese nun auf den Talmud reinigend aufgeimpft. Und die Apostel sind doch andrerseits ganz hellenistisch, Neuplatoniker wie Johannes mit seinem: ‚Im Anfang war der Logos'. ‚Und der Logos ward Fleisch und wandelte unter uns'. — Das ist wieder ganz braminisch gedacht: So wandelten Bramah, Wischnu und der Messias Buddah leiblich auf Erden. Der Sieg des Christenthums über die Welt war ein arischer und speciell ein hellenischer Sieg, gewiß kein jüdischer."

„Aber erlauben Sie," bemerkte Krastinik sehr weislich, „die zelotische pharisäische Strenge gegen alle Fleischessünden gegenüber der heidnischen Auffassung ist doch ganz alttestamentlich?"

„Das wohl. Nur vergessen Sie nicht, daß man das Eifern eines Paulus gegen alle unnatürlichen Laster doch vor allem historisch betrachten muß. Das Christenthum bildete eine revolutionäre Sekte, welche die Welt reformiren wollte. Uebrigens ist's mit der Strenge nicht gar so schlimm, wenn man das spätere Geheuchele damit vergleicht — ganz abgesehen davon, daß die Urquelle Christus selbst ja die humane Toleranz so weit trieb, Maria Magdalenen mit seinem Umgang zu begnadigen. Wenn aber Paulus z. B. meint, daß Heirathen immerhin eine Schä-

digung der reinen Hingebung ans Ideale sei, so kann man ihm das wohl weder verübeln noch bestreiten."

„Somit vertheidigen Sie also das Cölibat der römischen Kirche?" folgerte Krastinik sinnend.

„Unbedingt. Der große Papst Gregor wußte, was er that. Gerade dadurch kräftigte er dies gewaltige System dermaßen, daß es noch heut hundert Jahre nach der französischen Revolution und fast vierhundert nach der Reformation unerschüttert besteht. O die römische Kirche — Hut ab! Mit der wurde selbst Napoleon nicht fertig und wurde ausgenutzt, wo er auszunutzen dachte. Und überhaupt, Rom allein ist eine wahre Weltmacht und das einzig Positive in diesem allgemeinen Chaos und Krawall von staatlichem und nationalem Größenwahn."

Leonhart redete offenbar aus tiefster Ueberzeugung heraus. Der österreichische Katholik sah ihn verwundert an. „Das aus Ihrem Munde? Und sind doch Protestant?"

„Ich — ich bin gar nichts, höchstens Christ nach der unverfälschten Urlehre. Aber als geschichtlich denkender Mensch urtheile ich anders. Und auch sonst . . . wissen Sie wohl, wenn man dies haltlose moderne Treiben so gründlich satt hat . . . ich könnte als Mönch enden!"

Krastinik fuhr ordentlich zurück. Die Worte gruben sich unauslöschlich in sein Gedächtniß ein. Leonhart brach jedoch ab und lenkte das Gespräch auf den Herrschergeist Hegels, diesen philosophischen Tyrannen, der tausendarmig alle Gebiete an sich zog. Es klang,

als fühle er in Jenem einen Wahlverwandten, wie denn Krastinik in Leonhart längst eine geistige Despotennatur erkannt hatte.

In der Alten Jacobsstraße trennten sie sich. Leonhart wollte noch nach der Dresdener Straße.

„Ach, da sollen Sie ja ein Verhältniß haben?“ fuhr es dem Grafen heraus.

„So? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ach, ich weiß nicht, — Mehrere. Alle Welt mokirt sich darüber. Sie sollen schon seit langen Jahren in Ihrem Stammlokal, einer Mädchenkneipe, da eine Wirthin anschmachten, die auch sonst Verhältnisse hat. Ich sage Ihnen das ganz offen, damit Sie sich vorsehn gegen das dumme Gerede. Was geht's mich an! Adieu, lieber Freund.“

„Und Sie wohin?“

„In den Verein ‚Drauf‘. Sie kennen ihn ja.“

Leonhart lachte herzlich. „Verein der ‚Größenwahnsinnigen‘; wer die meisten Pseudonyme hat, wird Weltpräsident — ja, den kenn ich. Na viel Vergnügen! Ich trau' mich nicht mehr hin, weil ich über die idealen Waffenbrüder Edelmann-Haubitz, die dem Jahrhundert den ‚Stempel‘ aufdrücken, einiges Vitriol ausgoß. Also adieu.“

In der That hatten Ambrosius Saguſch und einige andere Sendboten des Himmels an Leonhart einen versteckten Drohbrief gesendet: was er mit seinen Anzüglichkeiten meine. Sie hofften nämlich, daß sie ihm correspondenzlich unvorsichtige Aeußerungen entlocken könnten, was — verbunden mit consequenter Undankbarkeit — zum

System des „Jüngsten Deutschland“ gehörte. Da Leonhart's Combinationsvermögen jedoch die Absicht einer Skandal-Reclame und irgend eine planvolle Tücke von Seiten jener messianischen Weihepriester witterte, so antwortete er mit boshafter Ironie: Er empfehle den geschätzten Herrn sein Benehmen als Thema psychologischer Studien, wie schwach und widerspruchsvoll die arme Menschennatur. Derselbe, der sich für seine Freunde und auch Feinde manchmal aufopfere, taste die persönliche Integrität solcher Ehrenmänner an! Man möge seine Animosität bemitleiden und sich den schönen Glauben bewahren.

Krastinik wanderte also in den „Drauf“ und wurde ehrfurchtsvoll empfangen.

Der ambrosianische Sagusch hielt grade einen begeisterten Vortrag über Ibsen. Was dieser Norweger mit einer kritischen Würdigung der deutschen Gegenwartslitteratur eigentlich zu schaffen hatte, vermochte nur Der zu würdigen, dem es nicht unbekannt blieb, wie leicht dem deutschen Litteraten die hingebend selbstlose Anerkennung alles Fremden fällt, von welchem man ja freilich keine Concurrenz zu fürchten hat. Diese jüngstdeutschen Kritiker mit ihrem „idealen Streben“ unterschieden sich von denen der Tagespresse, gegen deren Corruption sie donnerten, eigentlich gar wenig. Doch ein bedeutsamer Zusatz mußte als Fortschritt gelten. Denn ob auch erbärmlicher Neid und niedriges Cliquenwesen sie nicht minder beherrschte als Grundmotiv all ihrer kritischen Handlungen und Grundsätze, so trat doch außerdem

noch eine pedantisch-philologisch-formalistische Nörgelei hinzu, zwar unfähig je durch die äußere Schale in den Kern der Dinge zu dringen, aber dafür argusäugig für jedes Stolpern des Federkiels und unfehlbar auf dem Korpus Juris der Vischer'schen Aesthetik thronend.

Sodann verlas Dichterling Haubitz eine schauderhafte Verreißung über die „Modernen Realisten". Obschon er seine olympische Geringschätzung Schmoller's überall betont und von Leonhart deswegen heftige Grobheiten eingeheimst hatte, besaß er die geniale Frechheit, hier Schmoller mit spärlichem Lob gegenüber Leonhart auszuspielen, den er einen Nachahmer Schmoller's nannte. Ueberhaupt sei Leonhart („der junge Dichter", wie er ihn krampfhaft ununterbrochen betitelte) nur ein Eklektiker von trostloser Unreife, welcher jedem Einfluß folge, den ihm ein Anderer zutrage. Eine gewisse dramatische Begabung wolle er ja nicht verkennen; doch sei das Ganze immer verfehlt und reich an Dilettantischem. Das Widersprechendste, das grade an der Mode sei, ahme er nach, weil ihm offenbar mehr an augenblicklichem als an nachhaltigem Erfolg gelegen sei.

Krastinik staunte, als rede man chaldäisch. Die unmögliche Frechheit des obscuren Dichterlings, der aus solchen Winkeln seine vergifteten Pfeile schoß, verblüffte ihn gradezu. Der handgreifliche Blödsinn dieser kecken Behauptungen ließ doch wirklich bezweifeln, ob der Klugschwätzer jemals Leonharts Werke gelesen habe.

Als Folie las Haubitz dann einen Akt seines Dramas „Ein Morast" vor, worin trotz seines feschen Ge-

schimpfes auf Zola der Schmutz faustdick aufgetragen war. Die Hauptheldin, Timandra Harteran (ihre Zofe trug den in Berlin gewiß recht häufigen Namen: Medora) ließ den Leser im ganzen Stück über ihre Erwerbsverhältnisse im Unklaren. Nicht minder der genialische Held des morastigen Dramas, welcher immer von Austern und Champagner redete, obschon er eine edle Verachtung wider alle Brotarbeiten entwickelte. — So schwebte Rafael über den seichten Gewässern der Modelitteratur und seinem — Moraste herablassend als Jehova dahin, ein Wohlgefallen vor Gott und den Menschen.

Die Versammlung wurde immer zahlreicher. Wer zählt die Völker, zählt die Lumpen! Einer erzählte, daß von seinem neuen Buch 365 Besprechungen erschienen seien, für jeden Tag im Jahre eine — worauf sich Sagusch erbot, fürs Schaltjahr noch eine extra zu liefern. Ein Andrer meldete Jedermann, man habe bei ihm eingebrochen. „Der Executor nämlich!“ dachte Krastinik, dem schlimme Befürchtungen einer Collekte schwanten. Ein Dritter, der wie eine betrunkene Eule aussah, hatte dem Edelmann, welchen er auf dessen Redaction (Lokaltheil der „Privilegirten Fortsschrittszeitung“) heimgesucht, als parthischen Pfeil ein philosophisches Lehrgedicht in XII Cantos zurückgelassen. Einen Theil davon hatte er stehenden Fußes zwei Expedientinnen, die er in der Redactionsstube traf, meuchlings vorgelesen. Die armen Schlachtopfer konnten nachher nicht genug über solche Missethat klagen, was jedoch nicht die Versicherung hinderte: „Ja, Herr College, die Mädchen waren ganz

entzückt. Sie sehen, selbst auf ungebildete Gemüther wirkt Ihre Dichtung.“ Der Mann war tief gerührt und pries den Edelsinn dieses erlauchten Dichters, der mit Recht „Edelmann“ heiße, im Gegensatz zu andern Redactionen. „Ach,“ rief der Fremdling, „die Kassirer brennen blos mit der Kasse durch, die Redacteure mit der Moral!“

„Und manchmal nicht blos mit der Moral!“ bemerkte Krastinik trocken. „Nun, Herr Sagusch, Sie grüßten mich ja unvollkommen — wie geht's Ihnen?“

„Danke,“ erwiderte dieser Denker mürrisch, der die „blos“ 20 Mark Pump, welche der gräfliche Anfänger bisher erst als Taxe zahlte, noch nicht verziehen hatte. „Man wird altersschwach vor Litteratur!“

„Pfui, pfui!“ ermahnte aber Edelmann würdig. „Beherzigen wir Schleiermacher's schönes Wort: ‚Bewahren wir uns ewige Jugend!‘ Nicht wahr, Herr Graf, wir werden die Litteratur schon retten? Reichen Sie mir doch die Hand!“

„Verrathen wir also mitsammen das Vaterland!“ lächelte dieser.

„Wie machen wir's aber?“

„O vor allem zusammenhalten als natürliche Verbündete wider den gemeinsamen Feind!“ Edelmann mogelte mit seinem Kneifer unterm Tisch und eine unheimliche Erregung zitterte in seiner Stimme. „Wir, die Vertreter des Idealismus, haben vor allem den Erzverderber niederzumachen: diesen Leonhart.“ Allgemeine Zustimmung. Jaja, das sei ein schlauer Stratege. Er-

rege Wirrwar wie Staubwolken und wühle die Wogen auf, — um urplötzlich dahinter selbst als Offenbarung emporzutauchen. Sei ein Diplomat der Grobheit.

Krastinik schwieg. Ihm schien das Alles, als ob Flöhe einen Löwen stächen. Der Floh ist freilich mit der Löwentatze kaum zu erreichen, aber er juckt eben so lange, bis er sich vollgesogen hat, und dann kriecht er aus der Mähne wieder wo anders hin. Denn des Flohes Beruf ist zu jucken. Man zerdrücke ihn ja nicht: das stinkt zu sehr. — Faulheit und Unfähigkeit ärgern sich über Fleiß und Talent, weil letztere einen lebendigen Vorwurf bilden, der überall den Neid steckbrieflich verfolgt.

Es wurde so spät, daß Krastinik sich empfahl, um noch die letzte Pferdebahn zu erreichen.

Die beiden Waffenbrüder fielen unisono über die günstige Gelegenheit her: „Ach, es ist schon so spät. Wie werden Sie sich da den langen Weg nach Hause zurückfinden! Gestatten Sie, daß wir Ihnen bei uns Gastfreundschaft anbieten!"

„Hehe," setzte Rafael verlockend hinzu. „Bei uns steht Ihnen alles zu Gebot — sogar Minchen, eine kleine Freundin von uns."

Dies mystische Minchen bildete eine geheime Trumpfkarte der auf Tod und Leben verbrüderten Idealisten. In ihrem Hause in Moabit befanden sich nämlich einige Zimmer-Mietherinnen sehr eindeutiger Natur, unter ihnen das berühmte Minchen, jene ihnen auf Tod und Leben verschwisterte Idealistin. Biß nun einer auf den Köder an, wie dies früher dem halbverrückten Henry Francis

Annesley passirte, so mußte er unmäßig bluten. (Bei Annesley, welcher trotz aller Maul-Schwärmerei nicht einer gewissen versteckten Aalglätte entbehrte und nur bei seiner krankhaften Sinnengier gepackt werden konnte, hatte sogar ein angebliches Heirathsversprechen herhalten müssen, welches die Waffenbrüder leider zu ihrem tiefsten Schmerz als Zeugen Mienchens auf ihren Eid nehmen wollten.) Gewöhnlich mußte der Hereingefallene Mienchens „Schulden" bezahlen. Die Waffenbrüder und die Waffenschwester sammelten nämlich für einen darbenden Freund, einen idealen Märtyrer . . für ihn hatte Mienchen sich in Opfer gestürzt, die edle Seele. Wer den Vorzug dieses eidgenössischen Umgangs genoß, lernte auch bald den idealen Zweck kennen, der sie bei ihrem Pump-System beseelte. Einige wollten zwar behaupten, der Name des mystischen Freundes sei Spiegelberg und seine gewöhnliche Taxe 20 Mark — er spiele gleichsam die Rolle des sogenannten Strohmanns bei diesem Whist-Kleeblatt. Uebelwollende fügten hinzu, daß dieser Kerl von einer Verdauungsfähigkeit sein müsse, neben welchen die Danaidenfässer als reine Spundlöcher erscheinen.

Man erkennt hieraus, wie wenig die Welt sich zu dem idealen Schwunge der verbrüderten Eidgenossen zu erheben vermochte. Sie trösteten sich jedoch mit dem herrlichen Verse des haubitzigen Rafael:

„Und ist die Welt auch nur ein Lappen,
Der bald in Fetzen morsch zerfällt,
Mein großes Herz ist Gottes Wappen,
Es thront in Mir der Gott der Welt."

— — Mit Mühe und Noth machte sich Krastinik von der übertriebenen Zärtlichkeit der Waffenbrüder los. Am andern Tag aber erhielt er einen Brief von Edelmann:

„In einer furchtbaren Lage bitte ich Sie, lieber Herr Graf, mir umgehend per Rohrpost 200 Mark zu senden. Alle meine Bekannten, die eine solche Summe erübrigen können, sind momentan verreist und ich habe so viel von Ihrer Liebenswürdigkeit gehört, noch ehe ich Sie kannte. Wozu sollte ich mich jetzt an einen Fernerstehenden wenden!"

Was sollte Krastinik thun! Er hatte zwar wahrlich keine 100 Mark als Geschenk (denn darauf lief es ja hinaus) übrig. Aber da er standesgemäß d. h. über seine wirklichen finanziellen Verhältnisse wohnte, gerieth er natürlich doppelt in den Verdacht gräflicher Wohlhabenheit. In einer Anwandlung falscher Scham packte er die Hälfte der erbetenen Summe ein und sandte sie an die Adresse Heinrichs des Vogelstellers.

In dieser Weise war es schon geraume Zeit hergegangen. Sagusch erbat umgehend 500 Mark, wofür er denn auch 20 Mark per Postanweisung erhielt, was er mit schweigender Grandezza in die Tasche steckte und über solche Unwürdigkeit kein Wort des Dankes verlor.

Jeden Augenblick kamen reisende Schriftsteller, die entweder aus der Charité entlassen waren oder ihre Frau dort liegen hatten (diese Angaben wechselten ab), bei ihm angestiegen. Einer, der stark nach Schnaps roch

und 3 Mark empfing, erklärte noch in der Thür, er hätte von einem Grafen etwas Anständigeres erwartet.

Ein Mensch in guten Verhältnissen sollte aus Weltklugheit immer vermeiden, mit Leuten von schlechten Verhältnissen in ein näheres Verhältniß zu kommen. Denn abgesehen vom „Pumpen", dem man sich unvermeidlich aussetzt, lauert dort stets heimlicher Neid. Ideale Unterstützung wird für nichts geachtet, so sehr man auch vorher darum bettelt und mit dem Mund dafür dankt. Auch jede indirekte materielle Unterstützung (Verschaffung von Arbeiten und Arbeitgebern) wird sofort vergessen. Ewig herrscht die fixe Idee, welche von einer Art Irrsinn des Egoismus zeugt: der Unglückliche, dem man Vermögen andichtet oder der es wirklich besitzt, sei verpflichtet, „Collegen" direkt aus seiner Tasche zu unterstützen.

Im Grunde befinden sich überhaupt nur Wenige in der Lage, Anderen pekuniär unter die Arme zu greifen. Diese aber werden meist durch Verpflichtungen aller Art vorweg mit Beschlag belegt. Nur ganz junge und unabhängige Leute können mit gutem Gewissen solchen Anforderungen genügen.

Wer aber die Früchte seines Fleißes, statt diese zur Weiterförderung seiner eigenen Laufbahn zu verwenden, dem Lüderlichen und Faulen in den Rachen wirft, scheint ein Sünder gegen sich selbst. Jeder gutmüthige Mensch sammelt eine zeitlang Erfahrungen dieser Art. Dann tritt der Rückschlag ein und jeder Pump-Brief wird als verschleierte Erpressung aufgefaßt.

Und im litterarischen Leben läuft die Sache auch immer darauf hinaus. Eine „Anleihe“ bedeutet Anerbieten der Bestechung. Setzt sich doch das litterarische Leben hinter den Coulissen nur aus Bestechung und Händewaschung zusammen. Daher endeten auch die Pump-Circulare der Waffenbrüder Haubitz und Edelmann mit dem steten Postscriptum: Sie würden sich übrigens revanchiren, indem sie in den ihnen nahestehenden Blättern eine empfehlende Recension über den geehrten Herrn Collegen brächten. Um jedoch ganz gerecht zu bleiben, muß zugestanden werden, daß sie dies schöne Versprechen niemals hielten oder höchstens in Erwartung eines neuen Darlehns. Hierin zeigte sich eben wieder ihre vornehme Gesinnung, die unausrottbare. Tribut empfangen darf der Messias, aber andere loben — nun und nimmermehr. Das wäre doch eine gar zu schnöde Verletzung seiner Integrität.

Es giebt kaum etwas Trostloseres, als das Loos eines armen Aristokraten. Und nun gar, wenn man an seine Armuth nicht glaubt. Fortwährend spielt er eine falsche Rolle.

Auf der einen Seite verstärkt es das Ansehen und dadurch den Erfolg eines Menschen, wenn man ihn für vermögend hält. Auf der andern Seite setzt er sich der Gefahr aus, von Jedermann angepumpt zu werden. Entspricht er diesem Vertrauens-Wechsel auf sein angebliches Vermögen, so begeht er einen Leichtsinnstreich. Entspricht er ihm nicht, kommt er in den Ruf eines gemeinen Geizhalses.

Jetzt wurde es Krastinik innerlich klar, warum Leonhart jeden Versuch übergroßer Familiarität, wenn ihm z. B. der Graf vertraulich über seine Verhältnisse Aufklärungen gab, mit kühler Reservirtheit ablehnte. Wenn er sonst wohl einfach „Krastinik" gesagt, wendete er dann plötzlich die steife Redeformel „Herr Graf" an. Krastinik begriff diesen wahren Stolz, welcher stets die äußeren gesellschaftlichen Schranken berücksichtigte und den bekannten Anwandlungen von Liberalismus-Verbrüderung, die grade den hochmüthigsten Aristokraten oft belieben, nur ein ablehnendes Lächeln entgegenbrachte.

II.

Die Wirthin des „Café Liedrian" (unechter Wein und echte Mädchenbedienung) in der Dresdenerstraße, Helene Meyer, erwachte erst spät am Nachmittag. Sie hatte erst um 7 Uhr Morgens ihre Champagnergäste, einen ungeschlachten Fabrikbesitzer mit Millionärs-Allüren und einen freiherrlichen Rittmeister in Civil, gehörig ausgerupft und nach einem Gratis-Morgencafé entlassen. Nach so schwerer Arbeit verschlief sie denn auch den ganzen Tag.

In ihrem Zimmer sah es immer aus, als ob Geburtstag wäre. Auf einem Marmortisch zu Füßen des Bettes stand ein Aquarium mit Goldfischen, fünf an der Zahl. Auf einem anderen Tisch ein Schmuckkasten aus Crystall mit allen möglichen Schmucksachen. Und oben

darauf ein fettes Marzipanschweinchen mit schnüffelnder Schnauze. Außerdem lagen da umher ein Carton, mit blauem Atlas gefüttert und mit Brokatstreifen bestickt, und ein Parfümeriekasten.

Schon lugte der nahende Abend scheu durch die Gardinen. Helene lag in jenem Dämmerzustand da, den das Halbwachen mit sich führt. Die Goldfische, überfüttert wie dies bei kinderlosen Familien der Fluch aller Hausthiere zu bleiben pflegt, hatten zufällig am Morgen keine Atzung erhalten. Man hatte sie über dem vielen Trubel vergessen. Jetzt regten sie sich, schossen unruhig hin und her. In der lautlosen Stille hörte man deutlich ihr heißhungriges Schmatzen, so deutlich, daß Helene aus wirrem Halbschlummer emporzuckte. Als ob dies lüsterne Schmatzen, indem zugleich eine Bitte und eine Mahnung lag, einen Geistergruß aus anderen Welten bedeute. Auf seinem Todtenbette hatte ihr vor einem Jahr verstorbener Gatte noch Zeit gefunden, sie zu erinnern: „Helen'ken, Du wirst mir doch meine Goldfische nicht verhungern lassen?"

Ein Schauder durchschüttelte sie, rieselte durch ihre vollblütigen Glieder. Sie riß die Augen weit auf, streckte sich gerade aus und starrte zur Decke empor. Ein Schatten tiefster Verzweiflung huschte über ihre Züge hin. Dann raffte sie sich zusammen, ergriff die vor ihrem Bette auf einem Fellteppich liegenden Pantoffeln und schleuderte sie kräftig gegen die Thür. Das war das Zeichen für eine ihrer Mamsells, ihr den Café ans Bett zu bringen.

Bald darauf saß sie in ihrem eleganten Frisirmantel

mit langen aufgelösten Haaren vor dem Spiegel, goß Eau de Cologne in ihre Locken, ehe sie dieselben mit dem Brenneisen zu kräuseln anfing, und parfümirte mit Eau de Mille Fleurs ihr Morgenkleid. Dann kam ihr der Gedanke, ein warmes Bad zu nehmen. Andere Gedanken, als die einer entsprechenden rationellen Körperpflege und Ernährung, kamen ihr ja überhaupt nie. Den Rest ihrer Zeit verwandte sie auf die Toilette ihrer schönen Seele, indem sie sämmtliche Romane einer umfangreichen Leihbibliothek verschlang.

Während sie noch in ihrem Badezimmer sich bewunderte und vorm Spiegel ihre Reize in allen möglichen Stellungen besichtigte, klopfte die eine Mamsell, die sogenannte Kneifer-Mary (Rother'schen Angedenkens), an die Thür und benachrichtigte sie: „Madame, Ihr Freund ist da!"

In der That saß Leonhart gähnend in einem Winkel und bepustete als ironischer Blasebalg die Bierheben mit schnoddrigen Redensarten. Auf den Wahnsinn des Kneipens „hinten" fiel er ohnehin als alter kundiger Thebaner nirgends herein; hier aber genoß er uralte Stammgastrechte und durfte sich mit einem bescheidenen Glase Bier begnügen. Unter den Kellnerinnen, so oft sie wechseln mochten, fand er stets alte Bekannte. Und so vertrauten sie ihm auch heute allerlei Klatsch. „Wahrhaftig," dachte er, „früher stand die Kunst unter dem Sternzeichen der Madonna, heut unter dem der litterarischen Kellnerin." Kneifer-Mary erzählte ihm eine gräßliche Geschichte, wie sie als Backfisch ihrem Vormund

entlaufen sei, weil dieser sie habe nothzüchtigen wollen. „Züchtigen — was? Die Noth hast Du zugesetzt. Man verspricht sich so leicht!“ gähnte er. Mit Hochgenuß hatte er oft bemerkt, wie sonst recht gewitzte Leute sich fast immer von den Rührgeschichten dieser Damen betölpeln ließen. Er kannte das Sprüchwort: „Sie lügt wie eine H . . .“ Doch mit seltsamer Inconsequenz glaubte er nichtsdestoweniger an die idealen Aspirationen seiner Freundin Frau Meyer.

Diese Juno erschien. Ihr semitischer Astarte-Typus wirkte stets blendend beim ersten Eindruck, zumal ihre weiße Gesichtsfarbe durch kohlschwarzes glänzendes Haar gehoben und ihre Ueppigkeit mit geschmeidiger Eleganz gepaart erschien. Die holde Wittwe stürzte freudig auf ihn zu und fiel ihm um den Hals.

„Ach da bist Du ja, mein Herzblatt! Seh ich heut gut aus? Uns kann Keiner!“

„An die Wimpern klimpern!“ ergänzte Kneifer-Mary naseweis.

Sofort wurde der Engel zur Furie. „Sie haben hier gar nichts mitzureden!“ schrie Frau Meyer heftig. „Hier rede nur Ich. Sie haben bloß zu schweigen, verstanden?“

„Ach, ich meinte man bloß!“ Kneifer-Mary fing sofort langsam zu weinen an, worüber Leonhart in solche Rührung gerieth, daß er sich zu ihr setzte und sie liebkoste.

Die klassischen Juno-Züge Helenen's verzerrten sich bei diesem Anblick und sie ging wüthend in der Stube

auf und ab. Dann commandirte sie mit rauher Stimme: „Marsch fort, Sie! Bringen Sie eine Flasche Lafitte nach hinten für meinen Freund! Und zünden Sie die Gasflammen an.“

„Ich habe noch gar nichts dergleichen befohlen, meine Gnädige,“ brummte Leonhart verdrießlich.

Sie fiel jedoch gierig über ihn her: „Wie hübsch er heute ist! So wie ich, liebt Dich keine! Scheusal, wolltest Du mich eifersüchtig machen?“

Er sah sie lächelnd an.

Sie zwinkerte lüstern-verlegen mit den Augen. Das Böse in ihrem Sphinx-Gesicht war es, was auf ihn so bezaubernd wirkte. In den kleinen Schlänglein um ihren schöngeschwungenen Mund erkannte er kußgierig liebe Wahlverwandte.

„Zarewna!“ lächelte er. Sie hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Katharina II.

„O mein Orloff!“

Sie hielten sich umschlungen in zärtlichem tête-à-tête.

„Heut hab ich gebadet,“ sagte sie kokett, indem sie ihren Hals entblößte.

„Ha, wäre ich die Welle, die Deinen Leib umschließt!“ deklamirte er in ungesunder Brunstaufwallung. „Wahrhaftig, ich würde zur Flamme werden!“

„Zur Flamme? Ei!“ Ihr Auge funkelte. „Wenn ich nun aber selbst die Welle würde, die Dich umwogt! Ich würde Dich schon herunterziehen, was?“ Und zur Bekräftigung drückte sie seinen Kopf fest an ihren Busen.

Er aber phantasirte fort: „O Sphinx! Könnt' ich doch in Dich hinüberfließen, mich selbst zernichten in Deiner Lebensfülle —" („Lebensfülle ist jut!" sie knöpfte sich sämmtliche Knöpfe ihres Mieders auf) „in wunschlosem Gestorbensein!"

„Wunschlosem? Oho! Das will ich nicht hoffen! Prost!" Er lachte leicht auf, indem er mit ihr anstieß. Aber unwillkürlich durchschauerte es ihn dabei, als ob ihm der Tod als lieber Gesell zur Seite säße und ihm grinsend ein blutiges Glas entgegenstrecke. Ihm wurde so nachtwandlerhaft zu Muthe, als habe er all sein Leben nur geträumt. Wie lange kannte er nun schon dies Weib! Als sie noch „glücklich" verheirathet war, hatte er schon mit ihr eine eigenthümliche „Freundschaft" gepflegt. Greisenhafte Narrethei!

Wie Betrunkene am Abgrund vorübertaumeln — wann wird er sie beide verschlingen?

„Das reine Gretchen in Auerbachs Keller!" murmelte er halb gedankenlos.

„Nanu!" Sie lehnte sich mißmuthig zurück. „Das ist manchmal Alles so — so falsch bei Dir! Man weiß nicht — ich ärgere mich über Dich."

„Daß ich noch nicht weiter bei Dir bin, wie?" fuhr es Leonhart heraus.

Sie sah ihn mit einem langen Blick an.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

Sie spielte wieder ein wenig auf der weinerlichen Moll-Seite. „Ach, ich habe doch Alles verloren mit meinem Mann. Wer kümmert sich sonst um mich!" Sie

sah ihn kokett an. „Was, Du doch etwas? Nicht? ‚Daß Du mich liebst, daß weiß ich,‘ summte sie neckisch.

„Auf Deine Liebe . . beiß' ich,“ ergänzte er und biß sie leicht in die Backe, über welchen beißenden Scherz sie in ungebärdige Extase gerieth, aber doch Geschäftsruhe genug behielt, von wegen des eben mit dem Notenblatt eintretenden und bei dem allzu intimen Anblick des Pärchens diskret entweichenden Klavierspielers, eilig zu rufen: „Gieb Mozarten 50 Pfennig! — Hier, Herr Musikdirektor!“

In ähnlicher Weise wurden die Mamsells, die ihr Tribut-Glas holen kamen, fortmanövrirt. Von Kneifer-Mary wußte Frau Wirthin übrigens ein famoses Abenteuer zu erzählen.

Sie wollte sich ausschütten vor Lachen. „Also, da kam ein Weinhändler her, Namens Strauß, und wollte Wein bei mir verkaufen. Da wurde die kleine Mary wie verrückt, als der Mann mit mir eine Flasche Wein trank; es war ein hübscher Kerl. Und als ich das nun sah, sagte ich ihm, als er ging, um, wie er sagte, eine Stunde spaziren zu gehen: „Nehmen Sie doch die Kleine da mit!“ Das that er denn, weil ihm nichts andres übrig blieb, denn die Person zog gleich ihre Mantille an. Na und als sie zurückkam, da schwärmte sie nun. Und ihm ist sie ein Ekel. Also, was thun wir? Sagen ihr, er wäre hier gewesen, als sie fort war, und hätte ihr ein goldenes Armband mit einem Hufeisen darauf gebracht. Da war sie außer sich. Und was thun wir wieder? Kaufen für 50 Pfennig im Passage-Bazar ein Simili-

Armband, finden zum Glück noch eins mit einem Hufeisen. Ich packe das nun in eins meiner Juwelirkästchen, nehme einen Bogen Rosapapier und schreibe: ‚Meine süße Maus!‘ Und so weiter — Du kannst Dir denken. Das wird nun angeblich durch einen Dienstmann als Paket gebracht. Na, meine Mary also wie rasend! ‚Ist's auch echtes Gold?‘ sagt sie, weil das Simili natürlich keinen Glanz hatte. ‚Ja, Mattgold!‘ Am andern Tage kam sie freilich, ihre Wirthin hätte gemeint, es wäre vergoldetes Silber. Ich aber ganz empört: ‚Nein, Fräulein, Sie sehen doch, es kommt vom Juwelier. Da giebts nur echtes Gold.‘ Und dann stellen wir einen Strauß von allerlei Blümchen zusammen nnd schicken ihr das wieder mit einem Rosabriefchen, unterschrieben: ‚Dein Sträußchen‘. Er habe es heut nicht aushalten können, ohne ihr einen Beweis seiner Liebe zu geben; morgen komme er. Na, die Extase kannst Du Dir denken. Den ganzen Tag wandelte Sie herum mit verschämtem Gesicht, wie eine Braut.“

Die schöne Helena wieherte ordentlich vor Vergnügen und fiel Leonhart krampfhaft um den Hals.

„Ach, Du bist doch der beste edelste Mensch! Wenn ich mit Dir ein Stündchen plaudere, schwebe ich wie im Himmel; bin so weggehoben über all' das dumme Leben. Wie Du mir neulich erzählt hast, daß es so große Welten über uns giebt und die Erde bloß so klein und wir wie Ameisen — ich weiß gar nicht, wie mir dabei wurde!“

„Originelle Zarewna!“

„Dann bist Du mein Premierminister! Ach, Du bist

doch ein abscheulicher Mensch. Niemand würde es für möglich halten — kenne Dich schon so viele Jahre und weiß noch immer nicht, wer Du bist. Da sind wohl ein paar mal Leute hier gewesen, ekelhafte Gesellen, die von Dir quatschten und sich nach Dir erkundigten — daß Du „Friedrich" heißt, weiß ich schon —, aber im Namen-Sagen da waren sie Alle behutsam. Wie ist das nur möglich, daß die Leute dahinter kamen, daß Du hierhergehst, aber ich Dich nie ausfinden konnte? Du mußt schrecklich weit von der Dresdener Straße wohnen. Und im Schaufenster hab ich auch nie Dein Bild gefunden . . . und ich weiß bestimmt, daß Du doch ein berühmter Mann sein mußt."

„Gott Gerechter!" machte er spöttisch, indem er ihre semitische Lebhaftigkeit nachäffte. „Wie soll ich sein berühmt! Ich bin einer der obscursten Sterblichen, heiße weder Veilchenthal noch Aaron noch Lubliner. Und was ich geschrieben habe, das ist bloß ein . . Coursbuch."

„Ach rede man nich! Bei andern Damen da wirst Du schon anders sein in der Gesellschaft. Dir stehn ja alle Wege offen."

Er zuckte die Achseln.

„Tröste Dich, mein Kind, unsere Damen haben schönere Idole als mich — mit rothem Kragen und Epauletts. Uebrigens," er nahm einen ärgerlichen Ton an, „laß diese Nachforscherei! Wenn ich mich Dir entdecken will, werde ich es schon selber thun. Und daß ich's nicht thue, zeigt doch daß ich's nicht will."

„Ja, glatt wie 'n Aal!"

Sie gerieth plötzlich in ein mörderliche Rage, die sie sofort an ihren Mamsells auszulassen wußte.

„Häßlich sind sie alle wie die Sünde, und dabei stecken sie Bilder 'raus. Hier bei meinem Freund besaufen sie sich und dann, wenn Gäste kommen, dann lesen sie Bücher. Solche Mamsells sind mir noch nicht vorgekommen.“

In diesem Augenblick aber kam die Mamsell Olga und meldete ihr was.

„Ach so! Entschuldige mich, mein Kind! Da sind Zwei, die sich für mich interessiren!“

„So und da läßt Du mich sitzen? — So lebe wohl, und wenn für immer!“

„Ach, Du kommst ja doch wieder! Und übrigens, wir haben an jedem Finger Einen!“ Sie zählte viermal ihre fünf Finger ab.

„Was, so wenig?“ — Sie lachte und entfernte sich, trällernd: „Anna, zu Dir ist mein liebster Gang.“

Olga, die in England Geborene mit dem merkwürdigen großgeformten Fuchsgesicht, die so oft mit Leonhart Sechsundsechzig gespielt, sein sogenanntes „langsames Ideal,“ versicherte ihm jetzt, sie sei ihm eigentlich auch sehr gut. „Wir kennen uns ja schon so lange!“

Leonhart dachte innerlich, was die Welt wohl sagen möchte, wenn sie diese komischen Freundschaften des „großen Dichters“ erführe.

„Edles Wesen!“ sagte er gerührt. „Was macht denn Dein Verhältniß, dies gute Schaf? Glaubt er immer noch an Dich?“

„Ach, Sie haben ja nie geliebt. Wenn Sie wüßten wie das ist! Mein Schatz ahnt natürlich nicht, daß ich Andere eben nehmen muß, wie das Geschäft es fordert. ‚Ja Mäuschen,‘ sagte er, ‚ich weiß wohl, daß Dir welche mal einen Kuß nehmen. Aber Du selbst giebst doch Keinem einen?‘ ‚Nie, auf Wort!‘ sage ich dann. Wenn ich ihm die Wahrheit sagte, wär's ja für immer aus. O, dies Geschäft ist einem zum Halse heraus!“

Grade wie die Salon-Kokette ihrer Mama wohl zu beichten pflegt: „Es ist doch jeden Abend ein anderer! Ach, wenn ich nur Einen hätte!“

Darin sind alle Weiber gleich, dachte Leonhart. — Er sah nach der Uhr und schauderte.

Es ist doch eigentlich ein wahrer Skandal. Hier sitzt man nun und sauft regelmäßig für zehn Mark Wein, den die Weiber austrinken! Zehnmal macht schon hundert Mark auf die Weise. Freilich, was ist billiger in diesem verwünschten Berlin! Ein Ekel ergriff ihn vor seinem hartnäckigen Versimpeln in dieser thörichten Anhänglichkeit an zeit- und geldverzehrende angebliche „Studien“-Manieren. Was ihn solche Lokale lehren konnten (tiefere Kenntniß des weiblichen Charakters in seiner entarteten Entfesselung), hatte er doch längst gelernt. Elende Schwäche der Gewohnheit. Aber an eben dieser Schwäche gehen tausende junger Existenzen in Berlin zu Grunde, Studenten, Maler, Musiker. — Selbst ein gewisser Ort war hier lebensgefährlich wegen seiner Unsauberkeit. Alles schwamm dort durcheinander, so daß selbst die Stiefeln durchnäßt

wurden. Ein scheußliches Symbol für den sonstigen moralischen Schnupfen, den man sich holt.

„Nicht wahr, mein Kind, wir Beide gehen ganz allein nachher eine halbe Stunde spazieren, um uns abzukühlen?"

Er bejahte, wenn sie rasch mache.

Draußen ging das Gezanke mit den Mamsells wieder los und einige späte Nachtgäste, die erschienen waren, um Jux zu machen, wurden ersucht sich „etwas plötzlich" zu entfernen.

Er hatte es satt, so lange zu warten, während sie draußen geschäftlich herumschimpfte. Er trat daher hinaus mit Ueberzieher und Stock. Da er sie nicht sah, wollte er schon hinuntergehn, als sie von oben mit Muff, Hut und Mantille kam. Sie rief entrüstet: „Na, was ist das?"

„Ich warte," erwiderte er. „Aber bitte, sehr rasch!"

Sie maß ihn mißtrauisch und sagte unvermittelt: „Ach, Sie sind mir ein fauler Jakob! — Nur einen Moment, daß ich Kasse mache!"

Aber auch das dauerte endlos; ihn ergriff ein unsieglicher Widerwille.

„Ich muß wirklich gehn," sagte er plötzlich.

„Gut, dann machen Sie, daß Sie fortkommen," entfuhr es ihr.

Er verbeugte sich kalt. „Ich danke für die gnädige Entlassung," drehte sich auf den Hacken um und ging.

„Das war neulich von Dir ein gemeiner Zug! Mich da im Pelz stehn lassen!“

„I, so lange zu warten hatt' ich weder Zeit noch Lust.“

„Da sieht man, wie Du mich liebst! Aber auch gar nicht!“

„Oho, ich liebe Dich fürchterlich!“

„Fürchterlich — das ist schon nichts, das ist Ironie. Du kommst mal alle acht Tage und denkst: Willst mal zu der Frau 'raufgehn und mit ihr eine Flasche Wein trinken. Das ist ganz gemüthlich. Aber Liebe! Liebe für mich allein!“

Er sah sie fest an und sagte ruhig:

„Warum liebst Du mich denn?“

Sie gerieth wieder in Extase und fiel ihm um den Hals: „Wie reizend das wieder herauskam! — Warum ich Dich liebe? Erstens, weil ich Dir ganze Nächte lang zuhören könnte, wenn Du erzählst — zweitens, weil Du so schöne Augen hast — und drittens, weil Du anständig bist.“

„Na ja!“ Er küßte sie. — „Ich muß Dir ja das Küssen beibringen. Das verstehst Du nicht.“

„Aber ich laß mich gern küssen.“

„Oho, das klingt verdächtig.“

„Wie, hast Du schon je gesehn, daß ich mich küssen ließ?“

„Nein, ich hab's nicht gesehn, das ist eben das Schlimme,“ brummte er ironisch.

„O Du!“ Sie preßte ihn innig an sich. „Riech mal!“

Damit drückte sie sein Haupt an ihren üppigen Busen, wie sie das mit wohlberechneter Absicht zu thun liebte.

„Ach wie berauschend!“ gähnte er, den Parfüm einsaugend.

„Wenn wir erst verheirathet sind, berausche ich Dich noch anders.“

Sie küßte ihn glühend ab.

„Na, nur zu! Ich bin bereit, Sphinx.“

Er lächelte neckisch, weil er wußte, daß ihn das gut kleidete. Richtig quietschte sie auch: „O die Grübchen!“ und stellte sich wie bezaubert, indem sie jedoch „auf den Schreck“ Glas auf Glas hinunterstürzte und ihn ebenfalls animirte. „Denn wie Du weißt, mein Schatz, Liebe ist Liebe und Geschäft ist Geschäft.“ So verschwanden die Flaschen natürlich eilig genug, da ja die wackern Mamsells regelmäßig ihr Theil erst einschenkten und wegtrugen — als Preis für das Alleinlassen des Pärchens. Sie wurde ihm heut so langweilig mit ihrem Erzählen von ihren schweren Träumen und schlaflosen Nächten, und von den vielen gemeinen Insinuationen, die man an sie richte (das „kräftige junge Weib, das etwas bedürfe“), und von den Geschenken und Nachstellungen ihrer Anbeter, — daß er sich gähnend erhob und bald das Weite suchte, von ihr die Treppe halb hinab verfolgt. Als er nach acht Tagen wieder erschien, war sie nicht sichtbar, sondern fröhnte im hintern Zimmer dem Champagner mit irgend einem Verehrer. Als er nach wenigen Minuten ging, rauschte sie heraus, ihm nach, in einem schwarzen Atlaskleid mit hochgerötheten Wangen. Er kniff

das eine Auge zu, zeigte auf die bewußten Wangen und sagte „O!“

„Julitz war heut göttlich!“ rief sie mit affectirter Absichtlichkeit, indem sie den Kopf junonisch zurückwarf und ihn fest anblickte. Hoffte sie etwa, daß ihm das eifersüchtigen Aerger errege? Er verbeugte sich lächelnd, küßte ihre Hand und sprach väterlich: „Julitze nur weiter, Kind. Meinen Segen hast Du.“

„Wir müssen doch auch 'was für die Unsterblichkeit thun!“

Es war spät und kein Gast mehr anwesend, als er nach etwa zehn Tagen kurz vor 11 Uhr wieder vorsprach. Sobald sie ihn erblickte, schoß sie mit einem kleinen Aufschrei auf ihn zu. — —

„Neulich sah ich Dich auf der Straße mit einem Andern zusammengehn. Du bemerktest mich auch und hast mich nicht gegrüßt. Ich dachte, Du würdest hinter mir herkommen ... aber nichts. ‚Siehst Du,‘ sagte ich zu meiner Schwester, ‚das ist meine verschmähte Liebe‘.“

Er stellte das natürlich in Abrede. „Ach, rede man nich. Wohl hast Du mich gesehn. Neulich auch glaubte ich Dich vor einem Bilderladen zu sehn ... ich trat an den Herrn heran, der Dir ähnlich sah ... da sah ich erst, er war lange nicht so hübsch wie Du. Ach, das ist eben bei mir so eine Tollheit im Kopf: Ich sehe Dich überall, ich glaube Dich überall zu treffen und hinterher ist's ein Andrer.“

Sie erzählte dann eine Geschichte von ihrem Edelmuth, wie sie Unter den Linden einem überfahrenen alten Arbeiter die Droschke zum Nachhausefahren bezahlt. „Ja, die Reichen haben kein Herz, nur die Armen.“

Sie hatte ihm anfangs — sie blieben vorn, da hinten noch Weingäste saßen — gegenübergesessen, indem sie ihn ernstforschend betrachtete und die Beine bequem übereinanderschlug. Da er aber ihren Fuß dabei emporgehoben und geküßt hatte, sprang sie auf „dafür bekommst Du einen ordentlichen“ und gab ihm einen Kuß, daß man es bis hinten hörte. „Ach was soll ich mich geniren! Mögen sie alle reden was sie wollen!“ Damit setzte sie sich ihm auf den Schoß und ließ ihren Gefühlen freien Lauf.

„Erzähl mir wieder ’was Interessantes! Du weißt ja alles, alles!“ Sie plauderten lang und breit und sie hörte ihm stets mit gespanntester Aufmerksamkeit zu.

Als Olga einmal an den Tisch kam, nahm sie zufällig Leonharts Handschuhe auf, die auf dem Tisch lagen. Dabei blieb ihr Auge plötzlich wie gebannt hängen. Aergerlich steckte er sie in die Tasche, ohne sich etwas dabei zu denken. — In ihrem Liebestaumel blieben beide bis zwei Uhr zusammen und sie selber geleitete ihn hinaus. — Als er nach Hause schritt, kam ihm ein plötzlicher Argwohn. Unter der nächsten Laterne prüfte er seine Handschuhe. Er wollte seinen Augen nicht trauen: da stand groß und breit sein Name! Die Waschanstalt hatte ihn

beim Waschen hineingeschrieben und er hatte nichts davon bemerkt! — „Nun gut, wir wollen sehn," dachte er.

„Neulich hast Du gesagt," hob sie an, „wir gehörten alle zum Thierreich. Dann frage ich mich nur, wozu es dann so viele furchtbar kluge Köpfe giebt — wie z. B. Dein Köppken da, Du!"

„Siehst Du, das hast Du wieder gar nicht verstanden, mein Kind. Nämlich, entwickelt aus dem Thierreich als höhere Gattung werden wir doch ewig bleiben, selbst wenn wir alle thierischen Functionen, als da sind: Essen, Trinken, Schlaf und Beischlaf" (sie lachte auf und steckte den Finger in den Mund, indem sie ihn lüstern anschielte), „völlig abwerfen könnten ..."

„Glaubst Du denn wirklich, daß das geschehen könnte?" unterbrach sie ihn hastig. „Ach, das wäre gar nicht schön. — Ja, was hat man denn sonst vom Leben?' Sie richtete sich straff auf und sah ihn funkelnden begehrlichen Auges an.

„Oho, da haben wir wieder den ollen knuftigen Weltschmerz!" lachte er auf. „Na, den vertreibe ich Dir, wenn wir erst verheirathet sind."

„Wie er das sagt!" Sie fiel ihm um den Hals. „Ach, das wird ein Leben! Morgens stehn wir auf, trinken Kakau und" betonte sie mit Wichtigkeit „nichts dazu. Dann zweites Frühstück: Rühreï mit Schnittlauch oder Sardellenbrötchen. Dann essen wir zu Mittag — ach, ein Spargelgemüse zum Beispiel —"

Er lachte unbändig. „Nein, diese Eßphantasie!"

„Nun ja," schmollte sie. „Ich muß Dir doch angeben, wie ich Dich pflegen will. Denn was soll denn sonst," flüsterte sie ihm schelmisch ins Ohr, „aus der Nacht werden? Am Nachmittag liest Du mir wundervolle Bücher vor. Und dann gehn wir gleich nach dem Essen zu Bett ... schon um zehn." Dabei fiel sie ihm an die Brust und drückte sich fest an ihn an.

„Ach!" seufzte er mit ironisch übertriebener Affektation. „Wär's schon so weit!"

„Ja, das möchtest Du wohl gleich! ... Aber auf vier Wochen, nicht? O ich kenne Dich Bösewicht!"

„O nein," sagte er, indem er sie glühend umarmte. „Ich liebe Dich wirklich."

„Wahr und wirklich?" fragte sie schwimmenden Auges. „Sag' mal, wieviele hast Du geküßt seit vorigen Montag?"

Er sann nach. „Ich will mal genau nachdenken ... keine."

„Keine? O!" Sie umschloß ihn mit beiden Armen in einem Paroxysmus der Leidenschaft. „O so komm doch, heirathe mich! Worum die Andern mich anbetteln, darum flehe ich Dich an. Reise mit mir fort, aus der ganzen Welt fort, an den Genfer See. Dort schaffst Du Deine wunderbaren Werke und ich setze mich zu Deinen Füßen und höre Dir zu ..."

„Meine wunderbaren Werke!" Es schmeichelte ihm aber doch. „Ach, die giebt's gar nicht! Ich schreibe ein Coursbuch."

„Du mit Deiner dummen Ironie! Ja wohl schreibst Du sie.“ Sie holte einen Augenblick tief Athem und ein tiefernster Ausdruck glitt über ihre Züge. „Ich habe alles verloren, alles, Mann, Geliebter und Freund. Alles was ich dachte, hab' ich mit meinem Mann getheilt. Und wenn man nun Niemanden mehr hat, dem man sich vertrauen kann und so isolirt lebt wie ich ... Vater, Mutter, Schwester — das ist alles nichts, die verstehen mich alle nicht. Und Freundschaft — pah! Das ist alles nur Falschheit, Neid, nichts andres. Man darf Keinem trauen.“

„Sehr richtig,“ sagte Leonhart ruhig, „die einzige wirkliche Freundschaft ist die zwischen Mann und Weib.“

„Ja,“ rief sie, „Dir, Dir möcht ich mich ganz vertrauen. O Deine treuen blauen Augen! So süß, so ... Wenn Du kommst, dann bin ich selig. Merkst Du nicht, wie meine Augen dann leuchten? Mit Dir plaudre ich ganz wie mit ... als wärst Du mein bester Freund. Und nicht wahr, Du wirst mich nie verrathen, Du wirst immer lieb zu mir sein?“

Das schöne Weib brach in Thränen aus und schmiegte sich an ihn, als wäre er ein Rettungsanker in allgemeinem Schiffbruch. Er beruhigte sie durch Liebkosungen und trocknete ihre Thränen mit seinen Küssen.

„Heut seh' ich schlecht aus, nicht?“ fuhr sie plötzlich auf, und mit weiblicher Logik abspringend, erzählte sie dann, wie sie beim Photographen gewesen sei und dieser ihr empfohlen habe, eine Parthie ihres Halses zu zeigen. Sie knöpfte dabei ihr Kleid oben auf, schlug den Sammetkragen hoch und zeigte, wie. „Mir war's ganz ungewohnt.

Denn mein seliger Mann erlaubte nie, daß ich decolletirt ging. — Wenn wir Beide nächsten Winter zum Maskenball gehn, wie Du mir versprachst (nicht wahr, wir thun es doch?" Er nickte), „dann geh ich decolletirt. Denn dem Mann gehört Alles."

„Ich bin aber noch nicht Dein Mann."

„Das thut nichts. Du machst eine Ausnahme. Ach was heirathen! Man schafft sich einen guten Freund an. Ja, Du natürlich ... ei, sieh mal her!" Sie knöpfte blitzschnell ihre Taille auf und entblößte die schneeweißen wogenden Hügel. „Wie gefall ich Dir?"

... es war still, kein Gast im Lokal ... Vorn hörte man nur die Mamsells beim Dominospielen miteinander zanken ... sie waren so ganz allein ...

Aus Leonhart's Tagebuch.

Ich verachte einen Mann, zumal einen jungen Mann, der sich nicht eines Weibes wegen wie ein Narr oder ein Geistesgestörter benehmen kann. — So Aehnliches bemerkt Thackeray wiederholt in seinen Romanen, er, der feinste Menschenkenner der neueren Zeit. Im „Pendennis" findet sich eine schöne Stelle, wo der stolze knorrige Warrington dem jungen Pendennis seine Bekanntschaft anträgt. Als der freudig Erstaunte ihn später fragt, wie er zu dieser Auszeichnung komme, erwidert der ältere lebensgereifte Mann: er habe von der Jugendtollheit des jungen Herrn vernommen, wie er eine Schauspielerin, eine abgefeimte Kokette, durchaus heirathen wollte und mit Mühe vor

diesem Wahnsinn bewahrt wurde. Das sei ihm das Merkmal einer tüchtigen Natur gewesen. — Tiefste Seelenkenntniß liegt in dieser Bemerkung.

Es scheint ein leicht begreifliches Naturgesetz, daß ideale und zugleich leidenschaftliche Naturen sich mit Vorliebe in rohe und gemein denkende Weiber verlieben. Der Fond ihrer idealisirenden Liebeskraft ist so groß, daß ebenbürtige und würdige Ideale nicht genügenden Stoff für diesen Ueberfluß von Gefühl und Hingebung bieten würden. Wie wäre sonst die wahnsinnige Leidenschaft genialer und großer Männer für so geringfügige oder verächtliche Liebesobjecte zu erklären!

Die erotische Begierde macht zwar manchmal Feige zu Helden, Faulpelze zu Fleißigen, und so fort. Aber viel häufiger tritt der Fall ein, daß sie, selbst wenn sie nebenbei zu höchster Anspannung aller Fähigkeiten reizt, den Charakter von Grund aus vergiftet und verschlechtert. Sie macht Verschwiegene indiscret, Wahrheitsliebende verlogen, Nobeldenkende brutal und boshaft. Sie verwirrt den Sinn für Pflicht und Recht, sie raubt jedes Gefühl der Selbstachtung und Würde. „Aus Klugen macht Thoren die mächtige Liebe" heißt es schon in der älteren Edda.

Nichts ist erbarmungswürdiger, als einen edeln und ritterlichen Mann, der sich durch eine Eva zum Fall verlocken ließ, hinterher aus dem Taumel zur Nüchternheit erwachen zu sehn. „Und er erkannte, daß er nackt war.“ Die Wuth gegen den früher begehrten oder besessenen Gegenstand gährt dann derartig, daß sich der Groll sogar in indiscreter Rohheit Luft macht. Man rächt seine eigne Verblendung und stachelnde Reue an dem früheren Idol, das doch im Grunde stets denselben Werth oder Unwerth besaß.

Nur in uns selbst liegt die Schönheit und das Begehrenswerthe der Begierde. Die Seele will aus sich selbst heraus und fiebert einer Afterschöpfung, einem schöneren Etwas, entgegen, das in Wahrheit gar nirgends existirt als im Hirn des Liebenden. — Wo liegt Anfang und Ende einer starken Leidenschaft, wenn sie plötzlich über Nacht aus äußeren Anlässen erlöschen kann! Man begreift vollkommen, wie diese oder jene Leidenschaft entstehen, wachsen, sich ausrasen konnte. Man begreift sogar alle Thorheiten und Narrheiten, zu denen sie veranlaßte; man würde vielleicht in ähnlichem Falle ebenso handeln. Wie aber ist es möglich, daß eine allesverschlingende wahnsinnige Liebe plötzlich, in sich selbst verzehrt, erlöschen kann — auch ohne daß sie volle Befriedigung gefunden? Schwache Naturen allerdings mögen in einer Art temporären Irrsinns daran zu Grunde gehn. Starke

hingegen, und wenn sie bis zur äußersten Grenze gegangen, können plötzlich sich ein Ziel setzen, ohne sonderliche Willensanstrengung. Die Begierde erlischt einfach, auch ohne Sättigung, auch ohne zwingende Umstände — falls sie störend in den sonstigen Lebenszweck eingreift. Auch dann, wenn der Minnekranke fest entschlossen war, sein Ich dem Du zu opfern. „Alles hat seine Zeit," sagt der Prediger. Aber die Fluth und Ebbe des Gefühls hat, so natürlich sie scheint, doch etwas Räthselhaftes. Bah, kommt mir nicht mit pathetischen Phrasen — es giebt keine Liebe, sei sie die reinste und selbstaufopferndste, die ein gewisses Stadium überdauert. Oder sie ist bereits eine ernstliche Affection des Gehirns.

Ich habe einen lieben Freund. Ich warnte diesen vor einer gewissen anrüchigen Dame. Er nahm sehr ernstlich ihre Partei und schimpfte über die Klatschsucht der Welt. Hinterher erfuhr ich aus unumstößlichen logischen Thatsachen, daß er — er ist sehr verheirathet — mit dieser gefälligen Dame ein flüchtiges sinnliches Verhältniß gehabt. Neulich setzte er sich hin und unterhielt mich wiederum von der Tugend einer anderen Dame, zu welcher die ganze Welt, weil er's ein wenig öffentlich trieb, ihm nahe Beziehungen unterschob. Er erzählte mir ganz unmögliche Tugendhaftigkeiten, wie sie in Romanen der „Gartenlaube" vorkommen könnten, — alles mit dem Bestreben, das gewisse Weib in meinen

Augen zu heben und dadurch die Existenz einer intimen platonischen Freundschaft mit derselben plausibel zu machen. Wie ein stummes Bild des Glaubens faltete ich andachtsvoll die Hände. Aber es imponirte mir doch. Das heißt gehandelt wie ein Kavalier.

III.

„Wissen Sie was, schreiben Sie uns einen Messerschneide-Artikel! Etwas gegen Boulanger, wissen Sie."

„Weswegen?"

„Was für eine Frage! Es liegt im Interesse des Blatts."

„Möglich. Aber ob in meinem Interesse?"

„Herr Doctor, ich bin erstaunt. ."

„Und ich erst! Gott, seien wir doch keine Kinder! Die Hauptsache dabei (ich will ja den Artikel gern schreiben) ist die: Was — nützt — es mir?"

„Aber das hätte ich nie von Ihnen gedacht! So wenig Eifer! Natürlich werden wir Ihnen den Artikel sehr hoch berechnen."

„50 Pfennig pro Zeile?" höhnte Kratzenthal. „Nein, alter Freund. Da fällt mir ein: Warum schreiben Sie denn den Artikel nicht?"

„Ach!" Kössel kratzte sich hinter den Ohren. „Das ist eine sehr sehr prekäre wichtige Affaire. Das kann nur eine ganz gewiegte Feder — wie die Ihre, Herr Doctor Kratzenthal."

„Ach zu gütig!“ schnaufte dieser durch die Nase. „Sie wiegen meine gewiegte Feder in sanfte Illusionen. Mit einem Wort,“ er sprang plötzlich auf, „Sie selbst fürchten sich den Artikel zu verbrechen und wollen einen stillen Compagnon dazu. Ich wittere Unrath. Holla, der Bankier Hollmann!“ Kratzenthal brach in ein wieherndes Gelächter aus, schlug seinem Chef auf die Schulter und grinste: „Spekulirt auf Baisse! — All right! 100 Mark pro Zeile — 100 Zeilen Umfang — macht 10000 Mark — dann schreibe ich ihn, den Messerschneide-Artikel.“

Nämlich im Sinn all der früheren Messerschneidungen, welche fast jedes Blatt wie eine Art monatlicher Excremente von sich giebt.

Solche Schauderaffaire erzählte Schmoller dem staunenden Leonhart, als er mit diesem das Zeitungszimmer des Café Bauer durchstöberte, ob sie nicht Beide wieder irgendwo beschimpft worden seien. Er hatte angeblich diese Scene belauscht, als er die Redaction eines großen Blattes heimsuchte. Dann erzählte er noch, wie plötzlich ein schrecklicher Skandal dort losgebrochen sei, da die Gattin des Chefredacteurs Rössel, eine frühere Köchin, diesem grade wie gewöhnlich ihren allabendlichen Gardinenpredigt-Besuch auf der Redaction abgestattet habe. — Dieser professionelle Verfolger der Bosheit sog sich freilich solche Geschichten oft rein aus den Fingern. So galt es ihm diesmal, das bekannte Verhältniß von Börse und Presse in ein Späßchen zu bringen. Allein, es schien nicht so bös gemeint, wie es klang. Aus

Klatsch, Nichtigkeit und Jämmerlichkeit setzt sich ja das unselige Leben des Berufsschriftstellers zusammen und als einzige Rache bleibt ihm die böse Zunge. Jedermanns Hand ist wider ihn drum ist seine Hand wider Jedermann. Verzweiflung lachte aus Schmoller's Verleumdungsmanie. Das Unberechenbare war hier nie das Unentschuldbare. Grade wie Leonhart fühlte er sich dämonisch zum Geifern getrieben.

„Kratzenthal platzt noch vor Gift, wie die Ratte in ihrem Loch. Rössel sagte mir mal, man müsse die ewige Wuth Kratzenthals nur bedauern, da sie von Hämorrhoiden herrühre."

„Das ist keine Entschuldigung. Aber ich kann mir nicht helfen: obschon er mein Todfeind, halte ich ihn für einen Ehrenmann," versetzte Leonhart ruhig.

„Ehrenmann — ach Du bist doch immer der Alte!" knurrte Schmoller. „Wie hat der Mensch sich immer ruppig gegen Dich benommen!"

„Das tangirt aber nicht seine sonstige Ehrenhaftigkeit. Denn daß er meine Recensionsexemplare andauernd todtschweigt und dem Antiquar verkloppt, diese Naivetät theilt er ja mit allen Preßbengeln. Er ist muthig und unabhängig, erinnert mich immer an einen Dachshund — bissig und brav."

„Ja, die Beine hat er sich krumm gelaufen wie ein Teckel — das stimmt. Übrigens sind sie alle toute même chose! Jeder Redacteur schießt Probepfeile eingebildeter Willkühr, ob nun von liberalem oder conser-

vativem Göttersitz! Da ist mir doch die Schwefelsäure der „Berliner Tagesstimme“ noch lieber, als dieser salzlose Ohnmachtgeifer!“

„Ist er eigentlich ein getaufter Jude?“

„Und ob! Drei Juden in eins! Darum belfert er ja auch soviel gegen jüdische Gesinnung, um seine Abkunft vom Mühlendamm zu verdecken.“

„So 'was ist mir allerdings doppelt widerlich.“ Leonhart runzelte die Stirn. „Ich kenne ungetaufte Ehrenmänner. Für getaufte grüne Judenjungen, die ihre Stammesgenossen begeifern, sollte man aber eine Extraruthe parat halten. — Doch wie gesagt, ich glaube, wir beurtheilen Kratzenthal ganz falsch. Grade weil er ein ewiger Krakehler ist, halte ich ihn für einen ehrlichen Kerl. Allerdings leidet er als neuer Lessing an hochgradigem Größenwahn.“ Wer litte zwar nicht daran! dachte er heimlich. — Darin freilich kamen Beide überein, daß die conservative Presse der fortschrittlichen ganz würdig sei, „daß sie alle Beide stinken.“ Unpartheilichkeit? wie haißt?!

„Sieh da, Federigo, Du hier?“ tönte eine Stimme neben ihm.

„Ei, Holbach, und was treibst Du hier?“

„Komm doch an unsern Tisch — Kasimir Pakosch ist hier!“ Holbach lud mit seiner üblichen gewinnenden Liebenswürdigkeit ein, so daß Schmoller und Leonhart bald einem bleichen Herrn mit genialisch zerwühltem Haarwuchs gegenübersaßen. Er trug einen schwarzen Sammetrock und einen weißen Hut mit Schleier, sowie

Hosen von weißem Kaschmir. Außerdem lehnte er sich auf einen schwarzen Stock mit breitem Silberknopf, dem das Lasalle'sche Motto eingravirt: „J'attendrai mon temps.“ Er bedurfte dieser Stütze seines jungen Greisenalters, da er hinkte. Ueber dies Hinken verbreitete er zwar, er sei bei Mars la Tour verwundet; Böswillige schrieben es jedoch ganz andern Ursachen zu.

Dies war der berühmte Kasimir Pakosch, der Regenerator der deutschen Zukunftsbühne. Leonhart kannte ihn bis ins Mark seiner Herzensschöne von dem Tage her, wo er sich ihm gemeldet, um die Hauptrolle seines Festspiels „Sedan“ zu spielen, welches von einem „Dramatischen Verein“ aufgeführt wurde. Dieser unglaubliche Scherz des hinkenden Dichters fand seine Erklärung in dem Umstand, daß gleich darauf Pakosch's dämonische Weltschmerztragödie „Der Mulatte“ in Berlin aufgeführt wurde und er durch diesen Coup die scharfe Kritikerfeder Leonharts lahm legen wollte.

„Ach, mein theurer Herr Leonor!“ grüßte huldvoll der große Mann. „Und was macht Ihr Drama ‚Der Wärwolf‘, von dem Sie mir einst erzählten? Wird es denn endlich mal aufgeführt?“ Diese boshafte Theilnahme erbitterte den Andern dermaßen, daß er anzüglich erwiderte:

„Ach nein! Da sind überall solche Streber, die ihre Stücke von Hamburg bis Frankfurt und München zum Schrecken des Publikums anbringen, weil sie mit den Theaterregisseuren unter einer Decke spielen und den sogenannten ‚Künstlerinnen‘ Gedichte und Bouquets

widmen. Man weiß ja, wie so 'was gemacht wird. Ja, und weil Sie sich nach meinem Drama so gütig erkundigen —: was macht Ihre Frau Gemahlin? Das muß ja doch immer unsere erste Frage an Sie, verehrter College, sein."

Pakosch erröthete leicht, weil er die Beleidigung wohl empfand. Seine Frau, eine morphiumsüchtige Lady Macbeth, welche er nebst einer Villa von dem früheren geschiedenen Gatten (ein kleiner gemeiner Ehebruch lag vor) zum Geschenk genommen hatte, besorgte nämlich all seine litterarischen Geschäfte. War er bloß dünkelhaft bis zum Exceß, so raste sie einfach vor Größenwahn, so daß sie zeitweilig in einer Maison de santé sich beruhigen mußte. Sogar der milde Holbach (der freilich für die kleinsten Gebrechen seiner Nebenmenschen ein scharfes Auge und hinterm Rücken eine gar böse Zunge hatte, falls einer mal nicht seinen egoistischen Zwecken dienen wollte) entrüstete sich, als ihm Frau Pakosch einst einen herablassenden Brief schrieb: „Solche Oberflächlichkeiten wie Sie, lieber Freund, über das letzte Buch meines großen Gatten, darf man an meinen Mann überhaupt nicht schreiben!" . .

Tiefgekränkt und rachedürstend schob Pakosch eine Rose aus seinem Knopfloch und reichte sie Leonhart: „Danke für die Nachfrage! Da, mein lieber Leonor, riechen Sie! Da können Sie ja später sagen, daß Sie mit Kasimir Pakosch an einer Rose gerochen haben!!"

„O ich Seeliger! Nennen Sie mich nicht immer Leon o r, mein Guter! Ich heiße Leon h a r t — ‚Leon,' der

Löwe und ‚hart‘ — leicht zu behalten.“ Leonhart empfahl sich, indem er eine Einladung zur Eröffnung eines neuen stilvollen Bierrestaurants vorwies. „Was wolltest Du mit dem Dolche, sprich?“ rief Schmoller. „Da bin ich ja auch eingeladen, wie sich's gebührt. Ich wollt' es diesem Bierjungen auch gerathen haben! Ein Lokal eröffnen ohne mich, den Spezialkenner Berlins, hoho! Nie ohne dieses! Ich sage Dir, vor mir zittern Verleger und Bierverleger.“ — —

In dem fürchterlich altdeutsch eingerichteten Restaurant trug sogar die Buffetdame ein altdeutsches Mieder mit Puffen und alles roch nach süffiger Lebenslust, als ob die Herbarien blauer Blümelein von all den Fahrenden Sängern hier auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt seien. Die beiden Dioskuren trafen einige jüdische Theaterfabrikanten, deren schwammiges Gesicht an ihre Rückseite der Medaille erinnerte. Man aß und trank sich satt und schimpfte dabei als Kenner über den Größenwahn der modernen Bierpaläste. Dann hob Aaronsohn an, über die schändlichen Wahlwühlereien der Conservativen zu jammern. „Jotte doch!“ fuhr ihm aber Leonhart in die Parade. „Gewühlt wird auf beiden Seiten! Wir sind doch keine Kinder!“ — Bald darauf schwang sich der große Witzbold Lerchenheim zu der Behauptung empor, Wien sei die sittlichste Stadt im Vergleich zu Berlin. Es errege im „Sperl“ ordentlich Aufsehen, wenn Einer dort Champagner bestelle und der wachthabende Commissär beauftrage die Weiber dann, ja aufzupassen: Das müsse ein Verbrecher sein. — Die eigentliche

Presse hatte sich in einer Hinterstube versammelt. Zur Feier des Wahlsieges ließ man die ganze fortschrittliche Presse bei der Einladung aus und nur die Crême der Conservativen zu. Schmoller und Leonhart hieß man als Urgermanen beim Prüfen des „Stoffes“ willkommen.

„Meine Herren,“ hub der Ehrenpräses an, „ich commandire einen Salamander. Wie uns dies Getränk bayrischen Ursprungs so recht von Herzen schmeckt, sollten wir gedenken an die Gemeinschaft unserer süd- und norddeutschen Stämme. Und wem verdanken wir alles das? Sr. Durchlaucht dem Fürsten Reichskanzler, dem Kenner des deutschen Bieres, sei dieser Krug geweiht! Er lebe hoch!“

Ein donnerndes Vivat. Einer zog sich bereits den Rock aus, um gemüthlicher bärenhäutern zu können: Tibitz, der antisemitische Witzbold, einer der bravsten und darum bestverleumdetsten Männer. Er erzählte soeben in seiner jovialen Art auf plattdeutsch die Mär von „Christofer Clambumbus“, dem Entdecker von Amerika. Bei solchem Salzwasser-Latein wird man halt durstig. Nachdem man dann noch darüber debattirt, daß man ein Internationales Weltblatt gründen wolle, trennte man sich mit einem schneidigen Abschiedsschoppen auf einen „frischen fröhlichen Krieg“. Der Ehrenpräses, ein ehrwürdiger homo obscurus, Peter v. Schnapphahnitzkoy (in engerem Freundeskreis als zartsinniger lyrischer Frauenlob, sonst als malitiöse Schlangenzunge und Anonymus a. D. geschätzt), mußte leider per Droschke lallend nach Hause gebracht werden — wie sich's für einen christlichritterlichen Redacteur gebührt.

Schmoller und Leonhart wankten endlich noch in einen benachbarten ur-bajuvarischen Keller. Dort stärkten sie sich mit einem Teller Radi sowie etlichen „Knickebeinen“ und schwuren sich nochmals ewige Waffenbrüderschaft mit schon klein werdenden Aeugelein und bierseliger Stimme. Im Laufe der Erreignisse betheuerte Schmoller den nächstliegenden Gästen der Schänke, daß vor seinem neuen Roman, in welchem er alle seine persönlichen Feinde durchhecheln wolle, bereits halb Berlin zittere.

„Ick habe noch nischt jemerkt,“ brummte der Wirth.

Darob ergrimmte Schmoller in seinem Leibe und schrie: „Was, Sie! Sie wollen mich wohl uhzen? Sie dummer Bierjunge, he? Ich bringe Sie auch in meinen Roman. Dann werden Sie das Zittern schon lernen.“

Er kam aber an den Unrechten. Denn der würdige Bierpapst hatte selbst Mehreres über den Durst getrunken. „Was, Sie fauler Kopp wollen mir das Gruseln lehren?“ brüllte er. „Zittern Se draußen! Wem's hier nicht gefallen thut, der kann schieben! Sie müssen 'raus, Sie! Des is hier nich! Also, meine Herrn, der Zimmermann hat ein Loch gelassen.“ Leonhart fürchtete für seinen Freund. Dieser, als Sohn eines Kölnischen Weinküfers mit rheinischer Großschneuzigkeit behaftet, verdiente zwar an sich nicht den Geruch bramarbasirender Feigheit, in dem er stand. Aber seine zerrütteten Nerven schraken leicht zurück.

„Herr, sehen Sie, wie ich bebe vor Erregung!“

grollte Schmoller, indem er seinen Cylinder aufsetzte. „Schweigen Sie, sag ich Ihnen, oder ich haue.“

„Was!!!“ Der Wirth holte kräftig aus und schwippschwapp saß eine Ohrfeige. „Bange machen gilt nich. Da haben Sie, was Sie verdienen, und nun schreiben Sie man darüber ein Kapitel in Ihren ollen Roman.“

Es entstand natürlich ein allgemeiner „Radau“ und die beiden großen Männer wurden langsam hinausgedrängelt. Leonhart faßte den Wirth am Kragen und rüttelte ihn gehörig. Schmoller aber knöpfte sich den dicken Havelok zu, sah käsebleich aus und meinte sodann mit einem süßlichen Lächeln: „Es traf ja nur den Hut! — Wenn ich wollte — sehn Sie diese Arme! Ich war Schmied! Komm, Leonhart, verachten wir die Bande!“ Beide schüttelten den Staub von ihren Füßen und wurden mit einem wohlgemeinten Schubs endgültig hinausgeworfen. Leonhart schritt sehr schweigsam fürbaß, während Schmoller eifrig weiter perorirte.

„Haha!“ lachte er auf, „hast Du gesehn, Leon, wie ich den Kerl an der Brust faßte und hin- und herrüttelte? Ich sage Dir, er bebte wie Espenlaub! Nun, lieber Freund, Du kennst mich ja! In mir steckt so ein Stück Elementar-Naturmensch. Ich mußte an mich halten, ich mußte! Dank' Dir auch, daß Du mich gehalten hast, — sonst wäre ein Unglück passirt!!“

Leonhart konnte keine andere Antwort, als ein verlegenes Räuspern, finden. Die Phantasie seines edlen Freundes ging wieder zügellos mit diesem durch.

„Es wird noch eine Marmortafel dort angebracht werden, wo wir Beide gesessen haben!“ rief der große Autor in tiefer sittlicher Empörung. „Lebewohl, mein Freund, und verachte die Welt wie ich. Man muß Philosoph sein! Du ärgerst Dich noch zu viel.“

Tiefgekränkt schritt er von dannen, wie er tiefgekränkt jeden Morgen erwachte.

Zehntes Buch.

I.

Der große Saal des Architektenhauses füllte sich bis auf den letzten Platz, um die angekündigte Vorlesung Friedrich Leonhardts „zum Besten des Unterstützungsfonds der Berliner Presse“ zu genießen. Schon aus Neugierde, wegen des vorlockenden Titels. Sämmtliche litterarische und persönliche Feinde des Dichters (sie belegten schon allein die Hälfte der Plätze) erschienen vollzählig und marschirten gleichsam in Gala auf. Man bemerkte den Doktor Drechsel-Caballo, der heute seinen Spitznamen „Richard Löwenmähne“ (nicht: Löwen*herz*) durch wüthendes Schütteln seiner olympischen Locken bethätigte, und die Nachstotterer der „Tagesstimme“, wie sie eifrig Contra-Stimmung machten.

Leonhart trat auf. Er war sehr bleich und der Frack stand ihm schlecht. Er begann mit etwas belegter Stimme, die sich aber allmählich zu sonorem Dröhnen steigerte.

Größenwahn des Militarismus und der Schulmeisterei.

Nicht gegen den Offizierstand wende ich mich, sondern nur gegen die Ueberhebung desselben und vor allem gegen eine Anschauung, welche den Krieg als naturnothwendiges Ideal der sittlichen Weltordnung und den Kriegerstand daher gleichsam als eine geweihte Priesterschait der Weltgeschichtsentwicklung feiert. Wenn z. B. Herr v. d. Goltz-Pascha in seiner bekannten Schrift den Offizier nur mit dem „Dichter und Künstler" vergleichen will, so übersteigt diese Selbstvergötterung eben das zuläſſige Maß

In letzter Zeit sind nun Brochüren erschienen, welche den „Kriegsgedanken und die Volkserziehung" behandeln. Wir verhehlen nicht, daß wir sie mit einer gewissen, steigenden Entrüstung gelesen haben. Der Größenwahn des Militarismus entpuppt sich hier wieder einmal mit erschreckender Offenheit.

Es ist ja an sich ganz löblich, wenn man seinen speziellen Beruf am höchsten stellt. Ludwig Feuerbach sagt in seiner „Philosophie des Christenthums" sogar irgendwo, daß diese Einseitigkeit ein nothwendiges Erforderniß des menschlichen Denkvermögens sei. Am höchsten stehen daher diejenigen Geistesrichtungen, welche die umfassendsten und wenigst einseitigen ihrem Wesen nach sein müssen: Poesie und Philosophie. Wenn sich denselben technische Künste, Musik, Malerei u. s. w. ebenbürtig zur Seite stellen möchten, so bleibt dieser harmlose Größenwahn ohne schädliche Folgen und gleichsam in der Familie, obgleich er die in Deutschland grassirende Ehrfurchtslosigkeit vor der Dichtung natürlich verstärken hilft. Aehnlich steht es mit der Ueberhebung der exakten Naturwissenschaften. Jedoch dies sind alles nur theoretische Fragen, die wenig ins praktische Leben einschneiden. Anders aber liegt der Fall, wenn ein bestimmter Stand mit dünkelhaftem Kastengeist sich über alle andern erheben will, wie dies ein altes Vorrecht des Kriegerstandes ist. So lange die Welt im Alterthum und Mittelalter wesentlich auf dem Kriegszustande fußte, mochte dies angehen. Heut aber in der neuesten Zeit darf dies natürlich auf die Dauer nur dann möglich beiben, wenn es gelingt, die Soldateska mit einem Schleier

des Idealismus zu umweben und sie auch geistig als führendes Element hinzustellen. Dies ist denn auch der Zweck der vorliegenden Schrift.

Der Dichterknabe Chatterton hat das berüchtigte Wort gesprochen, daß er den Intellekt eines Mannes gering achte, der nicht zugleich von zwei entgegengesetzten Seiten her ein Thema behandeln könne. So wollen wir denn wahrlich nicht mit den einseitigen Sophismen ins Gericht gehen, mit denen man einer an sich möglichst unidealen Thatsache die idealsten Seiten abzugewinnen sucht.

Man beginnt dabei mit Ausfällen gegen die Schwärmereien der Friedensliga von einem „ewigen Frieden". Es ist stets das sicherste Mittel, das denkfaule Philisterthum für sich einzunehmen, wenn man die Gegner als unpraktische Idealisten hinstellt. Nun sind aber alle ideal schöpferischen Geister stets eminent positiv angelegt, wie denn z. B. zu einem großen Dichter der durchdringendste, schärfste Verstand und realistische Weltkenntniß gehören. Vermöge dieser überlegenen Verstandeskräfte sind solche wahren „Idealisten" daher befähigt, die komische Ideologie der Utilitarier, den Fanatismus der Materialisten, zu durchschauen. So sagt Goethe das treffende Wort über den großen Anti-Ideologen Napoleon: „Er, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er es eifrig zu verwirklichen trachtet." Und wenn auch dieser Satz nicht auf unsre Militairpropheten paßt, so werden wir doch daran erinnert, wenn sie umgekehrt die spaßhafte Absicht verrathen, dem Roh-Realistischen das Ideelle unterzuschieben.

Zuvörderst stellen all diese Gesinnungsgenossen die Theorie vom „ewigen Krieg" auf, die sich angeblich auf Darwins „Kampf ums Dasein" stützen soll. Nun ist es keine Frage, daß in den Urzeiten der sogenannte „Kampf ums Dasein" mit dem Kriegszustand identisch war. Gleichwohl wurde derselbe bereits in jenen barbarischen Epochen als ein schweres Uebel angesehen und die Söhne Kains spielen neben den friedlichen Nachkommen Seths durchaus keine gefeierte Rolle. Die gesammte Kulturentwicklung läuft aber einfach darauf hinaus, den Kampf ums Dasein zu mildern und vor allem

4*

aus dem Bereich der rohen Gewalt zu rücken. Die Geschichte der Civilisation ist einfach die Geschichte der zunehmenden Waffenabschaffung. Sogar im Kriege selbst ist die roheste Form des Kampfes, das Handgemenge, wo persönliche Stärke entscheidet, fast auf den Aussterbeetat gesetzt. Wie wenig man übrigens selbst in der Urzeit das Waffenhandwerk als etwas allgemein Gültiges betrachtete, geht hervor aus dem Bestehen der abgeschlossenen Kriegerkasten. Ein Ueberbleibsel derselben scheint es, wenn bis ins vorige Jahrhundert der Mann aus den besseren Ständen den Degen an der Seite trug. Seit hundert Jahren ist auch dieser schwache symbolische Ueberrest verschwunden.

Wenn nun die Milderung des „Kampfes ums Dasein" Hauptziel aller Kulturbestrebungen ist und wenn eine solche Milderung in fortschreitender Progression in der That ersichtlich wird, so scheint die Möglichkeit eines „ewigen Friedens" nicht absolut ausgeschlossen, da die roheste Form des Daseinkampfes, der Krieg, auch am leichtesten zu beseitigen ist. Ob aber „ewiger Krieg" oder „ewiger Frieden" der Menschheit bevorsteht, ist ja nicht zu beweisen, da nur die Erfahrung es lehren kann. Fürs erste sind beides hohles Phrasen. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber gewiß eher für den „ewigen Frieden". Um dessen Unmöglichkeit zu folgern, berufen sich die so hochidealen Kriegsfanatiker auf die Schlechtigkeit der Menschennatur. Sie vergessen dabei, daß nicht nur die edeln, sondern ebenso die niederen Regungen gegen den Krieg stimmen, da dem allmächtigen Egoismus und Eudämonismus die Kriegsmühsal gewiß nicht als ein Wünschenswerthes erscheint. Der Krieg ist nicht identisch mit dem „Kampf ums Dasein" und der Krieg ist keine Nothwendigkeit der sittlichen Weltordnung, der „ewige Krieg" ein Fabelpopanz und der Krieg in jedem Fall ein Uebel. Letzteres geben die Militäridealisten mit verschämter Salbung natürlich allerorten zu. Denn der Avancier-Wunsch des Leutnants scheint doch wirklich kein ausschlaggebendes Moment für Bejahung der Kriegsnützlichkeit!

Aber die Kriegsenthusiasten schwingen sich nun sofort wieder auf den Kothurn des Ideals, indem sie eine Art persischer Religion proklamiren, den ewigen Kampf von Ormuz und Ahriman, — um den Kampf an sich als aller Dinge Herrlichstes zu preisen. Wir be-

finden uns in der angenehmen Lage, dasselbe philosophische Lebensprinzip zu hegen und auch öfters schriftlich ausgeführt zu haben. Nun möchten wir aber fragen, all die angeklebten Tiraden über Stählung des Kampfmuthes, Verweichlichung u. s. w. lächelnd übergehend: was das wohl mit dem Krieg zu thun habe? „Denn ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein" — so war's gemeint, als Zoroaster seine herrliche Kampflehre schuf. An den Krieg hat er sicher nicht gedacht, denn das hieße Kampf von Ahriman gegen Ahriman, das hieße den Teufel vertreiben durch Beelzebub. Der wahre ernste Kampf, der schwerste und muthvollste Kampf, von dem allein die Entwicklung der Menschheit abhängt, ist der Kampf mit den Dämonen der Welt und der eigenen Brust. Dagegen ist der Kampf der Waffen ein erbärmlicher Tand, eine komödiantische Aufregung, des wahren sittlichen Ernstes bar.

Es ist eigentlich albern, solche Selbstverständlichkeiten noch zu erwähnen. Der Kampf ums Dasein selbst im bürgerlichen Leben erfordert hundertmal mehr Energie und sittlichen Mut, als der frivole oder rein physische Schlachtenmuth. Auch die Bestie ist tapfer in diesem Sinn; aber wenn sie mal nichts zu fressen hat, dann winselt sie. Man müßte es nicht nur als sittliche, sondern erst recht als intellektuelle Unreife beklagen, wenn die Abneigung gegen Krieg und Soldatenspielen, gegen welche Verfasser polemisirt, nicht bei einem modernen Bürger vorhanden wäre. Möge sich der rothe Kragen an der Verehrung der Knaben und Weiber genügen lassen.

Wenn nun alle idealen Redensarten nichts gegen die schlichte Logik der Vernunft verfangen und der Krieg, seines idealen Schimmers entkleidet, als ein trauriges, wenn auch momentan nothwendiges Antikultur-Uebel erscheint, so fällt natürlich eine übertrieben hohe Auffassung des Soldatenstandes in Nichts zusammen. Es soll keinen Augenblick bestritten werden, daß der Krieg die edelsten Gefühle der Menschenseele ausbilden kann, natürlich ebenso die allerniedrigsten. Traurig genug, daß gutmüthige und in gerechter Sache kämpfende Soldaten sich in der Erregung den tollsten Exzessen hingeben können. Das Alles aber gilt für den Krieg nur wie für jedes andere außergewöhnliche Ereigniß, das mit Gefahr verbunden ist. Was aber —

fragen wir hier wieder — hat der Krieg mit der Ueberhebung des Offizierstandes zu thun?! Denn nur darum handelt sich's bei dieser Broschüre und vielen ähnlichen! Der Krieg selbst wird ja auch nur gleichsam als pièce de résistance im Hintergrunde weihevoll verwerthet; der wahre Zweck ist bloß der, die übertriebenen Achtungsansprüche des Offiziers in Friedenszeiten zu begründen.

Heut bei der allgemeinen Wehrpflicht ist ja selbst dieses wunderherrliche Institut der sittlichen Weltordnung, „Krieg" genannt, den priesterlichen Händen einer speziellen Kriegerkaste entwunden — wenigstens was die Gefahr, diese so wundersam sittlichende Gefahr, anbelangt: dies höchste sittliche Gut teilt der Offizier brüderlich mit jedem waffenfähigen Bürger, um für sich hernach bloß das minderwerthige schnöd materielle Gut etwaiger Dotationen und Auszeichnungen zu behalten.

Diese großartige Selbstverleugnung, diese freigebige Humanität im Theilen der Sittlichkeitsmomente des Krieges, damit selbst der Geringste derselben theilhaftig werde, muß man um so höher schätzen, als sich ja der Offizier auch ohne den „Kriegsgedanken" um die „Volkserziehung" so unendliche Verdienste erwirbt. Wenigstens ist laut unserm gelehrten Verfasser der Leutnant der wahre Erzieher des deutschen Volkes, während unsere ganze sonstige Erziehung ungenügend und schädlich wirkt. Den letzteren Theil seiner Prämissen mag ich durchaus nicht befehden. Der deutsche Schulmeister leidet eben an dem gleichen Unfehlbarkeitsdünkel wie der „militärische Erzieher" und es scheint daher nur ergötzlich, wenn der Letztere durch seine gewichtige Autorität die Feinde des bestehenden Erziehungssystems verstärkt. Diese Frage interessirt uns ja aber hier nicht, sondern nur die, welcher moralische Nutzen denn eigentlich durch die militärische Erziehung, d. h. die allgemeine Wehrpflicht, bewirkt wird. Es ist mindestens zweifelhaft, ob die dreijährige (in Frankreich noch längere) Entziehung der besten physischen Kräfte aus dem eigentlichen produktiven Kampf ums Dasein nationalökonomisch günstig zu nennen sei. Es ist zweifelhaft, ob wirklich eine Kräftigung der physischen Gesundheit durch das „Dienen" erzeugt wird, die im Verhältniß zu dem enormen Zeit- und Müheaufwand steht. Vermuthlich würden Arbeiten

in frischer Luft oder Reisen oder Sport in einem Viertel der Zeit hier wohlthätiger wirken, da die tausend ungesunden Nebendinge des Kasernenlebens, sowie die Ueberanstrengung und die fortwährende Unruhe oder gar Angst sehr störende Beigaben des Soldatenlebens scheinen. Turn-, Fecht- und Schießklubs dürfen Gewandtheit und Handhabung der Waffen vielleicht leichter lehren, als die Hudelung des Unteroffiziers es bewerkstelligen kann.

Doch halt, alle Unannehmlichkeiten des Soldatenleben sollen ja eben den Charakter stählen. Den Charakter! Kann man von Charakter überhaupt noch reden, wo die Grundlage jeder Charakterfestigung, nämlich freier Entschluß und eigene Initiative, von vornherein ausgeschlossen sind? Der „Dienst“ soll die große Tugend des Gehorsams einpflanzen. Nun unterschätze ich diese Tugend nicht. Alle Vereinigungen, heißen sie nun Staat, Heer, Privatverein, können sich nur halten durch Gehorsam gegen das Höhere, den allgemeinen Zweck. Dieser Gehorsam aber ist das legitime Kind des freien Willens, der freien Erkenntniß, während der vom Militär geforderte Gehorsam der des Sklaven ist. Würde dieser Gehorsam wirklich als unauslöschliche Tugend durch die allgemeine Wehrpflicht eingeimpft, so könnte dies nur widerliche und traurige Folgen haben. Ein solcher Gehorsam fügt sich in keiner Hinsicht dem modernen Bürgerleben ein; er wird dort nicht verlangt und wäre nur vom Uebel. Nur im sogenannten „Staatsdienst“ kann er von Nutzen sein und wirklich blühen ja Streberei und Knechtssinn dort täglich herrlicher auf. Diese hohe Tugendlehre der militärischen Erziehung mag daher einem Absolutisten erhaben, einem modernen Menschen aber muß sie als verächtliche Untugend erscheinen.

Ich leugne auch, daß diese zweifelhafte „Subordination“ (die nur im Armeewesen Berechtigung hat) irgend Jemandem für sein späteres Civilverhältniß eingeprägt werde. Die Naturen sind eben verschieden. Der größte Militär (Napoleon) hat direkt gesagt: Nach seinen Erfahrungen sei der Satz „Wer herrschen will, der muß erst dienen lernen,“ barer Unsinn. Gerade die, welche nie und nirgends Unterordnung verstünden, würden sich um so besser auf's Gebieten verstehen.

Vergeblich wird man daher freien, selbstständigen und initiativen Naturen (ich meine hier natürlich keine Herrschernaturen, sondern überhaupt alle energischen Impulsiven) blinden Gehorsam predigen. Wer den militärischen Gehorsam aus der Dienstpflicht ins Leben nachschleppt, war einfach so angelegt und bedurfte einer solchen Erziehung gar nicht. Die Majorität der Menschheit besteht eben schon aus Lakaienseelen, diensteifrigen Naturen, Stimmvieh.

Vor geraumer Zeit machte der Fall viel Aufsehen, daß vier Landwehrmänner bei einem Manöver sich geweigert hatten, in einem Viehwagen transportirt zu werden, darob an den Kaiser ein Beschwerdetelegramm richteten und dafür zu vielen Jahren Zuchthaus verurtheilt wurden. Die Höhe des Strafmaßes mag zu hart gewesen sein; aber das Mordsgeschrei, das die liberalen Blätter darüber erhoben, war unberechtigt. Eine so beispiellose Dreistigkeit, wegen einer solchen Lapalie die Vorgesetzten beim obersten Kriegsherrn per Telegramm zu verklagen, verdiente exemplarische Züchtigung. Es liegt hier sogar eine Unverschämtheit vom rein menschlichen Standpunkte aus vor. Eine andere Frage ist es freilich, ob der betreffende Offizier, falls er wirklich etwas Gesetzwidriges — z. B. körperliche Mißhandlung — begangen hätte, ebenfalls wegen Ungehorsams gegen das Militärgesetz ähnlich hart bestraft worden wäre. Ich fürchte fast, hier hätte die Antwort gelautet: Ja Bauer, das ist ganz was anders! — Jedenfalls aber zeigt die bloße Möglichkeit eines solchen naiven Aufbegehrens seitens vier beliebiger preußischer Landwehrleute, wie wenig der Sinn sklavischer Unterwürfigkeit — als „Gehorsam" ein nothwendiges berechtigtes Militärgebot — im späteren Civilisten wurzeln bleibt. So sind sie nun mal, die modernen Menschen! Vom Militär-Standpunkte aus, der die Menschheit als eine Masse zu drillender Rekruten betrachtet, ist das beklagenswerth, aber leider unabänderlich!

Die weiteren segensreichen Einflüsse des „Dienens" machen sich bemerkbar in einer allgemeinen Zufahrigkeit und verstärkter Brutalität in den unteren Schichten, wie denn seit dem Kriege die Verbrechen gegen das Leben, das Messerstechen, die Roheit der Balgereien sich rapide steigerten. Bei den höheren Ständen (Einjährig-Freiwilliger, Reserveoffizier, d. h. ein Geschöpf mit den Pflichten ohne die Rechte

des Offiziers) bleibt eine vermehrte Vorliebe für alles Aeußerliche, Schein, Etikette und alles überreizte falsche Point d'honneur-Gefühl zurück. Das sind die logischen Folgen — weiter nichts. Durch diesen Geschmack am Aeußerlichen wird oft für lange Zeit der wahre Ernst zur Arbeit untergraben. Die aus der Dienstpflicht Zurückkehrenden, seien sie Gelehrte oder Bauer, müssen sich erst mit Anstrengungen wieder an ihren wahren Beruf gewöhnen, aus dem sie plötzlich herausgerissen sind. Natürlich sind unsere geschätzten Militärpädagogen harmlos genug, den Hauptwerth der Erziehung auf Berücksichtigung der individuellen ursprünglichen Eigenschaften zu legen. Kann man sich das Lachen verbeißen, wenn man, einige Sätze des deutschen Ausbildungs-Reglements citirend, ernstlich davon redet, daß die Militärerziehung auf dies wichtigste Moment Rücksicht nehme?! Das ist des Spaßes, und der — Selbsttäuschung genug!

Ja, sehr richtig heißt es in den Vorschriften der Militärerziehungsmethode: „Eine äußere, wesentlich nur durch Uebungen im Ganzen erzielte Zusammenfügung der Truppe wird bei unerwarteten Ereignissen nicht vorhalten und die Disziplin nur dann ein festes dauerndes Band für das Ganze abgeben, wenn sie auf dem Bewußtsein basirt, daß im Ernstfall der Erfolg von der Erhaltung des durch den Führer geleiteten Zusammenwirkens abhängt." Das sind goldene Worte und Erfahrung bestätigt sie.

Die preußische Armee von 1806 besaß ein treffliches Offizierkorps in den subalternen Chargen und eine wohlgedrillte Armee, die mit ihrer veralteten Lineartaktik so lange wacker schlug, bis die elende Oberleitung jeden Widerstand gegen den besser geführten Feind unnütz machte. Hätte sie aber jene innere Einsicht, jenes feste dauernde Band des bewußten Zusammenwirkens besessen, so wäre von einer so beispiellosen Auflösung des gesammten Heergefüges keine Rede gewesen.

Im Befreiungskriege aber leistete nachher die preußische Armee Unerhörtes, trotzdem sie zum größten Theil aus Landwehren und das Offizierkorps der Linie wesentlich aus denselben Elementen bestand, die früher bei Jena so schlecht bestanden hatten. Die französischen Truppen mit ihren Veteranenoffizieren waren technisch überlegen. Aber diesmal war die preußische Oberleitung eine glänzende, und

das innige moralische Zusammenwirken der Gemeinen und Offiziere ergab sich aus dem gleichmäßig alle durchlohenden Patriotismus.

Es ist also immer der moralische Faktor, die Idee, die siegt — falls sie nur einigermaßen praktisch unterstützt wird. Wie aber soll in gewöhnlichen Zeitläuften durch Militärerziehung dies moralische Element erzielt werden, da weder Offiziere noch Unteroffiziere darauf ausgehen, sich die Liebe ihrer Untergebenen zu erringen?

Nach dieser Theorie würden ja die Chancen des nächsten deutsch-französischen Krieges ungünstig für uns stehen. Denn wie 1870 die technisch ebenbürtige, besser bewaffnete Streitmacht Frankreichs zertrümmert wurde, weil man ein einmüthiges Zusammenwirken der Deutschen durch begeisterte Vaterlandsliebe erreichte — so scheinen die Franzosen diesmal diejenigen, welche ein einmüthiges bestimmtes Ziel haben, während in Deutschland kein Mensch einen ersehnbaren Wunsch und Zweck dabei im Auge hat. Aus diesem Grunde siegen ja oft schlecht bewaffnete ungeübte Haufen in Revolutionskriegen über die ältesten Truppen. Denn wer siegen will und das Leben für nichts achtet, der muß siegen. Diesen Geist kann aber wahrlich keine Erziehung und am wenigsten die militärische, wie sie bei uns getrieben wird, erzeugen!

Wir haben aber oben noch einen andern Punkt berührt, wir sprachen von der Oberleitung. Und da ergiebt sich denn für den Kundigen wiederum die Lächerlichkeit des Offiziersdünkels an sich. Denn nicht die Tüchtigkeit des Offizierskorps entscheidet im Kriege, sondern lediglich die geistige Beschaffenheit des Oberkommandos. Mit schlechten Truppen und Offizieren siegt ein guter Feldherr über gute Truppen und Offiziere unter einem schlechten Feldherrn. Das ist beinahe selbstverständlich.

In Anerkennung dieser Thatsache gehen die heutigen Offiziere sogar so weit, daß sie schon die bloße Energie ohne Talent im Oberbefehl für genügend achten, mit schlechten Truppen Gewaltiges zu leisten. Sie verehren Gambetta, dessen Organisationstalent einfach auf rücksichtslos durchgreifende Brutalität sich beschränkt. Goltz und York erklären geradezu, Gambetta habe in seiner Art wenigstens die Hälfte eines großen Feldherrn repräsentirt — Gambetta, der prahlende

Charlatan, der schwatzhafte Advokat, dem notorisch selbst die Anfangsgründe militärischen Wissens fehlten, der nicht mal ein Dilettant, sondern ein einfacher Laie genannt werden muß! So leicht ist es nach Ansicht von Fachmilitärs, ein genügend großer Heerführer eines großen Volkes zu werden, falls man nur überhaupt über das Durchschnittsmaß der Intellekte hinwegragt! Wie viele Gambettas unter Parlamentariern verborgen schlummern, die nur der Zufall nicht begünstigt — wer weiß es!

Wirklich meint ja auch Carlyle, daß im Grunde alles wahre Genie eins und untheilbar sei, daß Shakespeare der größte Staatsmann, Burns der größte Redner und Reformer u. s. w. geworden wären. Und jedenfalls steht fest, daß die wenigen großen Feldherrn, welche uns die Geschichte zeigt — Cäsar, Napoleon, Cromwell, Friedrich der Große, — nicht durch Selbstbestimmung, sondern durch die Gewalt der Umstände Feldherrn wurden und in allen möglichen andern Gebieten sich zugleich versuchten, wie denn nach Napoleons und Friedrichs Vorgange auch unser Moltke stark litterarische Neigungen aufweist. Alle großen Feldherrn, ohne jede Ausnahme, wurden große Feldherrn, weil sie überhaupt große Männer waren, und jeder bildete sich selbst ohne alle Schule durch eigene Denkthätigkeit und Initiative zum Feldherrn aus. Die „militärische Erziehung" hat also auf das wichtigste Moment des militärischen Erfolges: die Feldherrnerzeugung, nicht den geringsten Einfluß. Sie könnte hier höchstens schädlich wirken, da ihr Grundprinzip, das Nivelliren, die Eigenart niederdrückt und das Prinzip der geduldigen Unterordnung, des Avancements nach Anciennität, das Aufkommen des Genies ohnehin hindert. Daher sind Revolutionszeiten (siehe die französische Revolution, den amerikanischen Befreiungskrieg und später den Secessionskrieg) die wahren Pflanzstätten militärischer Begabung, während die berühmte „militärische Erziehung" nur entweder Theoretiker oder Gamaschenhelden erzeugen kann.

Wir fragen also nochmals zum Schluß: hat der Größenwahn des neudeutschen Militarismus das Recht, sich mit solcher Wichtigthuerei als Hauptfaktor der Volkserziehung aufzuspielen? Wir antworten mit einem kräftigen: Nein.

Das Soldatenthum ist auf lange Zeit hin ein nothwendiges

Uebel und wir nehmen den Offizier mit stiller Resignation als ein unabänderliches Utensil der sittlichen Weltordnung mit in den Kauf. Doch dem Offizier zu den großen äußern Vorrechten seiner Stellung auch noch ein ideales Piedestal zu errichten — diese Zumuthung lehnen wir ruhig, aber entschieden ab.

Leonhart machte hier eine kurze Pause, trank ruhig ein Glas Wasser, indem er seinen Blick gleichmüthig über die offenbar mißgestimmte, sich räuspernde und unruhige Versammlung hingleiten ließ und fuhr fort:

Wer seine Nation verachtet und das Fremde vergöttert, wie der Deutsche es früher that, verdient, daß er gar kein Vaterland habe. Wer hingegen seine Nation plötzlich als Ausbund aller Tugenden feiert, wie das jetzt nach dem Muster der Franzosen und Engländer in Deutschland beliebt wird, mag für seine Thorheit selber büßen. Denn nicht Patriotismus ist der Grund solch chauvinistischen Selbstgefühls, sondern jene uranfängliche Philisterfaulheit, die sich in dem Unrath ihrer eignen Dummheit ganz behaglich fühlt. Es lebe die Bärenhaut! Alle Institutionen Deutschlands sind musterhaft. Wer dagegen schwatzt, ist ein Skandalmacher. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Ueber die zwei Cardinallaster, die zwei Hauptpuppen des speciell preußischen Größenwahns möchte ich hier ein wenig unehrerbietig freveln.

Es ist schon gut gesagt worden, angesichts der unglaublichen Phrase, die an Phantastik eines V. Hugo würdig: „Der Schulmeister hat die Schlachten von Königgrätz und Sedan gewonnen" —: „Larifari, der Unteroffizier hat sie gewonnen."

Ja wohl, das klingt wenigstens nach gesundem Menschenverstand. Und dennoch ist auch dies eine ganz vague Behauptung, die sich ins Unendliche fortsetzen ließe. Denn sicher war es weit mehr die gewandte und umsichtige Führung der Offiziere selbst, sodann die Leitung des Generalstabs, die allgemeine vortreffliche Ausrüstung

der Armee; endlich der Wille der Vorsehung, die das zu erstrebende Ziel längst vorgesteckt hatte. „Den Zufall giebt die Vorsehung", bemerkt Marquis Posa, „zum Zwecke" — muß halt der Mensch dabei sein. Und da helfen z. B. im Kriege Unteroffiziere und Offiziere durchaus nichts, falls nicht die angeborene Tüchtigkeit und Energie und Tapferkeit des Soldatenmenschen, des sogenannten „Kerls", dahinter sitzt. Jeder, der ein wenig mit militairischen Dingen vertraut ist, wird wissen, daß die ewig neu erhobene Behauptung jedes Reservisten: er habe genau die Hälfte seiner drei Jahre rein für Nichts vertrödeln müssen, ja das Alles in weniger als einem Jahr lernen können, — stets belächelnswerth bleibt, da ja interne Kasernenfragen und Commiß-Gewohnheiten gerade die drei Jahre vom Mark und Schweiß des Bürgers bedingen. Mit weniger wird halt die Drehung des regelrechten Zopfes nicht erreicht, der dem ganzen modernen Heerwesen noch immer im Nacken baumelt. Kann man mit einem Jahr Ausbildung einen Gemeinen erzielen, der vor dem Feind seinen Mann steht? — O pah, dazu braucht's nur eines Halbjahrs — wie bei den Einjährig-Freiwilligen, die ja ihr zweites Gefreiter-Halbjahr auch eigentlich nicht brauchten. Im Grunde taugen sogar auch die eben erst Eingezogenen dazu, wenn sie nur von gutem Geist beseelt sind.

Aber, mein Verehrtester, was gilt das uns? Wir wollen nicht gute Vaterlandsvertheidiger, wir wollen Soldaten mit allem Gamaschen-Zubehör. Wir spielen halt gern Soldätles und dazu brauchen wir drei Jahre.

Sehr gut. Wer kann einen so rührenden Geschmack anfechten! Spielt ihr nur fort — aber wie? Die allgemeine Dienstpflicht ist es, d. h. das Vaterland und Volk ist es, mit dem ihr zu spielen wagt? „Patriotische Pflichterfüllung" nennt ihr es, wenn dem Vaterlande der ungeheuerste Verlust in national-ökonomischer Hinsicht dadurch erwächst, daß man die besten Kräfte in der schönsten Zeit für Parade-Exercitien vergeudet?

So kauft euch eine Söldner-Armee. Dies aber erinnert an den hessischen Menschenverkauf. Denn nur mit dem, den man

gekauft hat, darf man wie mit einem Heloten wirthschaften — freilich thut's im bürgerlichen Leben kein anständiger Mensch.

Die fortwährend zunehmenden Unteroffizier-Prozesse, welche die monstruösesten Details enthüllen, die Selbstmord-Epidemie unter den Gemeinen, weil sie „die ewige Angst und grausame Behandlung nicht mehr ertragen könnten", haben denn doch in letzter Zeit nicht nur in gebildeten Kreisen und in der Presse einen Sturm der Entrüstung entfesselt, sondern sogar in Offizierkreisen haben sich die ernstesten Bedenken geäußert, ob dieser Eckpfeiler des Preußenthums, der Unteroffizier, noch länger als eine solche Bestie zu dulden sei. Man hat sogar aus den Garde-Dragonern zwei Wachtmeister, welche es bis 2000 Thaler pro Jahr an Bestechungen brachten (dort dienen nur die reichsten Freiwilligen), endlich ausgestoßen. Aber der dreijährige Missethäter an Leib und Seele des armen Rekruten wird noch lange seinen Unfug treiben und, das leicht erlernbare Pensum eines halben Jahres endlos durch tausend Mätzchen hindehnend, den ohnehin beschränkten Bauern das Lernen redlich erschweren. Bei dem intelligenten Freiwilligen wirkt er freilich nicht direkt verderblich, weil derselbe das Pensum ohnehin in ein paar Wochen übersieht. „Der Rest" seiner Dienstzeit „ist Schweigen" — und zwar in wörtlicher Beziehung, nämlich „Maulhalten" vor'm Vorgesetzten. Außerdem ganz nutzlose Strapazen erdulden, wohl auch vier Wochen im Lazareth liegen, und zahllose Brutalitäten hinnehmen. Das ist die Ueberfracht von elf Monaten, außer dem einen, der ihn im Kriegsfall als durchgebildeten Soldaten vor den Feind gebracht hätte.

Mit einem Worte, der wahre Nutzen der dreijährigen Dienstpflicht besteht in der Ausbildung der Dulderfähigkeit des Menschen. Wer das überstanden, kann Alles überstehn. Der Soldat hat gelernt, wie schwer und sauer das menschliche Leben gemacht werden kann. Das ist schon ein großer Vorzug vom ethischen Standpunkt aus. Und unsere Moralisten des „kategorischen Imperativs" lobpreisen diesen erhabenen Zweck hinter'm warmen Ofen mit sinnigem Behagen.

Aber seltsam! Der heimkehrende Reservist, der drei kostbare

Jahre seines Lebens dem Erlernen dieser spartanischen Moral geopfert hat, zeigt sich in der nächsten Zeit nach seiner Entlassung nicht pflichteifriger, sondern weit arbeitsunlustiger wie früher: Er hat für die Gewerbe des bürgerlichen Lebens, also für seinen Beruf und Unterhalt den Geschmack verloren. Sogar bei den Einjährigen zeigt sich nach übereinstimmenden Aussagen nach ihrem Zurücktritt ins Civil zuerst eine unüberwindliche Arbeitsscheu und Hang zum Bummeln. Ganz auffallend aber ist die durchgängige Verrohung der Sitten, Gewaltthätigkeit und Brutalität in Wort und That, bei dem sonst ruhigen Charakter des Deutschen, welche nach jedem Krieg in der Masse, nach jedem Erfüllen der Dienstpflicht bei den Reservisten hervortrit. Begreiflich! In welcher moralischen Sphäre hat der Soldat sich so lange bewegt! Rechtes Arbeiten, d. h. geistiges oder handwerkliches, hat er total verlernt. Dafür ist er gewöhnt, auf lauter Aeußerliches zu achten, und empfindliches Ehrgefühl als gar nicht vorhanden anzusehen, da die pöbelhafte Rohheit in Worten und Thaten seine tägliche Umgangs-Nahrung war. Während der Krieg selbst die männlichsten und hehrsten Gefühle und zugleich alles Bestialische der Menschennatur erweckt, impft der Soldatendienst im Frieden der Seele nur die schändlichsten Empfindungen und Gesinnungen ein: Knechtssinn, mit all seinen Abzweigungen (allerdings eine würdige Vorbereitung für manche amtliche Abstumpfung des Ehrgefühls), Gleichgültigkeit gegen das physische und moralische Kränken des Nebenmenschen, allgemeine Brutalität der Gesinnung. — Verzeihe man diese erneute Betonung des schon früher Gesagten!

Der Vertreter dieser herrlichen Schule echtdeutscher Gesinnung ist eben der Unteroffizier, dieser erlauchte Zuchtmeister und Erzieher von Gottes Gnaden — dieser rohe, freche, knechtische Charakter der zugleich in unsere reine, preußische Luft den moskowitischen Wohlgeruch einer staatlich tolerirten, groben Bestechlichkeit hineinträgt. Wahrlich, ein staunenswerthes Denkmal unserer Triumphe!

Sollen sich diese von Jedermann privatim vertretenen, aber aus guten Gründen öffentlich nur in flagranten Fällen von Rohheit besprochenen Ansichten etwa gegen die allgemeine Dienstpflicht rich-

ten? Mit Nichten. Es wäre komisch, so lange Europa sich in Waffen gegenübersteht, daran rütteln zu wollen. Die stets mit jeder neuen Session neu auftretenden Forderungen der Liberalen zielen einfach auf gänzliche Reducirung der Dienstzeit hin, bis dieselbe auf das gebührende Maß von Bürger-Aufopferung herabgeschraubt werden wird — d. h. auf die Hälfte der bisherigen. Vor allem aber wird und soll einmal Ernst gemacht werden gegen den unerhörten Schandfleck der Armee, gegen das in ein unzerbrechliches System gebrachte Unteroffiziierthum. Denn nicht in den Mißhandlungen, die solcher Auswurf sich gegen den Bürger erlaubt und nachher, wenn als Schutzleute in den Polizeidienst übergegangen, fortsetzt, liegt das eigentlich Gefährliche dieser Landplage. Nein, sondern die Betrachtung, daß ein auf der untersten Stufe des Geistes und der Moral stehendes Individuum die staatlich patentirte Berechtigung haben soll, die bestialischen Neigungen seiner gemeinen Seele jahrelang an der Blüthe des Volkes üben zu können, mit einer Unverletzlichkeit, die sich bei der späteren Metamorphose in den „Schutzmann" durch die bei uns sprüchwörtlichen Dienst-Meineide fortsetzen darf, — diese Betrachtung selbst wirkt empörend und entsittlichend: Es ist eine feierliche Erklärung der Menschen-Nichtrechte, der brutalen Gewalt. Alle Beispiele von Tyrannei wirken stets demoralisirend auf die Schwachen und Gedankenlosen.

„Militarismus!" Hat man denn wohl bedacht, daß von einem solchen überhaupt erst bei der allgemeinen Wehrpflicht die Rede sein kann? Wer eine Armee von Miethlingen mit der Peitsche drillt wie die Engländer, hat dazu das völlige Recht. Wer sich als Vieh verkauft, mag so gehalten werden. Daß allerdings die Miethlingsarmee Napoleons III. ohne solch entehrende „Disciplin" eine unvergleichlich bessere wurde, ist auch ein Factum. Aber von einem entehrenden Militairzwang kann doch überhaupt erst geredet werden, wo Freiwillige, die höchstgebildeten Elemente des Landes, sich derselben entehrenden Behandlung unterziehen müssen.

Aber lassen wir diesen braven Handlanger der Autoritätssclaverei, den Unteroffizier mit seinen Ohrfeigen und Bestechungen, den Polizisten mit seinen Ohrfeigen und amtlich patentirten Meineiden! Unsre

ganze Aufmerksamkeit wollen wir jetzt einem viel gefährlicheren Feinde gesunder Entwickelung, einem viel berühmteren Eckpfeiler des Deutschthums zuwenden. Dieser Charakter ist ein wesentlich verschiedener. Denn obwohl die eigenthümlichen socialen Verhältnisse es mit sich brachten, daß in diesem hochgeachteten Stande sich das niedrige Streberthum mit besonderer Ueppigkeit entfalten konnte, so wird man im Allgemeinen den deutschen Schullehrer wohl für einen höchst pflichttreuen, und mit Geist und Wissen wohlversehenen Mann ansehen dürfen, der in mancher Hinsicht eine Zierde der Nation repräsentirt. Nicht er ist es, dessen verderblichen Einfluß wir hier signaliren möchten, sondern sein System. Wir verschmähen es, in boshaft satirischer Weise zu zergliedern, wie dies ohnehin verderbliche System durch pädagogische Unfähigkeit nur zu oft verschlimmert wird. Wir verzichten ebenso auf Illustrirung des berühmten Schubart'schen Verses: „Als Dionys von Syrakus aufhören muß Tyrann zu sein, da ward er ein Schulmeisterlein."

Wir lassen alle und jede Rancune gegen die oft unlautern Elemente dieses Standes bei Seite, welchem sich bei uns die Meisten nur darum widmen, weil er zuerst zu Brod verhilft. Denn während Juristen erst mit dreißig Jahren Besoldung erzielen können, ist dies als Schullehrer zu Beginn der zwanziger Jahre möglich. Wir wollen nicht näher auf die Thatsache eingehen, daß dieser Beruf wie kein andrer dummdreiste Arroganz ausbildet. Noch wollen wir das bekannte Faktum erörtern, daß bei uns die gräulichsten Streber, sei es als reactionäre Speichellecker, sei es als fortschrittliche Spekukanten, sich aus diesen Kreisen recrutiren. — Uns selbst ist der Beruf des Pädagogen der höchste und heiligste, aber darum auch verantwortlichste. Und gerade darum sei es erlaubt, ein wenig über die berühmte deutsche Erziehung zu plaudern.

Erziehung kann, soll und muß zwei Ziele erreichen: Ausbildung des Geistes durch wohlverdautes Wissen und moralische Ausrüstung für den Kampf des Lebens. Sehen wir zu, wie die berühmte deutsche Schule diesen Aufgaben gerecht wird.

Was macht im Leben den gebildeten Mann, der zu höheren Gesichtspunkten Stellung zu nehmen weiß? Kenntniß der Geschichte

und Litteratur. Ebenso nothwendig, wenn auch nicht so bündig verlangt, sind geographische und Sprachkenntnisse, wovon Englisch und Französisch fast unerläßlich. Die Kenntniß der eignen Sprache, ein erträglich guter Stil, wird als selbstverständlich angenommen.

Wohlan, welche dieser landläufigen Vorstellungen von Bildung erfüllt ein deutscher Student? Keine.

Seine Kenntnisse in ethnographischer Völkerkunde sind miserabel. Begreiflich. Wer hat ihm je die für die moderne Weltbildung unerläßliche Kenntniß der nationalen Eigenarten und Unterschiede beizubringen gewußt? Dies banausische und profane Wissen zu erlernen, überläßt die Schule halt dem Leben, das denn allmählich, durch Reisen, durch Lectüre, (oft aber auch gar nicht) den wüsten Unrath tradioneller Vorurtheile aus dem Schädel entfernt. Die Ströme in Hinterindien hat er freilich auswendig gelernt. Ja, ich schwärme heute noch für Bramaputra und Irawaddie — von der Ethnographie, von der Flora und Zoologie jener Tropenländer habe ich freilich auf der Schule nie das Geringste erfahren. Wenn ich nur die Nebenflüsse des Ganges kenne! Um kurz zu sein, der Unterricht in der Erdkunde nach jeder nützlichen Richtung hin ist gleich Null. Wenn der Schüler nur nach dem Leitfaden hübsch auswendig lernt und der Lehrer auf dem Katheder schlafen kann — das bleibt immer die Hauptsache.

Die geschichtlichen Kenntnisse? Ein gräßliches Spinnennetz von Jahreszahlen und aneinandergereihten unerklärten Begebenheiten umklammert den armen jugendlichen Kopf und saugt ihm für immer und ewig jedes Interesse an der Geschichte fort. Jene wenigen schätzbaren Geister nehme ich aus, die wie Faust's Famulus mit unendlichem Behagen im Pergamentstaub der historischen Spezialforschung wühlen und oft mit krasser Unwissenheit im Ueberblick der allgemeinen Weltgeschichte eine wundervolle Werthschätzung ihrer eigenen Maulwurfsweisheit in „Quellenforschung“ vereinen. Für diese Lumpensammler der Historie mag allerdings gerade der biedere stramme Daten-Unterricht besonders bahnweisend gewesen sein. Aber aus solch bevorzugten Geistern, welchen etwa eine Mono-

graphie über einen hohlen Zahn des Königs Ramses gelingt, besteht doch nur ein Millionstel der Unterrichteten. Entschädigt uns die erquickende Anregung solch künftiger „Quellenforscher“ für die ertötende Qual, mit dem das geistlose öde Repetiren den jugendlichen Geist niederdrückt und ihm für immer unüberwindliche Abneigung gegen alles Historische einflößt? Ja, nicht einmal in jenem rohen Ballast von Auswendiglerne-Pensum sind Sinn und Ordnung zu erkennen. Zwar lernt der Deutsche verhältnißmäßig mehr von der Geschichte andrer moderner Völker, als diese von der unsern, obwohl mir auch dies Maß ein recht geringes erscheint und der deutsche Durchschnittsgebildete doch wenig Grund hat, sich über die Ignoranz der Engländer und Franzosen in dieser Hinsicht aufzuhalten. Aber während seine eigne Geschichte natürlich ganz wüst und ordnungslos, ihm spärlich und bruchstückweise vorgekaut wird, so daß er wohlweislich von diesem bösen Jahrhuudert nichts zu hören bekommt, — werden ihm die Cantönlisehden der Griechen und Römer in einer Breite und mit einer Selbstgefälligkeit vorgetragen, als hinge das Wohl der ganzen Bildung davon ab, wie Cäsar's Legaten, Tribunen, Centurionen und Primipile geheißen. Ebenso fordern dieselben Erzieher, welche die deutschen Gesetze und politischen Constitutionen ängstlich zu behandeln vermeiden, unbedingteste Kenntniß der Gesetze des ehrwürdigen Servius Tullius — um so ehrwürdiger, da er nie gelebt hat — und die Gesetzveränderungen je nach Stand der Parteien werden mit allen Klauseln unauslöschlich dem Gedächtniß eingeprägt.

Bravo! Deutscher Student, kennst Du die Declaration of human rights? Kennst Du die Verfassung des Englischen Parlaments? Nein. Kennst Du die Déclaration des droits de l'homme? sowie die Decrete des National-Convents? Nein. Kennst Du endlich die politischen Gesetze, um welche Deutschland seit Napoleon rang? Nur in nothdürftigen Phrasen. — Aber man frage Dich von der lex Acilia de repetundis bis zur lex Voconia das ganze alphabetische Verzeichniß der leges durch — da bist Du zu Hause.

Und das auch nur, falls Du ein strebsamer und erfolgreicher Lernender gewesen — was ich immer zur Voraussetzung nehme, obschon noch nie ein origineller selbstthätiger Geist der deutschen

5*

Gymnasialbildung das Geringste verdankt hat, ja verdanken konnte. Denn selbst die Kenntniß der Antike flösse den Wenigen, die derselben bedürfen, auf dem Wege des Selbststudiums in kürzerer Zeit viel gründlicher zu. Wer wäre je auf der Schule in den wahren Geist der antiken Dichter und Geschichtsschreiber eingedrungen, da die Repetition der „unregelmäßigen Verba" daran hindert! Die lateinische und griechische Grammatik, nicht die Litteratur, derentwillen angeblich die todten Sprachen gepflegt werden, trägt der deutsche Gymnasiast nach Hause. Und dieser Formelkram, der den Geist ertötet, setzt sich auf der Universität fort. Die Studenten, die nicht einzig irgend einem Brodstudium fröhnen, sollen mit ihrer allgemeinen Unwissenheit von geschichtlichen Vorlesungen profitiren, welche irgend einen kleinen specialistischen Winkel-Abschnitt der Historie behandeln, den man in Wahrheit nur durch überschauende Kenntniß der allgemeinen historischen Verhältnisse begreifen könnte. Wo man aber gar einen „Lehrstuhl der Aesthetik" amtlich besoldet, da wird der angehende Bierphilister durch widerliche Shakespeareomanie und Goethepfafferei um den letzten Gran gesunden Urtheils und natürlicher Empfindung gebracht. Ein künftiges Jahrhundert wird darüber richten, ob die einseitige deutsche Gelehrsamkeit die Nation nicht vielfach in Entfaltung ihrer Kräfte gehemmt habe. Das Buch der Bücher, die Weltgeschichte, lehrt, daß aller vernunftwidrige Unsinn eines Tages seine Grenze findet.

Ich verlasse hier den Größenwahn des deutschen Schulmeisters, der als würdiger Bruder des Unteroffiziers und geistiger Knote jede freie Geistesentfaltung zu nivellirender Uniformität herabdrillen möchte. Jetzt wende ich mich zum Schluß einigen allgemeinen Beobachtungen über den deutschen Nationalcharakter zu.

Wir verstehen diesen am besten, sobald wir den französischen und englischen zum Vergleich heranziehn.

Der Franzose ist ein Sanguiniker. Mit leicht beweglicher, jedoch rein in die sinnliche Wahrnehmung gebannter Phantasie verbindet er im Ganzen eine erstaunliche Kälte des Herzens. Er ist grausam, unbarmherzig im Verfolgen egoistischer Pläne und Leidenschaften, zu welchen besonders seine phänomenale Sinnlichkeit zu

rechnen ist, brutal im Besitze der Macht und wesentlich nur aus Eitelkeit zur sogenannten französischen Courtoisie und Ritterlichkeit geneigt. Nichtsdestoweniger berauscht ihn seine oberflächliche schillernde Phantasie sehr oft bis zur größten Noblesse und Empfindsamkeit, sobald man an seine Würde als Glied der großen Nation appellirt. Somit ist Eitelkeit und wieder Eitelkeit die Triebfeder seiner guten wie seiner schlechten Handlungen und Eigenschaften. Sein Idealismus ist stets aus diesem einen Beweggrund herzuleiten, persönlicher oder *nationaler* Eitelkeit. Darum wird er mit Begeisterung Jeden betrachten, der den äußern Glanz Frankreichs fördert, um so mehr er im Ganzen von erstaunlicher Unselbständigkeit ist und sich am liebsten von einem zusammenfassenden energischen Willen leiten läßt. Er ist mit Begeisterung servil, ebenso wie er mit Begeisterung die Freiheit anbetet — Beides, um seiner Phantasie ein Idol zu bieten, heiße es nun gloire oder liberté. Seine aufopfernde Hingebung für dies momentane Idol schlägt natürlich in das Gegentheil um, sobald diese Hingebung dem Heißhunger seiner phantastischen Eitelkeit nicht mehr genug entsprechende Sättigung gewährt. Aber der künstlich zur National-Eitelkeit großgezogenen Eitelkeit seines Naturells und seinem Leithammelsuchenden Instinkt verdankt er seine erlauchteste Tugend, den unbestreitbaren stets bewiesenen Patriotismus, der Alle vereint. Auf Gemeinsamkeit ist der Franzose überhaupt hingewiesen und veranlagt, in eminentem Sinn ein Ζώον πολιτικόν. Ihm ist „die Gesellschaft“ Alles, weswegen er eine tödtliche Furcht vor dem Lächerlichen empfindet. Diese in seinem Charakter liegende Unselbständigkeit bei aller Selbstüberschätzung, diese Selbstverknechtung unter die eiteln Dogmen äußerer Gesellschaftszustände erklärt denn das Problem, daß der Franzose — aus Eitelkeit, phantasievoller Nervenerregtheit und angeborner fränkischer Wildheit mit denkbar höchstem *physischen* Muth begabt — im Uebrigen als ein *moralischer Feigling* erscheint. Folge von dem allen, daß die französische *Nation* mit Recht eine große genannt werden kann, der *Franzose selbst* aber im Ganzen ein *kleiner* und *kleinlicher* Charakter ist und bleibt.

Genau das Umgekehrte gilt vom *Engländer*, wo der Einzelne

im Ganzen achtungswerth erscheint, die Nation aber als Totalität einen peinlichen Eindruck hervorruft. Der Engländer entwickelt in seiner Art dieselbe Eitelkeit, wie der Franzose — nur in anderer Form, die zwar weniger kindisch, aber desto widerwärtiger wirkt.

Der Britte ist Choleriker mit melancholischem Anhauch. Die lebensfrohe Eitelkeit, das kindliche Behagen an allem Gleißenden, „Kinderklappern" wie Napoleon das treffend bezeichnete, fehlt daher dem Inselbewohner. Seine Selbstvergötterung richtet sich vielmehr nach innen, statt nach außen. Statt von der Welt Weihrauch zu fordern, baut er sich selber Altäre als sein eigner Hohepriester. Eine ungeheure Werthschätzung seines kleinen erbärmlichen Ichs dehnt sich dann concentrisch auf alles ihm Anhängende, also auch auf seine Nation aus. Daher der starke Familiensinn, der Clan-Geist auf den britischen Inseln. Die Begriffe dieser Insulaner von der Bedeutung ihres Landes und also auch ihrer selbst sind freilich weit verletzender als die der Franzosen. Frankreich möchte die „Herrin der Welt" heißen, an der „Spitze der Civilisation marschiren". Das will England gar nicht. Civilisation? Giebt's außer England überhaupt nicht. Die Welt? Die Welt ist England. Alles nicht England Zugehörige ist werthlos und gleichgültig, geradezu ein Lapsus der Schöpfung. Der Franzose schwatzt von „des barbares", der Engländer aber denkt es, ohne daß er es der Mühe werth fände, es auszusprechen.

Alle Continentalen, den eitlen Franzosen inbegriffen, sind Barbaren, unmündige Kinder, bemitleidenswerthe Schwächlinge. Es erhellt daraus der gradezu organisirte Egoismus dieser Nation, welche sogar die selbsttäuschende Phrase des Franzosen bei seinen brutalen Gelüsten gleichgültig verschmäht und die nackte eisige Selbstsucht der Nützlichkeitstheorie offen als Richtschnur ihrer Handlungen angiebt. In Folge dessen wird der englische Staat d. h. die den Staat repräsentierende Adels-Oligarchie stets ein direkter Feind der Menschheit bleiben, weil dort die persönlichen Eigenschaften des Engländers als Mensch nicht sichtbar werden, sondern nur der destillirte Genius dieses Volkes: schrankenloser Egoismus und Hochmuth.

Emerson nennt Jeden dieser Insulaner eine Insel für sich.

Schon hieraus erhellt, daß er in striktem Gegensatz zum Franzosen die Tyrannei der äußerlichen Gesellschaftsformation an sich verachtet und diese nur in dem Grade respektirt, als sie seinem Egoismus entgegenkommt. Sein kaltes Nützlichkeitsprinzip läßt daher mit stillschweigendem Achselzucken die verrottetsten Mißbräuche der Gesellschaft bestehn, indem seine durch und durch pessimistische Weltanschauung diese Mißbräuche und inhumanen Thorheiten für nothwendig hält, um die materielle Wohlfahrt, die ihm über Alles geht, aufrecht zu erhalten. Hiermit correspondirt oder vielmehr hieraus resultirt auch die häßlichste seiner Charaktereigenheiten, die alle Schichten des englischen Lebens durchdringende Heuchelei. Es ist dies eine eigenthümliche Verlogenheit der Gesinnung, welche stillschweigend alle Vorurtheile und Legenden der Dummheit in dem Maße sanktionirt, daß jede mündliche und private, geschweige denn gar schriftliche und öffentliche Aeußerung gegen dieselben als ein Beweis mangelnden Anstandes und frecher Pöbelhaftigkeit betrachtet wird.

Im Besitz der schärfsten Verstandesfähigkeit, ist der Britte oder vielmehr macht sich mit instinktiver Absichtlichkeit unfähig, über die selbstgesteckten Schranken seiner Vorurtheile hinauszudringen. Der Franzose fürchtet nur die Lächerlichkeit, der Engländer nur den Skandal. „A scandal" ist ihm aber in erster Linie alles Extravagante und Excentrische — was Napoleon als „Ideologie" bezeichnet hätte. Ein Britte sagt sehr richtig: „Sich gegen die Bornirtheit auflehnen heißt bei uns to loose caste, „die Kaste verlieren". Und der Kastengeist ist das herrschende Princip Englands, da derselbe auf dem sich selbst abschließenden Insulaner-Egoismus und dem Triebe zum brutalen Hochmuth in dieser Race beruht. Bornirte Bigotterie in jeder Beziehung ist der Stützpfeiler dieses Systems, das um so schwerer zu erschüttern ist, als der Britte genau in demselben Maße treu, zähfesthaltend und schwerfällig, als der Franzose brüderlich, flüchtig und gewandt. Durch dieses Grundgebrechen wird jedoch der Charakter des Engländers vergiftet. Denn der Heuchler dient nicht nur dem Geist der Lüge, sondern selbstgerechter Pharisäismus wird lieblos und inhuman auf den Zöllner herabblicken.

Ursprünglich von aufrichtiger Liebe für die Wahrheit beseelt, läßt er dieselbe ungehört verhallen, sobald seine pharisäische Selbstanbetung durch sie verletzt wird.

Neben dem jugendlichen Größenwahn des Franzosen und dem verhärteten greisenhaften Dünkel des Engländers leidet nun der Deutsche vielfach an hündischer Demuth und Fremdthümelei. Dazu hat er wenig Grund.

Man prahlt so häufig mit dem, was man nicht ist und nicht hat, nicht mit dem, was man ist und hat. Möge der Deutsche doch endlich aufhören, seine fragwürdige Tugend herauszustreichen und sich lieber — statt grade hier bewundernd nach dem Ausland zu schielen — seiner superioren Begabung bewußt werden, die ihm in Künsten, Wissenschaften und Gewerken, in Krieg und Frieden stets eine überwältigende Fülle von Talenten verschaffte wie keine andere Nation sie aufzuweisen hat!

So wird man ihm die zwei großen Güter für den Kampf ums Dasein, Klugheit und Fleiß, in hervorragendem Maße nachrühmen müssen. Daß diese Arbeitskraft, Ausdauer und Ueberlegung nichtsdestoweniger die, aus lauter solchen Einzelkräften bestehende, große deutsche Nation erst durch bittere Not und eisernen Zwang zu einer klugen und standhaften Politik bewegen konnten, während doch diese Eigenschaften sie zu einem politischen Volk in erster Linie stempeln, — das hat der Deutsche einzig seinem mangelhaften Charakter zuzuschreiben. Neid, Mißgunst, Unfähigkeit zur Begeisterung, Gleichgültigkeit gegen ideale Interessen (alle deutschen Dichter und Denker von Wolfram von Eschenbach bis auf Richard Wagner wissen davon ein Lied zu singen), Pedanterie und Philistrosität, Knechtssinn, verbunden mit mißvergnügtem Fortschrittsgezänk — das sind kleine und kleinliche Laster, für die man gern die phraseologische Verlogenheit und Leichtfertigkeit der Franzosen und die Brutalität der Briten eintauschen möchte. Es mangelt dem Deutschen vor allem das wahre männliche Selbstvertrauen und dies mußte erst wieder durch das stramme Preußenthum geweckt werden. „Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so habe ich nichts mehr hinzuzufügen“ — diese großen Worte des großen Fried-

rich vor der Schlacht bei Leuthen bilden einen Wendepunkt der deutschen Geschichte.

Leonhart verbeugte sich und verschwand. Die Versammlung der Zuhörer summte und brummte beim Aufbruch durcheinander. Ein Offizier schnarrte laut: „Eine solche Frechheit!“ und ein alter Herr, der wie ein Gymnasialprofessor aussah, schnob majestätisch: „Muß wegen schlechten Betragens an den Ofen gestellt werden.“

Der allgemeinen Volksstimme aber, welche bekanntlich Gottes Stimme ist, lieh Dr. Drechsler-Cannibalis monumentalen Ausdruck, indem er laut mit ausgestreckter Rechten brüllte: „Ein solcher Größenwahn ist reif fürs Irrenhaus!“

II.

Krastinik und Leonhart gingen in Friedenau spazieren. Sie hatten mitsammen einen Ausflug gemacht, um einen dort wohnenden Antisemiten zu besuchen, da sich Krastinik lebhaft für diese Bewegung interessirte. Freilich hinderte ihn das nicht, mit den jüdischen Redactionen persönlich auf bestem Fuße zu verkehren. Von einem Grafen läßt man sich ja viel gefallen.

Darauf spielte Leonhart an, indem er ironisch äußerte: „Ach Gott, der Antisemitismus des Adels! Da ärgert sich Baron v. Habeiuchts, daß Itzigs Madera und Maitresse feiner als die seinen, und gnä' Fröl'n Adelheid v. Schwindelheim kriegt die Gelbsucht, weil Kalle Mosessohn kann fahren mit Gummiräder.“

„Das sagen Sie, Verehrtester, und gelten doch für einen fanatischen Antisemiten?“

„Wieso ich zu dieser Ehre kam, blieb mir schleierhaft. Mag ich gelten, wofür man will! Man lasse die Leute schwatzen! Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß ich in dem gang und gäben Sinne kein Antisemit bin, sondern nur so, wie alle lebenden Deutschen es sind und ein guter Bruchtheil der anständigen Juden dazu. Ich bewundere den dämonischen Selbstsucht-Instinkt dieser Race und schätze sie als zersetzendes Element für die teutonische schlafmützige Michelei. Nur darf die semitische Unduldsamkeit nicht jedes freie Wort verpönen. Ich hasse nicht die Juden, sondern den jüdischen Geist. Und der steckt in manchem getauften Antisemiten erst recht. Ich habe den Muth meiner Meinung und sage ins Gesicht, was die Philosemiten hinter'm Rücken ihrer jüdischen Brotherrn stänkern. Aber nicht mal die jüdische Presse, die vielverschrieene, taugt weniger als die christliche. Stets gerecht, erkenne ich gewisse großartige Eigenschaften des Judenthums im Gegensatz zu deutscher Kleinlichkeit willig an. Der semitische Größenwahn gründet sich auf wirkliches Kraftgefühl und ihr Nützlichkeitsprinzip verbindet sich sogar mit warmblütigem Gemüth. Eigentlich liebe ich die Juden, diese willensstarke napoleonische Race, ebenso wie ihre Weiber oft den ältesten Blutadel der Welt im Gesichtsschnitt aufweisen.“

„Sie sonderbarer Schwärmer! Und haben's doch so ganz mit den Söhnen Israels verdorben!“

„Mit wem hätte ich das nicht?!“

„Sehr wahr. Wie werden die Schulmeister auf Sie schimpfen nach Ihrer neulichen Rede!“

„Pah!“ lachte der Umstürzler verächtlich. „Kerls, die ihr Waschbecken für den Ocean ansehn und den alten Homer, dem bei ihrem Anblick übel geworden wäre, als ihr Eigenthum betrachten! O diese Kleinigkeitskrämer! Wo ist ein Mann, ein Ganzer, unter all diesen Halbmenschen!“

In diesem Augenblick kam eine merkwürdige Erscheinung die Friedenauer Chaussee herab, wie als Antwort auf diese Frage. Ein ungeheurer Hund sprang bellend vorüber und dann folgte ein Herr (seine Kutsche rollte in einiger Entfernung nach) in einfachem schwarzem Anzug mit einem großen Schlapphut, so wie der alte Wodan ihn getragen haben soll. Und ein durchdringendes forschendes Wodansauge flammte unter buschigen Brauen auf, als die Beiden ehrerbietig grüßten und er höflich dankte. In diesen Zügen, welche Europa kennt, lag eine tiefe unergründliche Trauer.

Die Hünengestalt schritt wuchtig vorüber. Die Beiden sahen ihm lange schweigend nach, dann setzten sie ihren Weg fort.

„Schwer genug,“ hob Leonhart nach einer Pause, wo Jeder seinen Gedanken nachhing, an, „ja, fast unmöglich, schon heute über einen Bismarck abschließend zu urtheilen! In ununterbrochener Entwickelungskette wälzt sich die Geschichte fort. Diese Kette führt von den Wickingfahrten der Nordseesachsen zur Hansa, von den Wenden-

kämpfen zum deutschen Orden in Preußen, von den Hohenstaufen zu den Hohenzollern."

„Sehr gut," fiel Krastinik ein. „Das ließe sich noch weiter ausführen. Der Nibelungendichter, Wolfram und Walter befähigten wohl Goethe, Schiller und Hutten zu sprechen."

„Zweifellos. Es ist der Geist Luthers, der in Lessing weiterwirkt."

„Und vielleicht das Genie Friedrichs des Großen, dessen Abglanz auf Bismarck ruht? Aber nein, dieser Vergleich würde hinken. Vielmehr scheint mir gerade Luther" — er zögerte.

„Ganz recht," bekräftigte Leonhart. „Dieser derbe sächsische Bauer gemahnt am meisten an Bismarck, falls wir nach einer Parallele suchen." Nach einer Pause fuhr er fort: „Bezeichnet Bismarck einen Uebergang oder einen Höhepunkt, ein Bleibendes im kreisenden Werden der Dinge? Wir wissen es nicht. Eins aber wissen wir: daß auf ihn die Definition paßt, die Carlyle, der Prediger der Heroen-Verehrung, einem ‚Helden' giebt: ‚Es ist jederzeit die Eigenart des Helden, auf die Realitäten zurückzukommen, sich auf die Dinge, statt auf den Schein der Dinge zu stützen.' Auch hat die Prophetenstimme des modernen England sich dahin erklärt: Bismarck sei eine Art Cromwell, soweit dies in unsrer armseligen Zeit möglich. Wirklich ähnelt der grimme Feind des deutschen Plapperments dem parlamentauflösenden Lord-Protektor durch eherne Thatkraft und Zähigkeit sowie eine gewisse Rücksichtslosigkeit im Zugreifen."

„Hm, ja.“ Der Graf nickte nachdenklich. „Selbst das Verhältniß Bismarcks zu Moltke mag Vergleich-Jäger an dasjenige Cromwells zu Blake erinnern. Allein von der mystischen Gefühlstiefe und düstern schmerzvollen Gluth des Puritaners kann man doch nur mangelhafte Spuren in dem praktischen preußischen Weltmann entdecken.“

„Na überhaupt! Das wollen wir denn doch dahingestellt sein lassen, ob man Bismarck zu den Genies vom ersten Range wie Napoleon und Cromwell rechnen dürfe. Von jener Universalität der Begabung, wie sie solche Feldherrnherrscher bekunden, kann hier ja nicht die Rede sein. Freilich, die originale Fortentwickelungsfähigkeit einer schöpferischen Einbildungskraft, welche mir das eigentliche Wesen des Genies auszumachen scheint, besitzt ja der Einiger Deutschlands auch.“

„Wieso?“

„Nun, seine patriotische Idee, von der er dämonisch beherrscht blieb, reifte unablässig in ihm fort. Er trug sie mit sich, er modelte sie stetig um und paßte sie rastlos allen sich bietenden Verhältnissen an.“

„Schon recht. Aber der ekelhafte Götzendienst seiner knechtischen Schmeichler muß doch jeden unabhängigen Mann zum Widerspruch reizen,“ erwiderte Krastinik.

„Hm, er bleibt nun eben doch der größte Meistervirtuose der diplomatischen Technik. Wenn man seine Leitung unsrer auswärtigen Geschäfte sorgsam prüft, so wird man zum Verständniß dieser eigenthümlichen Genialität gelangen.“

„Und über ihn als Charakter ...“

„Ach, darüber reden wir doch lieber nicht. Eine optimistische Anschauung zu theilen oder anzufechten, kann keinem Verständigen belieben, da den Zeitgenossen ein genügendes Material zu Gebote steht. Es gehört der Tiefblick eines Dichter-Psychologen dazu,“ Leonhart betonte diese Worte mit verstecktem Selbstbewußtsein, „um die Widersprüche im Charakter dämonischer Individualitäten zu lösen und zu verknüpfen.“

„Das soll wohl heißen: Die Feinde des Bismarckschen Charakters wie die Verehrer desselben haben alle beide recht und alle beide Unrecht?“

„Just so, exactly,“ Leonhart liebte es, solche englische Brocken einzustreuen — „sobald man einseitig bei Fehlern oder Vorzügen des Privatmenschen verweilt. Na, und dann gehört es ja zu den unleugbaren Schwächen dieses großen Mannes, jede Antastung seiner unfehlbaren Makellosigkeit als eine Art Gotteslästerung, auch ‚Bismarckbeleidigung‘ genannt, aufzufassen: Das ist eben *sein Größenwahn*. Da behält ein gescheidter Mann seine Ansicht am liebsten für sich, heut wo das Denunciantenthum förmlich herangezüchtet wird. Denn wer die Macht hat, hat immer Recht. Uebrigens, wem steht heut ein maßgebendes oder gar abschließendes Urtheil zu! Seichte und selbstische Parteimeinung deckt sich nimmer mit dem unbestechlichen Wahrspruch, den dereinst überlegene Wissende vor dem Richterstuhl der Geschichte fällen werden.“

„Jaja, ein Urtheil über Männer der That ist überhaupt schwer,“ bemerkte der Graf sehr richtig. „Die

Gedankenfaulheit urtheilt ja da immer nur nach dem Erfolg. Das mechanische Getriebe der Welthändel unterscheidet sich doch gar sehr von den ewigen Thaten der Kunst und Wissenschaft. Wie kann eine feststehende Werthung möglich sein, wo so Vieles vom Zufall und den ‚untoward events' abhängt! Und ist nicht Bismarck Opportunist durch und durch?"

„Das ist kein Vorwurf, sondern ein Lob für den Staatsmann, der nur von den Schiebungen der Möglichkeiten bestimmt wird und dessen Größe gerade in dem klaren Blick für das augenblicklich Nothwendige besteht. Und hat etwa der gewaltige Mann je darüber den einen Zweck vergessen, den er mit eherner Konsequenz durch sein ganzes thatenreiches Leben verfolgte?"

„Na, ein selbstloser Idealist kann er doch wenigstens nicht genannt werden. Stets hat er verstanden, sein eigenes Wohl mit der Wohlfahrt des Vaterlandes zu vereinen. Und dabei klagt er noch über die sprichwörtliche Undankbarkeit der deutschen Nation!"

„Ja," sagte Leonhart lächelnd, „man denkt unwillkürlich an das boshafte Pamphlet Swifts über den schweren Undank, mit welchem Marlborough sich belastet erklärte — in der runden Summe von 54,000 Pfund Sterling! Im Gegentheil, ‚es ehrt die Nation in der Gegenwart und stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft', wie es in dem herrlichen Briefe des Kaisers vom 1. April 1885 heißt, wenn sie das Große anerkennt. Denn wahrlich, dieser Bismarck ist nach Luther und Friedrich unser verdientester Mann."

„Nun ja, er besitzt ein Willenszentrum von außerordentlicher Stärke, wie schon seine Bulldoggennase beweist," meinte der Oesterreicher achselzuckend. „Aber das Geheimniß seiner Erfolge liegt doch in der Bornirtheit und Verlotterung der herkömmlichen Diplomatie, mit welcher er zu ringen hatte. An seiner Stelle mit seiner Macht könnten Viele das Gleiche leisten. Pah, mein Bester, die betreffenden politischen Schiebungen bestimmen meist die Politik halb willenlos und als Leiter von 46 Millionen kann man schon gebietend auftreten. Hat doch sogar Excellenz Windthorst in offenem Reichstag ähnliches verlauten lassen!"

Leonhart schüttelte den Kopf und sann einen Augenblick nach. Dann fragte er: „Langweilt es Sie, wenn ich Ihnen meine Auffassung der Bismarckschen Politik vortrage?"

„Im Gegentheil. Ich bitte darum."

Jener räusperte sich und begann, indem die Gedanken ihm stromweise zuflossen:

„So geniale Züge wir in der Politik Richelieus, Cromwells und Napoleons bewundern, möchte ich doch beinahe die Behauptung wagen, daß ein solcher Meistervirtuose der diplomatischen Technik in den auswärtigen Angelegenheiten kaum jemals erstanden sei, daß Bismarck als diplomatischer Spezialist ungefähr die Stellung unter seinen Kollegen einnehme, wie sein Lieblingsdichter Shakespeare in der Litteratur.

„Bei der Abwägung und Werthung staatsmännischer Verdienste muß man in erster Linie die Umstände selbst

in Berechnung ziehen. Es war z. B. ein gut Stück Arbeit, wenn Gustav Adolf und Oxenstjerna das kleine arme Schweden zu einer Großmacht erhoben. Aber die europäische Konstellation lag diesem Beginnen auch überaus günstig und zuletzt nahm dies ungesunde Hinaufschrauben eines Kleinstaats zu unmöglicher Stellung ein Ende mit Schrecken. Napoleon und Cromwell vollführten gewiß Staunenwerthes, doch ersterer wurde durch die Elementarkraft der Revolution so hoch gehoben, letzterer blieb vor direkter Einmischung des Auslands durch Englands Inselthum geschützt. Bismarck aber fand Preußen in tiefster Erniedrigung und führte es aus denkbar ungünstigsten Verhältnissen, im Kampf mit dem Innern wie mit dem Auslande, zu der ihm gebührenden Welthegemonie empor.

„Daß die Sehnsucht nach der Einheit in ganz Deutschland verbreitet war, daß Myriaden braver Deutscher vor Bismarck darnach gestrebt hatten, daß ihm, sobald man erst sein wahres Ziel erkannte, diese ganze große Nation einmüthig entgegenjubelte, thut seinem besondern Verdienste keinen Abbruch. Daß er schon auf dem Frankfurter Bundestag seinen Schwur des Hannibal im Herzen trug, wird wohl heut kaum einer mehr bezweifeln. Freilich nur in unbestimmten Umrissen. Daß er wie jeder geniale Mensch mit seinen Zielen wuchs, an seinen Erfolgen sich fortentwickelte, steht außer Frage. Erst nach 1870 wurde er ganz Deutscher, bis dahin vertrat er lediglich das Interesse Preußens. Ehre ihm dafür! „Charity begins at home!“ sagt das englische Sprichwort.

„Erst wenn ein geschichtlicher Individualmensch dadurch erklärt werden soll, merkt man so recht das Mißliche des Vergleichens. Da hat man in der Konfliktszeit Bismarck den preußischen Strafford genannt, weil sein zäher Royalismus an jenen starrköpfigen Minister Karls I. zu gemahnen schien. Und doch erinnert Bismarcks Wesen und Gebahren gerade umgekehrt an die hochmüthigen, nervenkranken, jähzornigen, portweinliebenden Pitts, mit welchen er auch den bis zum Fanatismus gesteigerten Nationalstolz theilt. ‚Wenn ich denn von einem Teufel besessen bin, so sei es ein teutonischer Teufel!‘ diese Worte des einstigen Gesandten in Petersburg soll die Geschichte auf das Grabmal des Reichskanzlers schreiben, wie auf das des jüngeren Pitt den Liebesseufzer des Sterbenden: ‚My country, how do I love my country!‘ —

„Bis 1864 mußte die Politik Bismarcks dahin streben, Preußen möglichst isolirt zu halten, um bei dem augenblicklichen Uebergewicht Oesterreichs im deutschen Bunde nicht ins Schlepptau genommen zu werden und ein zweites Olmütz zu erleiden. Die Neutralität 1859, die freundschaftliche Annäherung an Rußland 1863 und die trotzige Gleichgültigkeit gegen die Forderungen der Westmächte waren wichtige Etappen auf dem langen Wege, den er vor sich sah und mit immer gleicher Umsicht und Festigkeit verfolgte.

„Als sein diplomatisches Meisterstück aber hat er stets das Jahr 1864 bezeichnet, wo es ihm gelang, den Rivalen Oesterreich selbst als Hebel zu benutzen, indem er zugleich durch das Danaergeschenk Holsteins bereits den nöthigen

Zankapfel für den lange sorgsam vorbereiteten Bruch mit Oesterreich diesem hinwarf. Von da ab, Oesterreich über das nahende Ungewitter so lange wie möglich täuschend, galt es freundliche Fühlung mit Napoleon zu gewinnen und unter dem Schutz dieser Deckung mit Napoleons Klientelstaat Italien sich gegen den gemeinsamen Feind Oesterreich zu verbinden. Daß Bismarck 1866—68 ein sogenanntes falsches Spiel mit Napoleon trieb, darf kaum bestritten werden. Die Enthüllungen Benedettis über die zweideutige List, mit welcher Bismarck ihm die geheimen Wünsche Frankreichs ablockte und selbst in Form eines Vertrags zu Papier bringen ließ — mit der festen Absicht, eben diesen Vertrag später gegen Frankreich auszuspielen, wie es 1870 wirklich geschah — sind nie positiv widerlegt worden. Lag doch ein besonderer Kniff der Bismarckschen Politik stets darin, den Feind ins Unrecht zu setzen und genau zu dem Schritte zu verleiten, der im richtigen Augenblick den gewünschten Krieg herbeiführen mußte. Diese Taktik wurde denn auch 1870 meisterlich angewandt.

„Alles ist erlaubt im Krieg und in der Politik — gegen diesen Grundsatz läßt sich schlechterdings nichts einwenden. Es gewährt einen besonderen Genuß, in der Luxemburger Frage 1867 das Schachspiel des im Dupiren stets dupirten Ränkeschmieds Louis Napoleon mit dem kaltblütig sicheren ‚Mann von Eisen‘ zu beobachten, der stets vorsichtig, nie übereilt und im gegebenen Fall unerschütterlich entschlossen, weder Bitten noch Drohungen zugänglich erschien.

„Nachdem man sich 1870 durch Rußland gegen Oesterreich gedeckt, wurde bald genug klar, daß die Errichtung des deutschen Reiches und die Demüthigung Frankreichs von Rußland als eine Störung des europäischen Gleichgewichts empfunden wurden. Es blieb daher nur ein Ausweg und ihn ergriff Bismarck mit untrüglichem Scharfblick im geeigneten Moment: Aussöhnung mit Oesterreich und Bündniß der zwei deutschen Kaisermächte als Bollwerk Mitteleuropas gegen Osten und Westen. Außerdem galt es, durch die Kolonialbeziehungen Frankreich und England wechselseitig gegen einander auszuspielen. Die absolut richtige Haltung Deutschlands in der Bulgarischen Frage, welche Oesterreichs wahre Interessenpolitik klarlegte und dessen nothwendige Entschlossenheit, in gewissen Fällen selbst auf eigene Faust seine Stellung zu bewahren, erwies, scheint von Schwachköpfen ebenso wenig begriffen, wie früher die tiefdurchdachte Führung des Meisters in anderen Fragen.“

Leonhart schwieg einen Augenblick, dann lachte er leise vor sich hin und fuhr fort:

„Es hat einen tragikomischen Beigeschmack zu beobachten, wie auch diesem Manne der That keine der üblichen Scherze erspart blieben, die man an jedem genialen Menschen verübt, bis Erfolg und Macht ihn gefeit haben. Das berühmte ‚Was, der will mehr sein als ich? Der hat ja mit mir am Biertisch gesessen!‘ begleitete auch Bismarcks Auftreten und man wunderte sich nicht wenig über diesen Glückspilz, der Karriere zu machen anfing,

ohne regelrechte Staatsexamina absolvirt zu haben. Von übersprudelndem aufrichtigem Wahrheitsdrange beherrscht, konnte er öfters den jovialen Herzensergießungen seiner Zunge nicht Halt gebieten und vertraute seine großen Pläne Leuten an, die ihn gar nicht zu verstehen fähig waren. ‚Il est fou‘ urtheilte Napoleon über den Mann von Varzin und der intriguante Phantast Disraeli nannte Bismarcks vertrauliche Eröffnungen ‚the moon-shine of a German baron!‘ Endlich fanden von jeher größenwahnsinnige Impotenzen, daß dieser erfolgreiche Streber weit überschätzt werde und daß eigentlich *sie* die wahren Messiasse seien — so Graf Goltz, so später Graf Harry Arnim. Ein Glück für die deutsche Nation, daß der eiserne Kanzler keine weichherzigen Humanitätsflausen zu üben pflegt, sondern all dies Völkchen mit rücksichtsloser Härte unter seine Sporen tritt.

„Und so steht er nun schon jetzt vor dem Auge der Mitwelt wie eine bronzene Statue da in seinen Siebenmeilenstiefeln, den wuchtigen Flamberg dem Boden eingerammt und das Wodanauge unter buschigen Brauen hervorblitzend aus dem behelmten Haupte. Wenn er sich zur letzten Ruhe streckt — ‚Il est mort!‘ wird man in Europa aufstöhnen, wie bei der Todesnachricht von St. Helena —, so darf er sich selbst gestehen, daß ein heroisches Leben hinter ihm liege. Man mag an ihm mäkeln, so viel man will — er war unser letzter großer Mann, die mächtigste Erscheinung Deutschlands in diesem Jahrhundert, welcher sich kein Ebenbürtiger in der übrigen

Welt vergleichen darf. Der würdevolle großherzige Gentleman, der als erster deutscher Kaiser und echter Mehrer des Reichs so glorreich seinem Volke vorleuchtete, und sein treuer Hagen werden ewig in deutschen Landen fortleben als Ideale heroischer Männlichkeit. Und ein neuer Nibelungendichter wird dereinst von Otto dem Großen singen und sagen, wie von dem alten Marschall der Burgonden:

‚Da ritt der grimme Hagen den andern all zuvor,
Er hielt den Nibelungen wohl den Muth empor‘."

Am anderen Tage erhielt Krastinik in Leonharts Handschrift das folgende Gedicht:

An den Reichskanzler.

Nie mengte ich mich jener Feigen Zahl,
Der Sklavenherde, die der Tag regiert,
Die, als Erfolg mit Lorber Dich geziert,
Dich angestaunt als ihren Götzen Baal!

Nicht Deine Macht gilt mir Unfehlbarkeit.
Nicht Du allein erschufest, was geschehn.
Auch Du warst nur erfaßt vom Sturmeswehn
Der allbeherrschend vorbestimmten Zeit.

Und doch, wie stehst Du hehr und riesenhaft,
Gewaltiger, vor diesem Zwerggeschlecht!
Ein Heiliges glüht unverlöschbar echt
Dir ewig durch den Rauch der Leidenschaft.

Es ist das Letzte, was dem Manne blieb,
Seit Säul' um Säule jeder Tempel fiel:
Der Vaterlandesgröße stolzes Ziel,
Zum eignen Volk der liebevolle Trieb.

Nicht Liebe war ja Deines Lebens Amt.
Dich hob zu Sternen ein erhabner Groll,
Da Dir das Löwenherz im Busen schwoll
Ob aller deutschen Schande insgesammt.

Nicht mitzulieben wie Antigone,
Nein, mitzuhassen, Grimmer, warst Du da.
Doch aus dem Hasse keimte Liebe ja,
Für uns geblutet hat Dein zorniges Weh.

Dein Volk, Dein Vaterland hast Du geliebt,
Des alten Reiches Schemen aufgenährt
Mit warmem Blut, wie's einst Ulyß gewährt
Dem Schattenheer, das durch den Hades stiebt.

Erz nietete den thönernen Koloß.
Noch jüngst — wie Freudenfeuer kreisend rann
Ein flammend Hochgefühl von Mann zu Mann,
Da Deiner Rede Flammenstrom sich schloß.

In Dir nur lebt der wahre Ahnenstolz
Des deutschen Namens, dessen Machtgebot
Einst sonnenhell die weite Welt durchloht!
Geschnitten Du aus Nibelungenholz!

Den deutschen Hundesinn tritt in den Koth!
Lehr Du den Stolz, ein deutscher Mann zu sein!
Wo solche Eichen wachsen, muß gedeih'n
Der deutsche Stolz in aller Wetternoth.

Wo deutsche Zunge spricht, da bleibe stumm
Der Wälsche und der östliche Barbar!
Des Römers Erbe der Germane war —
Civis Romanus sum!

III.

Schon öfters war Leonhart von Schmoller aufgefordert worden, mit ihm socialistische Kreise zu besuchen, damit er mal einen wirklichen Einblick in die soziale Frage gewinne. Schmoller, der bei allem berechnete, wollte erstlich mit Leonhart's Freundschaft dort paradiren und zweitens wagte er sich lieber zu Zweit in die Löwenhöhle.

Die Gestalt Catilinas und seiner Mitverschworenen tauchte unwillkürlich vor Leonharts Geiste auf. Wie sie sich alle zusammenfanden, die Unglücklichen und die Verbrecher, die Bedrückten und die Verkommenen, die Rachgierigen und Genußgierigen, um sich gegen die satte Gemeinheit der Glücklichen zu verbinden!

So entstand ihm in raschem rohem Entwurf realistischer Urkraft das folgende düstere Fragment, indem er dem herostratisch zerstörenden Größenwahn die wahre schicksalmäßige Größe gegenüberstellte und zugleich den Größenwahn der Weiber-Emanzipation in der Gestalt der vornehmen Catilinarierinnen geißelte, die ihr Kapital in die Verschwörung steckten, um es mit Zins und Zinseszins aus dem Staatsbankrott wieder herauszuschlagen.

Soirée bei Crassus. — — Vorn links Lentulus und Cethegus beim Würfeln. Vorn rechts Antonius junior, Crassus junior, Faustus Sulla junior und Metellus plaudernd.

Metellus. Ich begreife nicht, warum ich diesem Zeitalter die Ehre anthat, darin geboren zu werden. Stände nicht unsere liebe Verschwörung hinter der Thür, so müßte diese Welt an ihrer eigenen Fäulniß verrecken.

Cethegus (würfelt). Diese adligen Packesel! Damit verschwört sich's gut! Ein Hochverrath gegen die gesunde Vernunft!

Lentulus. Ja, ihr „neuen Leute"! Ein Metell! Will was heißen! Zwar kein Cornelier, wie ich —! Bin bekanntlich ein Nachkomme des großen Scipio.

Cethegus. Ja, Du bist ein — Nachkomme. Ich stamme bekanntlich von einem Schuster ab. (würfeln.)

Crassus junior. Ich erlaube Dir endlich zu schweigen, Freund Metellus! Mit Eurer Verschwörung! Bei Euch hapert's am Blinkenden — das ist doch wahrhaft gesetzwidrig! Geld — das ist Alles!

Lentulus (dreht sich nach dem Sprecher um). Ganz recht. Geld — das ist alles! (er verfällt in eine Straßenpredigt) „Wir aber, wir unglückseliges und unschuldiges Volk, wir hungern — ach, wir haben kein Geld! — Jene, jene glücklichen und schuldigen Menschen, sie prassen: sie haben Geld! Wir aber, wir haben derbe Fäuste und unser Magen knurrt uns wach. Jene faulen auf ihren gepreßten Säcken. Auf denn, Volk, und folgere, was Dir beliebt!"

Cethegus. O über die ungekämmte Logik!

Antonius (ironisch). Zwar, mein lieber Crassus, für die Millionen Deines Erzeugers dürftest Du kaum in bangender Ungewißheit schweben: Die lassen sie heilig und unangetastet!

Sulla. O der alte Crassus! Schlauer Bursche der! „Catilina — anständiges Unternehmen — gut im Gange — läßt sich machen."

Crassus junior. Wir vom Hause Crassus brauchen's nicht: Sind Geschäftsmänner — größte in der Welt! Kleine Geschäfte verpönt! Alles riesig, großartig, millionarisch!

Sulla. So z. B.: „Königthum nebst Ruhm — Crassus der Erste — ungeheure Anlage — Weltzinsen — mächtiges Geschäft — Rechtschaffenheit wird verbürgt.' He, das wär' so was?

Antonius. Uebrigens, mein lieber Sulla, was Deinen hochseligen Vater betrifft — und dann macht er hier republikanische Männchen!

Sulla. Erstaunlich schön! Was gehn denn Dich die Väter andrer Leute an? Dein ehrwürdiger Vater, ein so inniger Verehrer Catilinas — (sprechen bei Seite weiter).

Cethegus. Mein Haus gegen Deins! (würfelt). Da liegt der Bettel! Heilige Tonne des Diognes! — Ich sag' Dir, Mensch, ich bin eine lebendige Pfandanleihe. Der nächste Termin bricht mir's Genick! Pah! der große Rechnungstag kommt früher, ja früher. Unterm Galgen ist Alles gleich.

Antonius (nach dem Hintergrund blickend). Die Fulvia ist prachtvoll.

Sulla (gähnt). Ja, sie ist sehr theuer! (Pompeia und Terentia kommen aus dem Hintergrund). Da haben wir Ciceros männliche Hälfte d. h. seine Frau! Und da Caesars Wittwe bei lebendigem Leibe. — Alle Mann ans Ruder! Los! — Des beredten Redners beredte Frau —! (Complimentirung.)

Terentia. Ich danke Eurem Gruß, Quiriten! Was meine bescheidene Beredsamkeit anbelangt —

Pompeia (boshaft). Ja, ja, meine Theure! Man weiß von den oratorischen Ergüssen, welche Du Deinem Gatten —. Die Nachbarschaft —

Terentia (hochempört). Was wollen die Nachtmützen? Soll ich nicht die sittliche Würde meines Geschlechtes schirmen, nicht ein rauhes Mahnwort männlicher Tyrannei in die Ohren donnern? Wie Cornelia die edle Römerin zu sagen pflegte — (schwatzen weiter.)

(Caesar und Fulvia kommen lachend nach vorn.)

Caesar (grüßend). Antonius, Deine Toga ist reizend! Crassus, Deine ist abscheulich.

Fulvia. Nun, Cajus, die neueste Mode —?

Caesar. Die, o schöne Frau, Dein Auge gebietet —

Fulvia. Schmeichler! — Rothe Tunica, weißer Gürtel, freie Locken, Rosen im Haar —

Caesar. Die Moden wechseln. Eine Mode allein besteht ewig und unbestritten: Deine Schönheit und Dein Lächeln!

(Sempronia, Crassus maior und Lucull kommen.)

Crassus. Nu, meine Freunde, die Mahlzeit, was? Schmal, schmal! Aber hochansehnlich genug. Das ist so unser kleines gemüthliches Convivium. Hat gekostet lumpige 300,000 Drachmen. Nu, kann's ja leisten! Die Austern, hä? Eigene Waare, Specialhandel, feinste Qualität, 30 Sesterzien das Stück. Mache überhaupt in Austern und Fischen. Korinth, Brundisium, Ostia —

Lucull (mit ernster Würde). Nach den Ergebnissen meiner Forschungen sowie nach dem treffenden Urtheil des Metellus Pius kann ich diese Austern nur für verfehlt erklären. Beim Zeus, ich scherze nicht: Zu ernst die Sache! Ich muß diese Prinzipien der Zubereitung — das harte Wort sei gesprochen — verdammen. Wie, wenn jenem duftenden Kleinod an Amphitrites Gewand jener prickelnde Reiz, jenes unerklärliche Etwas mangelt —

Crassus (verzweifelt). Lucull muß die Prinzipien meines Koches verdammen!

Lucull. Deß ungeachtet waren die Schnepfen gut — der Priapus nicht unwohlschmeckend — der Ziemer mit Geschmack und Bildung behandelt.

Crassus. Ich athme auf. Ja, Bildung — das ist mein Panier! Und Geld, viel Geld! Armuth ist ein Verbrechen.

Sempronia. Den Satz könnte man umkehren.

Fulvia (giftig). Sempronia kann doch ihre Freunde von der Gasse nicht schmähen hören!

Sempronia. Fulvia hingegen liebt die vollen Taschen. Je nun, das ist — Erwerbssache!

Crassus. Silentium! Ironie stört die Verdauung. — Da kommen die sieben Weisen. (Cato und Cicero treten auf). Ah, ehrwürdiger Cato — nehmen wieder stoische Philosophie ein? Flau, flau! Klares Wasser, aber — Wasser!

Cato. Wie mein erhabener Ahnherr Portius Cato zu sagen pflegte — was ist das? (er faßt Caesars Mantel).

Caesar. Götter! Mein Mantel ist zartfühlend.

Cato. Dies gestutzte, gezackte, verbrämte, geschniegelte Ding — dieses begabest Du mit dem Prädicat: „Mantel"?! O grobe Wolle, als der Römer statt nach den Wohlgerüchen des feilen Ostens nur nach dem Schweiß seiner Arbeit roch!

Cethegus (auf Cicero losgehend). Ha, unser Retter des Vaterlandes! Da hat er nun deklamirt im stillen Kämmerlein — ja, sie sind fertig, die extemporirten Invectiven, die plötzlichen Begeisterungen, die im Augenblick gebornen Orakel — das Vaterland ruft: er ist wohlpräparirt! Und nun Alles umsonst!

Cicero. Und warum, o geistreicher Jüngling?

Cethegus (kalt). Das will ich Dir sagen. Die Götter überschütten Dich mit Güte: Sie bewahren Dich vor Gefahren, die erst kommen sollen. Denn, mein lieber Cicero, Consul wirst Du nicht.

Cicero. Wir werden sehen.

Cethegus. Und wir werden handeln. Wirst Du nicht Consul, — gut für Dich und uns! Wirst Du's, — auch gut für uns! Aber schlimm für Dich. Warum? Weil man Dich am ersten Tage Deines Amtsantritts in Deinem Bette finden wird, die Kehle durchschnitten von einem Ohr zum andern! (dreht ihm den Rücken.)

Crassus (traulich zu Cethegus). Deine Verdauung gedeiht doch? — Na und die politische Verdauung? Die Verschwörung — hat die auch einen guten Magen?

Cethegus. Verschwörung? Ich muß sehr bitten —

Crassus. Verbindung, natürlich, Patrioten-Verbindung! Nun, Consulwahl ist 'ne harte Nuß, wenn Dolche sie aufknacken. Verdaut ihr viel Stimmen, he? (zieht ihn in den Hintergrund.)

Cato (zu Lucull). Ich sage, Cicero ist der Mann.

Lucull. Ein Unmann! Dieser eunuchische Wortekrämer —

Cato. Aus Worten werden Thaten. Ich dächte, Du überließest das mir. Verfügst Du über meine Belesenheit in den Seelen der Menschen? Der theoretisch geschärfte Blick des ergrauten Menschenkenners prüft Herz und Nieren.

Lucull. Nun, was die Ergrautheit anbelangt, junger Mann —

Cato. Nicht Jahre, sondern Thaten machen alt! Ich spreche stets figürlich.

Lucull (zieht einen Spiegel hervor). Wie? Dann muß ich ja schrecklich viel graue Haare haben!?

Cato (verächtlich). Von Thaten des Gedankens rede ich.

Clodius Pulcher (nähert sich).

Caesar. Was? Ist dies nicht Clodius „der Schöne"?

Lucull. Der Klopffechter! Der Bandenhäuptling!

Cato. Der Wüstling! Der schändliche Verführer!

Cicero. Und außerdem mein Feind! Dies darf nicht geduldet werden. — Crassus, ich finde denn doch, rein herausgesagt, den Ton Deiner Kreise etwas zu gemischt!

Crassus. Ohne Mischung kein feines Gericht — frag' nur die Autorität! (deutet auf Lucull.)

Cato. O Zeiten, o Sitten! Anrüchige Individuen —

Crassus. Wir sind alle anrüchig! (stellt vor) Hoffnungsvoller Knabe werther Geschäftsfreund. Arbeitet in Gladiatoren, auch ein schätzenswerther Artikel, alter Kunde.

Clodius (grüßend). Fulvia, mein Leben! — Kastor und Pollux! Lieblich wie bezahlte Schulden, unnahbar wie der Staatsschatz!

Fulvia. Deine Gleichnisse sind wahrhaft zeitgemäß. (leise) Sind meine Befehle vollzogen?

Clodius (ebenso). Mit alter Treue!

Fulvia. (laut). Deine Schmeicheleien sind fade.

Clodius (bemerkt Sempronia, die sich langsam genährt hat). Ah, mein Leben! Kastor und Pollux! Lieblich, wie bezahlte Schulden, unnahbar, wie —

Sempronia (ruhig). — der Staatsschatz! (leise) Sind meine Befehle vollzogen?

Clodius (ebenso). Mit alter Treue! —

Sempronia. Heut um Mitternacht! Ich muß Dich sprechen. (laut) Man kennt Deine lockern Grundsätze — —

Clodins. Verbleibe mit Hochachtung! — Ich stehe wahrhaft über den Verhältnissen. Der Meistbietende soll mich haben. (Pompeia und Terentia kommen nach vorn) Amor steh' mir bei! Ich bin unsterblich verliebt. Ich bin fähig, ja, ich bin fähig, unbezahlt für die Freiheit in den Tod zu gehen für einen Blick ihrer Augen! — Holde Pompeia — ach! (schneidet ihr die Cour.)

Antonius (im Hintergrund zu Cäsar). Sieh doch! Clodius der Schöne! Deine Frau —

Caesar — weiß seine Verdienste zu schätzen.

Sulla. Ist's denn wahr, daß er bei Dir Hausfreund —

Antonius. Nicht? Clodius der Schöne —! Man sagt —

Caesar. Nichts? Das thut man gewöhnlich.

Sulla (wichtig zu Antonius). Wieviel wett'st Du auf den nächsten Scheidungsproceß?

Crassus. Da kommt der Nachtisch! (Gladiatoren treten auf) Eigene Waare. Spezialhandel. Meine Fechterschule in Capua, „schwunghaftes Massengeschäft, nur Solides wird geliefert."

Cicero. Wieviel werden da wohl so „verbraucht"?

Crassus. Hundert bis tausend pro Jahr. Jeden Wahltag geht ein Halbhundert drauf. Empfehle Dir, Cicero. Augenblicklich großer Geschäftsstand: „Raufer flau, Skandalmacher gesucht, Krawallbanden dringend begehrt, Lebensbeendiger große Nachfrage". (klatscht) Hallo! Und daß ihr Euch das Fell von den Knochen haut! Streut Rosen, Mädchen, duftet, Wohlgerüche, und, Gemetzel, hebe an! (Alle drängen sich im Hintergrund um die Fechtenden. Crassus und Cäsar kommen rasch nach vorn.)

Crassus. Wie ich Dir sagte. Antonius maior will mich sprechen.

Cäsar. Mich auch. Sprechen wir ihn!

Anton der Aeltere (rasch eintretend). Verehrter und geschätzter Crassus! (verlegen) Ah, Caesar?

Cäsar lacht). Ja, ja, Jeden einzeln unter vier Augen, nicht? Ei, wir sind ein Herz und ein Seele Sprechen wir also unter sechs Augen!

Crassus. Freund Antonius, Du machst gern ein Geschäft, ich mache auch gern ein Geschäft, Caesar auch; folglich —

Cäsar. Machen wir ein Geschäft!

Crassus. Betrachten wir Euer Capital. Sicher angelegt, he? Consulat fest in der Tasche?

Cäsar. Römisch: Ihr wollt den Staat ruiniren und wir sollen Euch helfen?

Antonius. Welche Idee! Den Staat? Das heißt —

Cäsar. Sagen wir, den Adel. Als Vertreter des Volks habe ich nichts dawider — ich hasse ihn.

Antonius. Und hast 100 Ahnen?

Cäsar. Ich glaube, Du hast 101! Das ist alles Nebensache Was — nützt — es — uns?

Crassus. Ihr bildet da eine Gesellschaft und wir legen unser Capital hinein. Aber Garantie, guter Mann!

Cäsar. Mein theurer Freund, ich bin ein Opfer schnöder Verhältnisse, die heilige Sache der Freiheit hat mir das Herz gebrochen: Wisse, meine Schulden sind unerschöpfliche Danaidenfässer.

Crassus. Erlaube mal, mein Sohn, mein Capital geht vor — Ich verlange ein Weltmonopol! (geläufig) Für Eisenwaaren, Kleiderstoffe, Thonproducte, Straßengründung, Straßenbewässerung, Feldberieselung, Tempelbauten — (gehn in den Hintergrund).

Catilina (allein und vermummt, tritt auf und blickt an eine Säule gelehnt in den Festsaal).

Wie hell hier oben! — Goldne Ampeln wiegen
Duftspendend sich und leuchtend am Getäfel,
Den klaren Marmor der geschmückten Halle

Mit einem Strahlenteppich überstreuend.
Gold, Silber, Erz, Purpur und Elfenbein,
Sie lösen sich in einem Meer des Glanzes.
Und unten dunkel alles! — Seht dorthin,
Der einsam matten Fackeln Glimmen seht,
Roth flackernd durch die sternenlose Nacht!
Hört ihr das Hämmern? Seht der Esse Gluth!
Dort brütet der Titanen Stamm, gestürzt
Zur Tiefe durch die himmlischen Despoten,
Und schmiedet seine Waffen wider sie,
Aufschauend unter düstrer Brauen Grimm
Zum blitzestolzen sonnigen Olymp.
Olymp!
Vornehmer Laffen, wohlgesitteter
Schurken und Narren, worteklaubender
Volkspeiniger Tyrannenthrone ihr,
Zwergengeschlecht der angemaßten Götter —
Wie diese Ampel ich herniederreiße
Und in den Grund umstoße ihre Flamme,
Am Estrich sie zerschmetternd — also wird
Der noch gefesselten Titanen Faust
Herniederkommen über eure Giebel.
Auch ich bin ja ein Gott, ja, ein gefallener!
Ein Promethide, der den Feuerstrahl,
In niedere Hütten trug. Ich kostete
Von dem Ambrosia eurer feinen Tücke.
In eurer Himmel gleißnerischem Licht
Bin ich geboren! Bin verstoßen draus,
Viel mehr hab' selber mich daraus verbannt,
Durch die berechnende Vernünftigkeit,
Die götterhohe Selbstgerechtigkeit,
Die Makellosigkeit von euresgleichen!
Schaut mir ins Antlitz! Wie des Meeres Fluth
Durch immer neuer Wogen Schwall den Strand
Nicht wegspült, sondern härtet seine Fläche —

Ward hart mein Herz durch Haß, Verrath und Trug,
Die es bestürmten, und durch Selbstverachtung.
Wie der Simum, der durch die Wüste fährt,
Unwiderstehlich jede Flur versengt,
Nur kahle Oede duldend, — also brennt
Ein einziger Gedanke mir im Hirn
Verdorrend jed' Gefühl, das außer ihm:
Der Rache, der Vergeltung Qualgedanke!
Hört ihr den wirren Sang vom Tiber dort?
Der Freiheit geller Sang ist's! Der Titanen
Dumpfes Gebrüll, das aus dem Aetna tönt
Uud der Entladung Flammenschrecknis kündet.
Ketten, zerreißt! Lastende Berge, berstet!
Des Göttersaales stolze Decke bricht,
Begrabend mit sich allen Sonnenflitter. —
Schlaft wohl, ihr Götter! Doch man wird euch wecken.

Atrium im Hause Cäsars. Cäsar geht sinnend auf und ab. Pompeia liest eine Briefrolle.

Cäsar (für sich). Pompeius, Crassus, Catilina — Felsblöcke gegen den Strom meiner Laufbahn. Die Zeit bröckelt an ihnen. Suchen wir sie wider einander zu rollen, auf daß sie sich selbst zerschmettern. Crassus — gefügiger Lehm, Thon für meine Gebilde. Pompeius — dürr und zäh wie verkalkter Sand. Nur ein eiserner Spaten kann ihn lockern. (laut) Pompeia!

Pompeia. Mein Gemal;l?

Cäsar. Was schreibt Dein Vater?

Pompeia. Er rüstet zur Heimkehr.

Cäsar (für sich). An der Spitze der siegreichen Legionen aus dem ersiegten Asien weg — Rom wird sein. Schnappt dieser Strohmann mir die Welt vor der Nase weg? (laut) Höre, theure Pompeia, Dein hochverehrter Erzeuger wird hoffentlich durch keinerlei übertriebene Gerüchte aus Deiner Feder über die Lage der Hauptstadt beunruhigt? Du wirst ihn von der Ruhe und Eintracht aller Parteien

unterrichten. Die catilinarische Verbindung ist ganz unerheblich, trotz ihres etwas freien Benehmens. Du hast mich verstanden?

Pompeia. Wie Du befiehlst, mein Gemahl.

Cäsar (für sich). Catilina, der Dritte im Triumvirat der Kräfte — ein Granit, ein starrer Granit. Soll ich ihn stützen? (laut) Pompeia!

Pompeia. Mein Gemahl?

Cäsar. Tullia ist Deine Freundin, Cicero ist ihr Mann, sie hat eine geschwätzige Zunge. Du hast mich verstanden.

Pompeia. Wie Du befiehlst.

Cäsar (für sich). Wo sind meine Adler, meine Schwerter? Wo catilinarische Dolche in meinem Sold? Führer der Demokratie — ein schönes Wort! Mein gemäßigter Pöbel ist nur eine Null ohne Ziffer. Volk!

Diener (meldet). Die erlauchte Fulvia!

Fulvia (tritt ein). Ich grüße Dich, Cäsar.

Pompeia. Ich entferne mich, mein Gemahl. Der Tochter des Pompeius ziemt es nicht — — jetzt hast wohl Du mich verstanden. (sie rauscht an Fulvia ohne Gruß vorüber.)

Fulvia (gelassen). Die arme Frau steht noch nicht auf der Höhe des Zeitalters.

Cäsar. Sie ist ein überwundener Standpunkt.

Fulvia. Haha, wenigstens scheinst Du sie überwunden zu haben. Nun, mein Cajus, die neueste Mode — doch was sag ich da! Politik ist ja jetzt das Stichwort. Eine schutzlose Frau wie ich weiß heute nicht aus noch ein, wie ein irrendes Lamm in der Wüste. (naiv) Wie denkst denn Du eigentlich über diesen Catilina?

Cäsar. O ein ungewöhnlicher Mann!

Fulvia. Nicht wahr? Ganz meine Meinung. Ich schwärme beinah für ihn.

Cäsar (kalt). Ich nicht.

Fulvia. Ach', ich dachte doch? Ich finde manche seiner Pläne —

Cäsar. Nicht zu billigen, ganz recht.

Fulvia. Ei? Ja, ich werde ihm doch wohl meine Stimme geben.

Cäsar (lacht). Deine Stimme?

Fulvia. Spötter! Ich meine natürlich die Stimme meiner Freunde.

Cäsar. Paß auf, wenn der Sergier siegt, bekommen die Weiber das allgemeine Stimmrecht.

Fulvia. Ich sag's ja! Catilina ist unser Mann und ich werde nun grade meine Freunde für ihn stimmen.

Cäsar. Aber nicht Deinen besten Freund. (küßt sie auf den Arm) Ach, wie traurig! So stehn wir uns feindlich gegenüber, zum ersten Mal.

Fulvia. Flattergeist! Ich bin ja noch nicht entschieden. (lauernd) Darum wollte ich mir eben Raths erholen.

Cäsar (kalt). Bei Deinem Freunde Cicero?

Fulvia (verwirrt). Wie, Cicero mein Freund? Welch ein Gedanke! Ich — ich nehme ab und zu bei ihm Stunden in der Rhetorik. Das ist jetzt Mode. Wenn man sich zur Aspasia bilden will — — Nein, Deinen Rath möchte ich erbitten als Deine beste Freundin.

Cäsar (kalt). Den behalte ich stets nur für meinen besten Freund: mich selbst.

Diener (meldet). Der hochwohlgeborene Portius Cato und der ehrenwerthe Tullius Cicero wünschen den erlauchten Julius Cäsar zu begrüßen.

Fulvia (hastig). Wieder die leidige Politik — ich irrendes Lamm — viel Vergnügen, Cäsar! Besuch mich bald! (rasch ab.)

Cäsar (für sich). Die gute Frau fängt an, mir verdächtig zu werden. Sie wollte mich ausholen — cui bono? (Cicero und Cato treten auf) Welche Ehre!

Portius (räuspert sich). Hm!

Cicero (räuspert nach) Hm!

Cäsar (ebenso). Hm! — Ist das Vaterland mal wieder in Gefahr?

Cicero. Es ist so. — Die Stunde der Entscheidung naht. Volk, sammle dich zu deinen Gezelten! Eine Rotte ohne Moral, die das Verderben des Staates auf ihr blutig Banner schrieb —

Cäsar. Und so weiter. Du willst Consul werden — recht sachgemäß. Der Sergier auch — ebenso sachgemäß. Du willst ihm schaden, er Dir — höchst sachgemäß Verderben des Staates! Je nun, Du weißt mehr als ich!

Cicero. Jener Molch, gedunsen von Blut —

Cäsar. Hochwerther Mann, ich bin eine schlichte nüchterne Natur und vermag nicht dem Fluge Deiner Rhetorik zu folgen.

Cato. Wie, Julier? Schweig, Cicero — man wagt es — ich sage, schweig! — Menschen ohne Gott und Gebot, wie Catilina —

Cäsar. Dieser harmlose Taugenichts!

Cicero. Harmlos! O ihr Götter!

Cato. Ich sehe, Julier, wo das hinaus will. Einen gewiegten Praktiker wie mich übertölpeln wir nicht, junger Mann — man ist ein enger Geist. Man suche sich am Postament erhabener Ahnen emporzuranken.

Cicero. Jetzo banne geläutertes Mannesthum der Jugend Frevel in gebührende Schranken! In der Moral nur — da steckt die Kraft. Du lächelst? Ah, Du vermagst mich nicht zu begreifen

Cato. Der Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung —

Cäsar. Unordnung vielleicht. Ein Kampf gegen mottenzerfressene Vorurtheile.

Cicero (bitter). Ach ja, die Vorurtheile der Zucht und Sitte hemmen den freien Geist. Was rede ich noch! Die Wahl steht vor der Thür. Siegt Catilina — dann, Rom, gute Nacht! Er soll nicht siegen, ich bin da! Heut gilt es, Freund und Feind zu kennen. Wer nicht für uns ist, ist wider uns. Im Namen der Moral, bekenne Farbe!

Cato. Man wähle gesinnungstüchtig den erprobten Mann der Regierung! Marcus Portius Cato gab dem Cicero seine Stimme — Römer, gehet hin und thuet desgleichen!

Cäsar (lauernd). Die Wahl ist euch ja doch so gut wie gesichert?

Cato. Wehe! Die Verderbniß der Zeit trägt ihre Frucht. Dolch und Gold schrecken und blenden den Sinn der guten Bürger. Geist der Vorzeit, verhülle dein Haupt!

Cäsar. Hochzuverehrende Mitbürger, was hilft dem großen Cicero meine eine arme Stimme!

Cicero (wüthend). Cäsar, das ist ebenso lächerlich wie abscheulich. Du kennst Deine Talente so gut wie wir selbst. Du willst nicht helfen. (Antonius Maior tritt durch eine Seitenthür hastig ein und bleibt betroffen auf der Schwelle stehn. Ihm folgen Sulla minor und Clodius Pulcher. Betretene Pause). Aha, unser würdiger College in Zukunft, unser würdiges Staatsoberhaupt! Cäsar, es ist genug. Wir überliefern Dich einer würdigeren Genossenschaft. O Moral, Moral!

Cato. Wehe! O Rom, wie tief bist du gesunken! (Beide ab.)

Cäsar (gelassen). Willkommen, ihr Lieben! Ah, Sulla, welch östlicher Besatz an Deinem Mantel! Deine Locken sind gut gebrannt und die Schminke — laß sehn! Vortrefflich. (ruft) Heda, Marius! (Ein Freigelassener kommt.) Bring Cäcuber=Wein!

Clodius. Marius, wie?

Cäsar. Sieh da, Clodius Pulcher, welche Freude! (für sich) Was will Der bei mir? (laut) Ja wohl, ich besitze auch einen Sulla. Ich nenne meine Freigelassenen immer nach solchen Urahnen. Ich liebe es, mich am Postament erhabener Vorzeit emporzuranken. (Diener bringt Wein.)

Clodius. Du? Nun, unsre Vorfahren — Dein Wohl, Sprößling des Sulla! — waren groß, aber langweilig. Waren sozusagen nicht von „gutem Ton“.

Cäsar (ernsthaft). Wie wahr! Hat sich was mit ihrer brüllenden Riesenhaftigkeit! Ihr Tigergrimm und Löwenzorn — drollig! Diese Metzeleien aus Rache und Ueberzeugung! Wie anders wir Neueren — nicht, kühner Clodius? Wir morden mit kaltem Blut, wir würgen ohne Leidenschaft — darin sind wir unerreichbar.

Clodius. Das ist's, Du verstehst mich ganz. Marius vor Rom, Sonnenuntergang, gewitterschwangere Augenbrauen, kochende Lavagluth der Heldenseele — bah! Wir haben kaltes Erz, wir Gladiatoren, für solche Löwenhitze. Wir Männer der Zukunft — da ist alles kahl, kühl, kalt.

Cäsar (an seine Glatze fahrend). Besonders kahl, geliebter Clodius.

Sulla. Auf Ehre, ganz meine Ansicht. Nur wir stehn auf der Höhe des Jahrhunderts.

Cäsar. Stehn wir! — Sprechen wir also von Geschäften!

Antonius Maior. Nun, ich darf ja sagen, es macht sich. Stimmen wie Heu! Majorität unberechenbar! Ja, das „Wie" ist schon sicher, aber das „Was"!

Cäsar. Was heißt „Was"?

Antonius Maior. Consulat ist ein schön Ding. Wir sind nicht dazu aufgestanden, um ein paar Schulden zu bezahlen. Es giebt noch andre Rechnungen zu begleichen.

Cäsar (gedehnt). Ach, das heißt „Was"? — Lieben Freunde, ich habe zu thun. Ich fahre aus.

Clodius (eifrig). So? Jetzt gleich?

Cäsar (befremdet). Ja wohl. — Dringende Geschäfte.

Sulla. Ich auch. Mein Schneider wartet.

Clodius. Ich schlendre durch die Straßen. Schöne Augen — trala!

Sulla. Ich begleite Dich.

Clodius. Danke. Ich jage stets allein. — Dein Diener, Julier! (ab.)

Antonius Maior. Das „Was"!

Cäsar. Das „Was"! (Antonius und Sulla ab.)

Cäsar (allein). Bringt man beide durch, Catilina und diesen Lumpen, so ist die Aristokratie verloren. Mein Schwiegervater, der Säbelmann, soll nur anrücken mit orientalischen Gelüsten — ehe er den Fuß auf italischen Boden setzt, sind wir hier fertig. Laß sehn! Ist dieser Catilina ein geistreicher Schwärmer, — gut. Wagt er's aber mein Doppelgänger zu sein, so eine verpfuschte Copie der Natur nach meinem Bilde, so heißt es: Er oder ich. Einer muß fort. — Er will mich heut sprechen, natürlich geheim. Ja, Vorsicht thut noth. Darum meldete ich schon gestern meiner Dienerschaft an, daß ich um diese Stunde ausfahren würde. — Wohlan, Dictator Catilina, wir werden ja sehn. (Er geht ins Innere des Hauses.)

Clodius (tritt nach einer Weile hastig ein und nähert sich vorsichtig). Alles leer. Der Marder im Taubenschlag! Ich versteckte mich hinter die nächsten Säulen und ließ die Andern an mir vorbei. Der Augenblick ist günstig. Cäsar fährt aus, wie seine Diener mir schon gestern verriethen. — Macht dieses dürre Ehegespons mir Schwierigkeiten, so werf ich ihn zum eignen Haus hinaus. Ich bin der Clodius, der alles wagt. — Wer kommt? (Er verbirgt sich hinter Hausgeräth. Terentia kommt aus dem Innern des Hauses, von Pompeia begleitet.)

Terentia. Ja, meine Theure, Fortschritt, Fortschritt über alles, über alles in der Welt! Ich marschirte stets mit dem Zeitgeist. Allgemeines Wahlrecht, vorzüglich Redefreiheit — das ist die Zukunft der weiblichen Jugend. — Vale! Begleite mich nicht weiter. Mein Wagen wartet, in ihm Papirius als Lenker der Rosse.

Pompeia. Dein Liebhaber? So öffentlich? Dein Mann —

Terentia. Mein Mann!! Deine Erziehung scheint doch sehr vernachlässigt. Von Zweien bin ich geschieden, einen brachte ich unter die Erde im Kampf gegen seine tyrannische Anmaßung, und sollte Kikero fürchten?

Pompeia. Laß Dich mit Catilina trauen — der fürchtet ihn auch nicht.

Terentia. Pfui, wie Du redest! Dieser Elende, der den Plebejern und Sclaven den Zeitgeist predigt — nichts habe ich mit ihm gemein. Fortschritt auf meine Kosten — dafür bedank' ich mich. Mein Mann soll sich nur unterstehn, bei der Wahl durchzufallen! Na warte! (ab.)

Pompeia. Sie sind alle so fortgeschritten. Warum schreite ich nicht auch fort? (träumerisch) Dieser Clodius stellt mir fast unziemlich nach. Doch wie hübsch er ist!

Clodius (aus seinem Versteck hervorstürzend, kniet vor ihr). Herrin!

Pompeia (erschrocken). Minerva schütze! Steh auf! Was willst Du? Mein Gatte —

Clodius. Was schiert mich eine Welt in Waffen! In die-

sem Staube laß mich ewig ruhn, den Dein schneeiger Fuß geweiht! Sieh, meine Seele drängt sich ins entflammte Auge, das Deines sucht!

Pompeia. Laß mich!

Clodius. O Deine Stimme! Brauste rings die Welt in Flammen auf — ich höre sie allein. Nicht wie ein Modeherr in wohlgeschützter Laube von Liebe schwatzt in wohlgesetzten Phrasen — nein, unterm Laubendach sausender Speere, wie's einem Sohn des Mars gebührt, zujubeln möcht' ich Dir: Ich liebe Dich!

Pompeia. Schone mich und fliehe! Mein Gatte —

Clodius. Der ist fern und Niemand hört mich hier als Venus meine Gönnerin. Und mag die Erde selbst erbebend öffnen ihren Schlund — von dieser Stelle weiche ich nicht!

Cäsar (während der letzten Worte eingetreten). Erlaube mir zu zweifeln! (Clodius springt auf.) In Dein Gemach, Tochter des Pompeius. Unschuldig bist Du? Möglich. Doch an des Cäsar Gattin darf auch nicht der leise Schatten eines Zweifels haften. (Pompeia ab.) Nun zu uns, mein alter Freund!

Clodius (trotzig). Straf' mich Mars, Herr! Scheinst ja sehr vertraulich.

Cäsar (kühl). Ich liebe die Herablassung. — Reden wir von Geschäften! Lieber Mann, Du bist in meiner Hand. Ich werde die Sache dem Senat anheimstellen. Mit erschütternder Beredsamkeit — Du hast ja wohl viele Freunde im Senat?

Clodius (verbissen). Keinen.

Cäsar. Schade! Der Censor hat also dann die Gewogenheit, Dich Deiner senatorischen Pflichten zu entheben. Sodann markige Rede Cato's über Zeiten und Sitten — dann schimpfliche Ausstoßung — dann groß Geschrei in der Gesellschaft, höflicher Hinauswurf — die Stadt zeigt mit Fingern auf Dich. Ja, es ist 'was Schönes um den gesellschaftlichen Ruf, besonders für Die, so davon leben.

Clodius. Ich bin in Deiner Hand.

Cäsar. So denke Dir mal, ich setze Dir den Dolch an die Kehle.

Clodius (mit Humor). Ich denke mir.

Cäsar. Beantworte demnach meine bescheidenen Fragen ge-

wissenhaft wie unter der Schärfe des Schwertes. — Deine politichsen Ansichten interessiren mich. Was bist Du eigentlich?

Clodius. Catilinarier, Vorfechter der Menschheit!

Cäsar (rasch). Das ist nicht wahr.

Clodius. Auch die Regierung —

Cäsar. Das ist nicht wahr.

Clodius. Je nun, ich fechte auf eigene Faust.

Cäsar. Das heißt, Du verkaufst Dich dem Meistbietenden. Das bin aber ich.

Clodius. Du?

Cäsar. Ich. Ich ruinire Dich, wenn Du mir widerstrebst. Was willst Du mehr?

Clodius (lacht). 's ist aber auch wahr! — Was forderst Du?

Cäsar. Vor allem verfüge ich über Deine Banden für die bevorstehende Wahl. Du magst einen leichten Druck auf die freien Wähler verüben, wirst ihnen mit Knüppel und Messer den rechten Weg weisen. (Ein Diener tritt auf und spricht leise mit Cäsar.)

Clodius. Den rechten? Welchen? (Diener ab.)

Cäsar. Schlau bemerkt. Da meldet sich eben der Wegweiser. (zeigt auf ein Nebengemach). Dort hinein. Ich werde Dich rufen. (Clodius ab. Pause. Dann tritt Catilina ein, vermummt. Beide grüßen stumm. Catilina schweigt stolz.)

Cäsar. Man sagt, Du hast Dich an Gift gewöhnt. Darum schlägt der Haß aller Götter auch so gut bei Dir an. Du bist sehr stolz.

Catilina. Ich bin Catilina — was sollt ich anders sein?

Cäsar (trocken). Ein Hochverräther.

Catilina. Das weiß ja der Koth auf der Gasse. Bah, so reden wir doch! Du giebst mir Deine Stimme zu meiner Wahl?

Cäsar. Nein.

Catilina. Nein? Damit wären wir im Reinen. Aber das Wichtigste hast Du vergessen: Dich selbst. Meine Späher nisten in allen Ritzen des Erdballs: Pompeius ist bald wieder da. Ich weiß es so gut wie Du.

Cäsar (kalt). In der That?

Catilina. Die That wird schon kommen, wenn er kommt mit

seinen Legionen. Er ist Dir gram, Dein theurer Schwiegervater. Man weiß, daß Deine Gattin viel über Dich klagt. Eine Ehe ist leicht gelöst.

Cäsar. Wirklich? (für sich) Ich komm' ihm zuvor, verstoße Pompeia wegen der Clodius=Sache. (laut) Was soll das alles?

Catilina. Nun, ich dächte, einem so geistvollen Haupt wie Dir fällt die Folgerung nicht schwer. Er kommt an und Du machst Dich aus dem Staube. Denn Deine Rolle ist ausgespielt. Dein meisterliches Schaukeln zwischen den Partheien hilft da nichts mehr.

Cäsar. Meinst Du, edler Sergier?

Catilina. Ja, ich meine, edler Julier. Ich meine auch: Wer bezahlt Deine Schulden? Um im Ton des alten Crassus zu reden: „Geschäft ist Geschäft. Wann, theurer Busenfreund?"

Cäsar (leichthin). Wann! Wenn ich meine Provinz habe.

Catilina. Deine Provinz? Geduld, junger Hahn! Wer verschafft sie Dir? Pompeius? Gewiß nicht. Aber der Consul Catilina tilgt Deine Schulden (Pause.)

Cäsar. Bestechung? — Der Consul Catilina? Ich sehe Monarchieen in Deinem Blick. Hebt auf den Schild ihn, den Rebellenkönig!

Catilina. Ha! — Doch um in Vater Cato's Ton zu reden: „Cäsar, Du bist des Todes schuldig: Hast von Königen geredet!" Pah, ich bins. Für leere Titel bin ich viel zu groß.

Cäsar (für sich). O Wahn der Größe! (laut) Wenn nicht etwa mit dem Sturz vom Tarpejischen Felsen, wie willst Du enden?

Catilina. Vielleicht, wenn der Tag der Freiheit flammend aufgeht über zerbrochenen Ketten und Lictorbeilen, wenn der Panzer der Adelsnarrheit und das erschlichene Goldkleid der Plutokratie zum Kehricht der Vergangenheit verscharrt, aus dem nur noch historische Lumpensammler ihre Säcke füllen, — dann gieß ich Gift in meinen besten Falerner und mit dem letzten Schluck ruf ich zum letzten Mal: Freiheit! — Vielleicht! vielleicht auch nicht! — Du giebst mir Deine werthe Stimme?

Cäsar. Vielleicht! vielleicht auch nicht.

Catilina (heftig). Es ist der Worte genug. Ja oder nein?

Cäsar (fest). Lucius Sergius Catilina, Du bist ein großer

Mann. Dein Leib ist von Granit und Deine Seele glatt wie die Schlange. Lucius Sergius Catilina, Du bist ein elender Selbstling. Jeder Legionär, der seine verblichene Rüstung putzt, ist ein Gott neben Dir im Wahn Deiner Größe.

Catilina. Du bist — — zu Hause.

Cäsar. Ruhig und höre mich an! Du glaubst die Menschen zu kennen, mich auch? Hoher Menschenkenner, und das ist das Ganze? Wolltest den Cäsar kennen und weißt nicht einmal, daß er ein Römer ist?

Catilina. Was soll das?

Cäsar. Ich spreche römisch. Auch meine Toga hat den historischen Zipfel: Krieg oder Frieden! Ich diktire ihn — Du nimmst ihn an. Wo nicht — gut. Aber ich, Julius Cäsar, schwöre bei den Töchtern der Nacht und bei Fortuna, meiner Göttin, sei's geschworen: Mag Säbelheld Pompeius die Welt in einem einzigen Brand in Asche stürzen, wegschreitend über alle Pläne, die mir theuer — ich hindr' ihn nicht. Und risse er sich einen ewigen Ruhm selbst von den Sternen, während müßig ich hier lungere, und kreuzte er mir völlig meiner Bestimmung Laufbahn — mag er's thun! Doch wie der Leu, den man im Rücken faßt, sich auf den Hauptfeind stürzt, der vorn ihm droht, — so stürz ich mich auf Dich, nicht eher rastend, bis Du niedersinkst.

Catilina. Und was heischest Du so drohend?

Cäsar. Wage keinen Schritt, der den inneren Bestand des Römerstaats gefährdet! Wohl kenn' ich Deine Verbrüderung mit Etruskern und Samniten. Man faselt von Autonomie der Provinzen, von einer Auflösung in selbstständige Communen, von einem Republiken-Bündel. Hochverrath an der Majestät der Res Publica, der Civitas Romana! Die Demokratie mag siegen, aber nimmer die Anarchie. Eher sterb ich auf den Ruinen des Capitols, ich, Caius Julius Cäsar!

Catilina (für sich). Was werd ich verlieren? Raum. Und gewinnen? Zeit. (laut) Deine Bedingungen?

Cäsar. Du setzest mich stets in Kenntniß von allen Beschlüssen Deines Bundes. Du verbürgst mir schriftlich Deinen Einfluß für

das nächste künftige Consulat, das mir gehört. Und nur ein Catilinarier darf diesmal siegen, Du oder Marc Anton. — Nicht? Wohlan, am Wahltag sehen wir uns wieder.

Catilina. Es sei. Ich verbürge Dir's. (ironisch) Wie lange gilt der Vertrag?

Cäsar (trocken). Bis die Umstände Dir erlauben ihn zu brechen.

Catilina. O mein Cäsar, Du kennst meine schwache Seite. Wenn ich bedenke, daß dieser theure Pompeius und die Cäsareaner seines Schwiegersohns sich binnen weniger Monde gegenseitig die Hälse brechen, dann träufeln mir Thränen einer gewissen Rührung hernieder. Lebwohl! Deine Bekanntschaft war mir angenehm.

Cäsar. Lebwohl! Besuche mich bald wieder! (Catilina ab.) Er irrt sich in mir. Siegt er, wird er vollenden? Er wird nicht. Nicht Zwei ja schufen die Unsterblichen zum selben Werk. Drum, Catilina, falle!

Boudoir der Fulvia. — Fulvia am Fenster, hinausspähend. Clodius steht hinter ihr.

Fulvia. Eine Schwüle vor'm Gewitter! Alles still. Nur vom Marsfeld her dröhnt das Gewoge der Massen heran, die am Damm der Gesetze rütteln. Die Kugeln, die in die Wahl-Urne rollen, sind heut die ehernen Würfel des Schicksals. Horch, vom Ida donnert der siegspendende Zeus! Ach, das sind ja Märchen. (Dreht sich brüsque um). Was bedeutet das, mein Schöner? Du willst nicht?

Clodius. Auf Ehre, nein.

Fulvia. Warum nicht? Bist Du schlecht bezahlt?

Clodius. Ich verachte schnöde Gewinnsucht. Meine Ehre —

Fulvia. Was hast Du mit der Ehre zu schaffen! Hilf dem Catilina!

Clodius. Mein sittliches Gefühl verbietet's (für sich) und Cäsar.

Fulvia. Ei still! Du, der Todfeind Cicero's —

Clodius. Nein, nein, Catilina ist das Verderben. Eine Götterstimme sprach zu mir (für sich) und Cäsar. (laut) Doch auch

Cicero — ich verschmähe seine Silberlinge. Nie vermöchte er mich zu kaufen!

Fulvia. Weil er kein Geld hat! Ich glaube Dir, edler Patriot. — Bist Dir also selbst eine Partei?

Clodius. So ist's. Ich bin mir selbst eine Partei, allein (für sich) mit Cäsar. (sieht hinaus) Wird eine heiße Arbeit, viel Blut. Auf hundert Mann Todte und Verwundete muß ich rechnen.

Fulvia. Auf der Verlust-Rechnung für Schmerzensgelder wohl das Doppelte!

Clodius. Tief schmerzet mich Dein Mißtraun. Ich liefre nur solide Waare. (ruft hinaus) He, Sulla!

Sulla (draußen) He, Pulcher! Erwünscht! Bin im Augenblick oben!

Fulvia. Man erstürmt schon die Häuser, wie es scheint. (Sulla tritt auf) Wie, Cornelius Sulla? Ich empfange nie am Morgen.

Sulla. Nie hätte ich gewagt, Allerschönste — aber dieser Tag bricht alle Schranken. Man ist außer sich. Die Gracchen steigen aus ihren Gräbern, die Welt geht unter und ich bin Wahlbeamter! — Du, Clodius, was ich sagen wollte, der Julier hat uns, dem Jungen Rom, uns von der guten Gesellschaft, eingeschärft, gegen den Sergier zu stimmen. Natürlich, wir stimmen alle mit Cäsar. Ich wette ja immer auf Cäsar's Pferde.

Fulvia. O gesinnungstüchtige Wähler! O Curtiusse, begeistert stürzend in den Schlund — der Geldsäckel!

Clodius. An die Arbeit! Ich werde für das Vaterland aus allen möglichen Wunden bluten — und's ihm gehörig auf die Rechnung kerben. Haha! (Clodius und Sulla ab.)

Fulvia (schaut hinaus). Was seh ich? Catilina selbst — wie, er betritt mein Haus! Er kommt hierher? Ich verstehe. Er mißtraut mir und will mich nahe im Auge behalten.

Catilina (mit Sempronia und Cethegus tritt auf, in weißer Toga, aber behelmt). Verzeih uns, liebe Fulvia, wenn wir die traute Bundesschwester stören. Die Lage Deines Pallastes, so nah an den Comitieen, zwingt uns, unser Zelt hier aufzuschlagen. Es

trägt ein rothes Banner, dies Zelt, was ja nach alter Römersitte eine bevorstehende Schlacht verkündet.

Fulvia. Um so mehr Ehre für Deine treue Clientin, großer Feldherr.

Catilina. Cethegus, Du bearbeitest also die zehn ersten Centurien der dritten Klasse. (Sprechen leise weiter).

Sempronia. Fulvia, hör mich an!

Fulvia. Was befiehlst Du, o meine Busenfeindin?

Sempronia. Wir hassen uns und haben uns stets gehaßt. Deine kalte Gefallsucht, dies Maskenspiel mit Deiner eignen Seele — ich verachte solche Mummerei. Ich bin ganz Flamme, ganz Leidenschaft.

Fulvia. Wozu diese zarte Mittheilung?

Sempronia. Du wirst es hören. In dem bittern Haß des gemeinsamen Grimms ist mein kleiner Haß nur ein Tropfen. Mein kleines Herz — es schlägt in Catilina's großem Herzen. Drum sei abgethan Liebe und Haß vergangener Tage. Catilina's Feind und wär's mein Bruder — zwischen ihm und mir sei die einzige Brücke das Schwert. Catilina's Freund und wär's meines Vaters Mörder — ihm biet ich die Rechte zu Schutz und Trutz. Du hast Dich uns heimlich zugesellt in letzter Zeit, bist von Cicero abgefallen und bemühst Dich in unsrem Sinne — gut. Aber eins wisse: Ich folge Deinem Schlangenpfad. Hoffe nicht mit gleißender Windung uns zu berücken. Umzüngelst Du uns mit giftigem Verrath, so mag ich untergehn, aber Du mit mir!

Fulvia. Mach Dich nicht lächerlich! (Metell tritt auf.) Ein neuer Mars mit dem Heldenschweiß!

Metellus. Schöne Domina, gewähre mir Gastrecht. Bin hierher befohlen. (salutirt vor Catilina) Melde mich zu Diensten Na, da sind wir ja alle beisammen, wir von der Verschwörung.

Cethegus. Wie steht's draußen, Meteller?

Metell. Können schlafen gehn. Jetzt wählt sich's ganz von selber. Wer will auch uns 'was anhaben?

Catilina (schwer). Das Fatum.

Metell. Was, dies überwundene Ding will sich unterstehen, mit uns von der Verschwörung zu spaßen? Nichts da!

Catilina. Hm, die Welt ist ein Klumpen Zufall und der Menschen Pläne eine hohle Wahrscheinlichkeitsberechnung. (nimmt seinen Helm ab) Aus diesem Kelch des Kriegs, lüstern nach triefendem Blute, Trankopfer spende ich Dir bald, Fortuna! Umstülpend diese Opferschale, weihend die ersten rothen Tropfen — sei mir fürder günstig! Aus diesem blutigen Kelch will ich mein Glück auf einen Zug in dieser Stunde leeren. Du unsichtbare Macht, die mich gesetzt über der Menschen Scheitel! Du weißt es ja, daß Du mich ausgerüstet und gesandt, um zu vollenden. Aller Zukunft Sterne sie spiegeln sich in meiner dunkeln Seele. Ja, ich bins, keiner sonst. Ich bin allein, ich bin der Herr der Welt.

Alle. Heil dem Erretter!

Fulvia (für sich). Hofnarren ihr! Rast dieser Mensch und steckt euch alle an mit seinem Rasen? Wie der göttliche Sauhirt Eumäos in Mitten seiner Herde, schiebt er dies Gesindel im Kosen hin und her wie ihm beliebt. (laut) Doch halt, was fehlt dem großen Mann?

Sempronia (die Andern abwehrend). Ruhe! Kümmert euch nicht darum! Es geht so schnell vorüber wie es kommt. Er leidet an solchen Anfällen.

Catilina (epileptisch erregt, Schaum vor dem Munde, halblaut vor sich hin). Allein? Ich bin nicht allein, bin nicht einsam. Nahen dort nicht die Schatten der Todten? Haha, sie sitzen auf meinem Lager und bohren langsam langsam den Dolch zurück in mein Herz, den Dolch, der das ihre traf. Hei, sie schleifen mich hin an den Rädern der Gedanken und peitschen mit der Geißel der Reue. Fieber des Gewissens, heran! Mir ist so kalt. Einst war ich Stahl, jetzt bin ich Eis. Ich bin abgestorben, verschneit ist jede Blume. Herauf, ihr alten Schatten! Doch ihr wollt nicht kommen, ich bin so vernünftig. — Wie, sollen sie lebend den Titanen schmieden an den Fels ihrer Rache, soll der Geier nach meiner Leber hacken? In den Abgrund stürz ich hinab und Du, o Nacht, empfange den sinkenden Sohn! (Hörner hinter der Scene.) Schafft mir die todten Augen weg!

Sempronia. Ha, das Zeichen zur letzten Abstimmung! Auf, Sergier, erwache!

Catilina. Ich bin erwacht. — Hinfürder keine Götter neben mir! Wie ein Königstiger will ich jagen durch die ächzende Welt und Generationen erdrücken mit meiner Tatze. Hätt' doch das All der lernäischen Hydra ewig neu aufkeimendes Haupt, daß ohne Ende ich führen könnte den Todesstreich! Ich will euch!

Sempronia. Die Sonne umfließt sein Haupt mit einem Strahlenreif. Schon seh ich das Diadem um seine Schläfe geschlungen.

Cethegus. Hör' die Tuben! Sie laden Dich zum Siege, Imperator.

Catilina (setzt den Helm auf). Die Weltgeschichte steckt in diesen Hörnern. Die Arena ist bereit, das Theater voll, die Wetten gebucht. Ich — wette auf mich selber — eine Welt!

IV.

„Jaja, so ganz Unrecht hast Du darin nicht. Es giebt Leute, die wähnen, daß sie den Weihekuß des Realismus erhielten, weil sie ein paar ‚Verhältnisse‘ und Ehebrüche auf dem Gewissen haben. Nächstens wird man die Befähigung zum Realismus nicht nach der Beschaffenheit der Hirnsubstanz, sondern nach der Befähigung der Genitalien beurtheilen, — womit freilich auch vielen ‚Idealisten‘ gedient wäre.“

So ging Leonhart auf die heftigen Ausfälle ein, mit welchen Schmoller die „sogenannten Realisten“ bedachte, da es natürlich nach seiner Schätzung überhaupt nur einen Realisten gab: nämlich ihn selber.

„Diese Me—nschen!“ polterte er mit tiefer sittlicher Entrüstung. „Bei denen der ganze Realismus im Ausmalen erotischer Situationen besteht! Als ob darin der Realismus steckte! Es ist zum Todtlachen. Noch nicht ins Leben hineingespuckt haben sie alle und glauben wunders was Großes zu vollbringen, wenn sie ihre kleinen Schäferstündchen lecker beschreiben! Wenn man nicht in Fabriken aufgewachsen ist, darf man überhaupt keine socialen Romane schreiben.“

„Sociale — hm, in diesem Sinne, ja! Dann hätte aber auch Zola bis auf ‚Germinal‘ nichts geleistet. Nein, nein, es regt sich doch allerorts ein sehr gesundes Streben. All diese neuen Unternehmungen und Bestrebungen, systematisch Stück für Stück das moderne Leben, speziell dasjenige Berlins, zu zergliedern auf der Grundlage einer wahren Anschauung der Dinge, sind an sich schon

achtungswürdige heilsame Zeichen der Zeit. Mag auch das Dichterische in solchen Versuchen noch einer beträchtlichen Steigerung bedürfen, mag auch der Realismus noch etwas romantisch und zufallmäßig gefärbt sein, — nur entschlossen weiter auf dieser Bahn! Dem Muthigen hilft das Glück. Es muß durchaus mit der Süßholz-Litteratur aufgeräumt werden und der Schmerz des wirklichen Lebens die Kunst beherrschen. Solche Kunst allein kann sittlich wirken, da nur sie den Menschen lehren kann, sich über die Wirklichkeit entsagend oder beherrschend zu erheben. Die akademische Lügenkunst wirkt entsittlichend, indem sie ein entstelltes, optimistisch gefärbtes Bild des Lebens bietet, durch dessen Betrachtung der Ekel an der brutalen Wirklichkeit höchstens gesteigert werden muß. Nicht die Dinge ‚verschönern‘, sondern sie verstehen ist gesund. Schön ist allein die Wahrheit. Wahr aber ist nicht nur das relativ Häßliche, sondern auch das relativ Schöne. Der Realismus unsrer heutigen colorirten Photographieen in der Malerei ist weit entfernt von dem gesunden elementaren Realismus der Renaissance-Meister. Und Zola ist noch lange kein Shakespeare. Heutzutage herrscht eine so trostlose Begriffsverwirrung, daß man kaum mehr weiß, was unter ‚Idealismus‘ und ‚Realismus‘ eigentlich zu verstehen sei. Wenn Einer geleckte Sonette drechselt oder hochtönenden Jamben-Bumbum ausspeit, heißt er ein idealer Dichter. Und wenn ein genialer Neuschöpfer in seine ‚idealen‘ Conceptionen sachgemäße Cynismen verwebt, heißt er ein schmutziger Zolaist.“

„Hahaha, so nennen sie uns Beide ja auch!“ lachte,

Schmoller auf, indem er innerlich dachte: Na, auf Dich paßt's ja auch. „Und die Idealisten — hoho, die muß man mal bei Lichte besehen."

„Ganz richtig. ‚Idealist' sein bedeutet heut: auf die Vorurtheile und den Tagesgeschmack spekuliren. Christus hieße womöglich: ‚Ein polternder Realist'."

Beide schritten der Dresdener Straße zu. Man wollte dort mehrere socialdemokratische Führer in einer Kneipe treffen, mit denen Schmoller einige Bekanntschaft pflog. Aus weiser Vorsicht kokettirte er nebenbei auch so lange mit den Christlich-Socialen, bis er deren Treiben kaustisch durch die Zähne zog. Denn Abwechselung muß sein. Er mokirte sich zugleich über Beide.

Als man jedoch an dem Rendezvous-Ort anlangte, ergab sich, daß die Herren hinterlassen hatten, sie würden ins „Café Liedrian" steigen.

„Hoho, famos! Da werden nämlich die Agitationsgelder vom Klempner-Strike mit den Dirnen durchgebracht!" raunte Schmoller seinem Freunde ins Ohr, hochbegeistert von dieser Entdeckung einer neuerfundenen Schlechtigkeit. „Also vorwärts, das wird ja famos! Du bist ja da bekannt, he, was, wie?" Sein Auge blinzelte boshaft.

Leonhart zauderte einen Augenblick. Eine fatale Situation. Doch sich sperren, schien hier das Ungeschickteste. Sie marschirten also dorthin.

Schmoller befand sich in seiner süffigsten Schimpf- und Verläumdungsstimmung. Er verbreitete gleichsam eine unreine Athmosphäre um sich her, indem er über Jeden irgend eine dunkle Geschichte zu erzählen wußte.

Seine theoretische Menschenverachtung verschanzte sich dagegen, edle Gefühle und Gedanken zu begreifen, weswegen er stets nach unlauteren Motiven forschte.

„Hihi," kicherte er, „der Eine von den Kerls, der Redacteur Hermann Garibald Hoppel, — na der richtige Fatzke! Trägt den Spitznamen „der Garibaldianer", weil sein Alter ihn aus Begeisterungs-Schmuß für den Italiano ‚Garibald' getauft hat. Trieb sich in Süd-Amerika herum, weil er als Hauslehrer faule Chosen mit der Tochter vom Hause trieb. Bildete sich als Goldgräber in Chile zum Bret Harte'schen Strolch-Goldherz aus — punktum, streu Sand drauf! Immer zugeknöpft und finster. Hat ganz entschieden einen Mord da drüben auf dem Gewissen. Spielt den Vornehmen, dabei ein Schmutzian bis über die Ohren. Der Andere — o, auch köstlich! Ein riesiger Antisemit und heirathet drum immer Jüdinnen. Jetzt hat er schon die Dritte, aber die brannte ihm durch und macht unter dem Tittel ‚Schriftstellerin' durch ganz Deutschland litterarische Besuchsreisen bei allen schönen und vermögenden Federschwingern. Verstandez-vous? Paß mal auf, zu Dir kommt sie auch noch .

Leonhart lachte. „Du hast wieder Deinen guten Tag. Die Menschen sind weder so gut noch so schlecht, wie man denkt oder wie man sie schildert. Das ist, glaube ich, ein altes Axiom — mir aber drängt es sich auf wie etwas Neues. Denn jeder Vernünftige wird doch zu gleicher Erkenntniß gelangen."

„Ach, habe Dir man nicht! Alles oberfaul, alles. Ueberhaupt schon die Jüdinnen! Wenn ich denke,

als ich bei dem scheußlichen Millionenschinder Ruperti (wie die Bande sich immer auf's Italienische raustauft!) Sekretär war! Die dicke Madam geilte sich immer an mir ab und das Töchterlein Laura — na, die Kröte! Ruft mich mal heimlich ins Badezimmer, als sie halb am Ausziehen ist, natürlich in aller Unschuld — na, ich will nichts gesagt haben!“ Schmoller strahlte nicht wenig von dem stillen Bewußtsein, er sei doch ein verdammt schöner Kerl. „O über diese ganze versumpfte Gute Gesellschaft! Da begreift man Dostojewski's ollen ‚Raskolnikow‘, der einfach hingeht, um solch 'ne alte Geldlaus todtzuschlagen.“

„Hm,“ meinte Leonhart. „Aus Faulheit und Größenwahn. Dem Raskolnikow spukt ja fortwährend Napoleon im Gehirn — das hat Dostojewski fein berechnet.“

„Na ja, so wie Napoleon Dir im Gehirn spukt, Raskolnikowchen,“ grölte Schmoller.

„Mir? Danke!“ brummte Jener. „Ich dürfte denn doch wohl mehr die Rolle des Rasumichin spielen, bei Deiner eignen hohen Beanlagung zur Raskolnikow-Rolle.“

„Was meinst Du damit?“ fragte Schmoller mit einem stechenden Blick. „Uebrigens, das verstehst Du gar nicht. Ueber Raskolnikow kann nur Der mitreden — ja, mein Sohn, das ist die Noth, die Noth, die Du nicht kennst.“

„Hm, mein Theurer, ich erlaube mir zu bemerken, daß der Artillerielieutnant a. D. Bonaparte wohl mehr gehungert hat, als unser imaginärer Freund Raskolnikow, der überall herumlumpt, — was Bonaparte gewiß verschmähte. Und doch ging er keineswegs hin, um eine alte

Frau zu raubmorden, sondern er erwartete standhaft seine Stunde und eroberte die Welt. Wenn Du nicht verstehst, wie groß dieser Unterschied, so hast Du Dostojewski's tiefe Psychologie gar nicht verstanden."

„Pschah! Wie gesagt, was weißt Du von der Noth der untern Schichten!"

„Und was weißt Du von einer philosophischen Lebensauffassung! Das Allerbeste ist: zu lachen, sintemal so viel Lächerliches jede Minute wächst. Lache nur viel und vor allem leide nicht an Hyper-Gerechtigkeit, welche dem Pharisäismus sich manchmal nähert. Gott sei mir Sünder gnädig! Man muß mit Hamlet sagen: Ich bin selbst leidlich tugendhaft, dennoch stehn mir mehr böse Wünsche zu Gebot, als ich Macht habe sie auszuführen. Wenn sie nicht herauskommen, wer weiß, ob das mein Verdienst ist oder das der Umstände!"

„Paperlapapp! Du red'st wie der Blinde von der Farbe. Ueber das wahre Elend hilft all so'n Gethue nicht weg. Gestern genoß ich den Vorzug, einen Kohlenschipper zu sprechen, der zehn Jahre mit gebrochenen Beinen in einem dustern Keller lag. Tableau! Ach und dann all die andern Schandthaten! Daher auch die Lüderlichkeit bei den armen Leuten. Alle Konfirmandinnen von vierzehn Jahren sind schon keine Jungfern mehr. Da hilft nur noch praktisches Christenthum. — Ja wohl, meine Tochter, hier hast Du einen Groschen!" Er warf einer bettelnden Streichholzverkäuferin einen Nickel hinein und stieg erhobenen Hauptes, im Bewußtsein eines solchen

praktischen Christenthums, die Stiegen zum „Café Liedrian“ hinan.

Die Ueberraschung Frau Helenens beim Erscheinen Leonharts spottet aller Beschreibung.

„So? Mit den Kerls gehst Du um?“ raunte sie ihm ins Ohr und girrte dazu zärtlich: „Federigo!“

Da er peinlich berührt zusammenzuckte, girrte sie weiter: „Ach simulire man nich! Ich weiß ja, wer Du bist. Und jetzt würde sich ja doch Einer von den Kerls da verplappern. Na, der Schreck, als ich Deinen Namen in Deinen Handschuhen las und mich nachher orientirte, wer Du bist. Also der berüchtigte Schreihals bist Du! Nein, was man nicht erlebt! Und nun giebst Du Dich gar mit solchen Leuten ab! Der da, den Du da mitgebracht hast, der mit dem Havelock — o dem hab' ich schon mehrmals Feierabend geboten, weil er sich so unanständig aufführte. Bei mir herrscht ein anständiger Ton. Ach und Deine andern Champagner-Freunde da hinten! Das scheinen mir auch die Richtigen. Soll mich wundern, ob Die solche Zeche machen können!“ So schwatzte sie fort, fiel ihm aber um den Hals, als er sie ärgerlich abschütteln wollte: „Ach, ich liebe Dich ja doch, alter Freund! Dadrum keine Feindschaft nich!“

Die großen Freiheitsapostel flegelten sich hinten in der Weinstube auf dem Kanapee umher und mehrere Champagnerflaschen kollerten bereits geleert auf dem Boden. Leonhart dachte unwillkürlich an eine gemüthliche Orgie der alten Schreckensmänner des Wohlfahrtsausschusses. Er wurde mit Halloh empfangen und bald

plätscherten alle wie der Fisch im Wasser in Zotenreißerei umher. Der antisemitische Jüdinnen-Verehrer besah die Bilder an der Wand, welche Nuditäten durchsichtigster Gattung darstellten. „Ist die nackigt!" rief er mit Extase. „Das Wasser läuft Einem im Munde zusammen!"

„Greis, schäme Dir!" kicherte Schmoller. Der Greis schlug sich jedoch kernig auf die Heldenbrust und betheuerte, indem er die holde Olga umarmte: „Bin ich ein Mann? He, kann ich noch?"

Olga gab alles zu, obschon sein Wein-Odem sie so widerlich betäubte, daß ihr der Fächer, mit welchem sie stets als grande dame zu paradiren pflegte, aus der Hand fiel.

„Ach, Sie wissen ein Weib so zu nehmen!"

„Na und ob! Wir sind doch auch noch so gut wie so'n oller laffiger Lieutnant mit 'nem Bürstenladen in der Tasche, wä?"

Hier hielt der finstre Redacteur, der laut Schmoller in Amerika einen Mord auf dem Gewissen hatte, die Gelegenheit für gekommen, um den „verehrten revolutionären Dichter Leonhart" wegen seines Vortrags über den Größenwahn des Militarismus zu preisen.

„Ja, da haben Sie mal wieder einen Schuß ins Schwarze gethan, den Nagel just auf den Kopf getroffen. Hier sitzt der Kern alles Uebels. Der nationalökonomische Ruin des Staates wird durch das Wuchern dieses unproduktiven Standes unvermeidlich. Soll das arme überbürdete Volk etwa den Kastendünkel des rothen Kragens mit seinem blutigen Schweiße färben?"

„Hm, da haben Sie mich nun freilich doch nicht ganz verstanden,“ wehrte Leonhart ab. „Gegen den Offizierstand, der heut das Ritterthum darstellt, habe ich gar nichts. Im Gegentheil. Die Offiziere müssen sich durch Kastengeist entschädigen. Denn abgesehen von schlechter Bezahlung (wofür freilich die Pension eintritt), wie entsetzlich steht es mit dem Avancement! Mit 42 Jahren Hauptmann — also etwa das, was in einem großen Handlungshause einer der Kommis I. Klasse bedeutet! Man muß hier unbedingt das Talent haben, alt zu werden. Gott sei Dank, sind 90 Procent der Offiziere ganz mittelmäßig und wählen den Beruf nur aus sozusagen physischen Gründen, weil sie für einen höheren Beruf keine Intelligenz haben. Allein, die höher Veranlagten, — was müssen die leiden! Denn in allen unteren Graden hilft ihnen ihre militairische Begabung größeren Stils ja nichts. Sie müssen günstigstenfalls 60 Jahr alt werden, um in eine Stellung zu kommen, wo sie ihr Führertalent entfalten können.“

Dieser belehrende Einwurf mißbehagte den Andern offenbar. Ebenso, als einiger Unsinn über den nächsten Krieg und Boulanger's Rolle vorgebracht wurde und Leonhart ruhig urtheilte: „Boulanger scheint der Dumouriez der neufranzösischen Republik. Solcher Leute Augenmaß sieht in einer Revolution keine Empörung, sondern eine Verschwörung. Ein geborener Revolutionär ist nie ein wahrer Republikaner. Während er mit dem einen Auge der Monarchie droht, blinzelt er liebäugelnd mit dem andern Auge nach ihr hin. Mit der Keckheit eines Prätorianerobersten gedachte Dumouriez die Orleans gegen den

Convent auszuspielen. Wer weiß, ob nicht Aehnliches Boulanger vorschwebt! Da ihm der Einfluß im ‚Senate‘ mangelt, so gedenkt er wie Cäsar das Heer zu seinem Werkzeuge zu machen. Die Legionäre Cäsars aber waren eben — Cäsarianer, privilegirte Räuber; die Soldaten des Dumouriez aber waren Bürgersoldaten, denen blinder Soldatengehorsam fremd, und jener Lysander der großen Revolution wurde alsbald von der Bühne verjagt. Der Convent nannte ihn den ‚großen Verräther.‘ Ob Boulanger ein ähnliches Loos zu fürchten hat? Nun, er hat kein Jemappes in seiner Vergangenheit; dafür hat er den Ruhmestag am Lyoner Bahnhof und die Flucht vor dem Gesindel seiner Anbeter auf einer Lokomotive. Der Radau-General, der ‚St. Arnaud der Tingeltangel‘! Ein klassisches Sinnbild für den Reklame- und Strebergeist unsrer Epoche! Lachen muß ich nur, wenn die Zeitungen durch ihr Schimpfen solch' gefährliche Elemente unschädlich zu machen denken. Heutzutage bläht man durch jede Art von Oeffentlichkeit die Leute auf. Man beschuldige und ‚vernichte‘ die Leute kräftig mit Druckerschwärze — das ist der Weg, um ihren Namen aller Welt geläufig zu machen. Man muß sehr talentlos oder energielos sein, um auf solcher Schimpf-Basis nicht ein Piedestal für sich zu erbauen."

„Sehr richtig!" rief der finstre Volksredacteur mit dem Christuskopf. „Uns hat das Socialistengesetz und der Belagerungszustand groß gemacht. Das Schimpfen und Verfolgen zeigt doch immer Furcht."

Aus dieser Anknüpfung entspann sich alsbald naturgemäß eine socialpolitische Debatte, während die Mam-

fells sämmtliche Flaschen unterdessen ausbecherten, über den Associationsstaat. Da hatte Jeder sein Steckenpferd. Der jüdinnenfreundliche Antisemit bestand vor allem auf freier Liebe und Aufhebung des Erbrechts. Schmoller bezeugte eine besondere Wuth gegen das Privatkapital und der düstere Redacteur plaidirte für das Genossenschaftswesen als Monopol. Leonhart ließ den Wortschwall eine Weile über sich ergehen, dann aber hielt es ihn nicht länger und sprach: „Meine Herrn! Die socialistische Doctrin entstammt dem Schädel überspannter Ideologen, welche sich im Mantel des naturwissenschaftlichen Materialismus drapiren, um die wahren Materialisten, die rohen Pöbelmenschen, über ihr Wesen zu täuschen. Der Socialismus ist in sich die baare blanke Unmöglichkeit. Denn erstens müßten, um ihn durchzuführen, die Bedingungen der Naturgesetze umgestoßen und eine gewaltsame Herabschraubung und Nivellirung aller Einzelkräfte auf ein Durchschnittsmaß ermöglicht werden. Sie werden mir nun versichern, das socialdemokratische Drillzuchthaus werde der naturgemäßen Aristokratie des Geistes gebührend Rechnung tragen und dieselbe als Beamtenthum der großen Staatsfabrik, als patentirte Erfinder und Ingenieure verwenden. Allein, wie lange würde es dauern und die souveraine Arbeitermasse, willenlos thierischen Instinkten folgend, würde diese geistige Control-Aristokratie mit demselben Haß empfinden, wie die frühere Geld- und Geburtstagsaristokratie. Ja, die Möglichkeit ist für den Psychologen nicht ausgeschlossen, anbetracht der vollständig sinnlichen und äußerlichen Auffassung der

Durchschnittsmasse, daß die Geistesaristokratie nicht einmal den Respekt bei dem gemeinen Mann erzwingen würde, den er jetzt mürrisch dem Geld und Titel entgegenbringt. — Andrerseits aber würde höchst wahrscheinlich diese Beamtenaristokratie selbst ihr Loos bald unzulänglich finden und ein höheres Uebergewicht, ihrem Werth gemäß, dem Handarbeiter gegenüber beanspruchen, als der socialdemokratische Staat ihnen nothwendig zugestehen kann. — Wie will sich nun dieser Staat vor all den Unzufriedenen schützen? Ah, an Gewalt wird es ja nicht fehlen, vor scharfen Mitteln werden die großen Robespierres des Socialismus nicht zurückschrecken — man wird die Staatsgewalt schon aufrecht erhalten, nicht wahr? Nämlich womit? Natürlich mit bewaffneter Hand, mit einer kräftigen Jakobiner-Leibgarde der socialistischen Heiligen. Sieh da, und darum habt ihr dem Militarismus den Garaus gemacht? O ihr Thoren! Was für ein Unterschied zwischen den alten und neuen Garden?

„Meiner festen Ueberzeugung nach macht die Mehrzahl der socialistischen Utopisten, in Folge mangelhaft construirter Einbildungskraft, sich den Zustand der Menschen ihres Zukunftsstaates in keiner Weise klar. Wir wollen meinethalben annehmen, daß man die Blumen aus der Natur ausjäten, daß man alle feineren Individualitäten in der Wurzel vernichten, daß man die Künste und abstrakten Wissenschaften abschaffen, d. h. den Trieb und Wunsch nach idealen Thätigkeiten aus der Menschenseele entfernen könne. Diese Unmöglichkeit ein-

mal angenommen, müssen wir umgekehrt erwarten, daß die große Masse, welche heut vom niedrigsten thierischen Egoismus gelenkt wird, sich idealisire — zwar nicht ästhetisch, aber moralisch. Bei der Vernichtung des persönlichen Arbeitsgewinns durch die Aufhebung des Privateigenthums müssen eine ideale Arbeitslust und Pflichttreue die rein der Sache wegen wirken, sowie eine fortwährende Selbstverleugnung zu Gunsten des lieben Nächsten angenommen werden. Aehnlich verhält es sich bei der sogenannten freien Liebe oder Frauengemeinschaft, welche außerdem nur für Maurergesellen und Dirnen überhaupt etwas Verlockendes haben mag. Auf der einen Seite sträubt sich jedes ideale Gefühl dagegen und auf der andern Seite verlangt die Durchführung der Theorie die idealste Selbstverleugnung des Einzelnen, der in seinen edelsten wie in seinen brutalsten Instinkten zugleich verletzt wird.

„Aendert die menschliche Natur von Grund aus, modelt uns alle um, macht uns zu mechanischen Freß- und Zeugungsmaschinen, zu Thieren oder umgekehrt zu brüderlichen Engeln — ohne diese Prämisse ist der Zukunftsstaat ein Unding.

„Auch dies Letzte endlich angenommen, würde man bei wirklich regelrechter und möglichst vollkommener Ausbildung dieses Staates allergünstigstenfalls nur urtheilen dürfen: Viele alte Uebel sind abgeschafft, viele neue hinzugekommen; viele neue Vorzüge hat dies System, viele alte hat es eingebüßt. Die Rechnung zwischen dem alten System, das die Menschheit nun 10 000 Jahre

weiterschleppt, und dem neuen deckt sich. Nun, meine Herrn, da bleibe ich lieber bei meiner alten Maschine, die zwar voller Fehler und Schwächen, aber durch unabläßige Traditionen von Kind zu Kind geheiligt und wohleingeölt wurde. Wozu soll ich mir die Scheererei mit einer neuen ungeölten Maschine machen! Verlorene Liebesmüh!"

Mit zunehmender Verwunderung, die sich zur Entrüstung steigerte, hatte das edle Kleeblatt diese offene Erklärung hingenommen.

„Nu aber raus!" machte der philosemitische Antisemit seinem Grolle Luft.

„Wen haben wir denn da? Einen communen Erzreactionär? Das ist der freisinnige, der revolutionäre Poete? Wir sind erstaunt, Herr Schmoller, wie Sie es wagen durften, diesen Herrn bei uns einzuführen."

„Das ist ein Mißbrauch des Vertrauens!" trumpfte der Garibaldianer mit dem Christuskopfe auf. „Herr Schmoller, verschonen Sie uns künftig mit Ihren Freunden! Und Sie, Herr, muß ich bitten, unsere Gesellschaft zu meiden. Wir als Vertreter des Volkes können solchen Verrath an den ewigen Prinzipien der Freiheit in unsrer Nähe nicht dulden." Er stand, die Rechte in der Brusttasche, die Linke am Champagnerkelch, majestätisch da, so daß der Busen Olga's und Kneifer-Mary's sich von einem stillen jungfräulichen Athemzug des Verlangens hob und Frau Meyer murmelte: „Ein schöner Mann!"

Leonhart erwiderte kein Wort, zahlte und ging mit stummem Gruß. Erst auf der Straße kam ihm Schmoller

nach, der oben noch parlamentirt und seinen vollen Beifall zu der sittlichen Entrüstung der zwo Volksvertreter beigesteuert hatte.

„Wir gehn wohl noch mal hier in die Kneipe nebenan?“ sagte er halblaut. Leonhart nickte. — Das Lokal war zufällig ganz leer und sie nahmen in einem dunkeln Winkel Platz. Hier explodirte Schmoller. „Du hast mich blamirt,“ rief er ein über das andere Mal „Aller Blicke im Lokal waren auf mich gerichtet.“

„Auf Dich? daß ich nicht wüßte!“ In seinem nervösen Verfolgungswahn waren freilich solche Selbstvorspiegelungen bei dem großen Sittenschilderer nichts Seltenes. Auch ließ Schmoller sich keineswegs durch Leonhart's Ruhe beschwichtigen, sondern schlug einen eigenthümlich provocirenden Ton an, der sich allmählich bis zur Grobheit steigerte.

„Und Du scheinst noch gar nicht mal eingestehen zu wollen, daß Du den gesellschaftlichen Anstand taktlos verletztest?“

„Mein Bester, jetzt höre auf! Ich freue mich, daß mir die Geduld riß und ich dem dummen Größenwahn der alleinseligmachenden Socialdemokratie ein kräftig Wörtlein zu schlucken gab.“

„Ach, was Du wohl davon verstehst!“ Schmoller machte eine wegwerfende Handbewegung. „Du bist ja in solchen Dingen naiv wie ein Kind. Die Noth, die Noth! Du hast immer volle Taschen gehabt, an besetzten Tafeln geschwelgt“ —

„Weißt Du das so genau?“ fragte Leonhart achselzuckend.

„Ja wohl,“ fuhr Jener unbeirrt fort, ohne den Zwischenruf zu beachten. „Daher steht Dir auch über meine Geldgeschichten gar kein Urtheil zu.“

„Ich wüßte nicht, daß ich mir ein solches je angemaßt hätte,“ fiel Leonhart ein. Doch aus dies überhörte der große Unsittenschilderer und perorirte weiter:

„Mir gereicht das alles nur zur höchsten Ehre. Man hat mich bei Dir schlecht gemacht. Ich weiß wohl wer.“

„Aber erlaube mal, ich habe kein Wort . .“

„Ja wohl. Ich will offen und ehrlich bekennen, offen und ehrlich“, diese beiden Adjective liebte Schmoller mit jener Inbrunst, mit der man etwas Unerreichbares erstrebt, das man nie besitzen wird, „daß ich Verschiedene, darunter auch Dich, um nicht unbedeutende Darlehen anging und daß Du Dich mehrfach für mich bemüht hast. Wenn Du es wünschest, will ich offen und ehrlich —“

„Hör' mal, jetzt ist's genug! Habe ich je mit einer Silbe —“

„Ja wohl. Es giebt Leute, die da einfach wähnen, daß ich bei Dir allzu tief in der Kreide stecke. In der Vorrede meines nächsten Romans werde ich daher, um cursirenden Gerüchten entgegenzutreten —“

„Bist Du wahnsinnig?“

„Ja wohl. Dieses Wort zeugt wieder von einer so maßlosen Ueberhebung Sr. Majestät Friedrichs I. des

Großen, daß ich nicht ohne ein Lächeln daran denken kann. Nur Du wirst Dich dabei blamiren, wenn ich offen und ehrlich —"

„Offen und ehrlich!! Diese Worte in Deinem Munde!" Leonhart brach in ein bitteres Gelächter aus· „Ich ersuche Dich, mich mit den müßigen Hallucinationen Deines Verfolgungswahns zu verschonen. Kein Mensch außer Dir selbst in Deinem schlechten Gewissen, das seinen krassen Undank beschönigen möchte, träumt so etwas. Ich bedaure, Dir heut Lebewohl sagen zu müssen. Schlaf Dich aus! Und bedenke das nächste Mal, wo Du eine Rempelei vom Zaune brichst, daß Du mir nur größte Hochachtung schuldest. Verstanden?"

„Größte Hochachtung, warum nicht gar knechtische Unterthänigkeit!" schrie Schmoller, indem er sich in die Haare fuhr und gezwungen auflachte. „Begreifst Du denn nicht, wie urkomisch ein solches Wort in Deinem Munde klingt? Von übertriebener Eitelkeit geplagt, forderst Du ewig meinen Dank heraus. Ich habe nie Dank dafür beansprucht, wie oft ich hinter Deinem Rücken Dein Genie und Deine Uneigennützigkeit gegen mich gepriesen habe."

„Hör auf! Ich bin leider nur zu wohl in anderem Sinne unterrichtet. Nochmals, für heut verzichte ich auf weitere Konversation." Leonhart hatte längst erkannt, daß Schmoller plötzlich, einer Laune seines eingewurzelten Selbstsucht-Instinkts folgend, einen Bruch mit ihm suchte. Er pflegte diese geistreiche Taktik, sobald er sich durch die Erinnerung empfangener Dienste belästigt fühlte.

„So? Aha! Nun, nimm mir um Gotteswillen nichts übel. Es ist nur eine Kompensation für Deine Beleidigungen."

„Meine —? Nochmals, bist Du wahnsinnig?"

„Siehst Du, wieder eine so schwere Injurie! Doch ich dulde viel von Dir. Wenn ich Dich durch meine Offenheit verliere, so ist das noch nicht zum Selbstmorden! O ich weiß wohl, daß Du schlecht von mir denkst. Aber Du hast keinerlei Recht dazu. Ich bin ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle."

„Wenn Du's selbst sagst!"

„Deine Ironie trifft mich nicht. O Du, der Du die Noth des Lebens nicht kennst, wie ich, der sein kärgliches Brot sauer erwirbt, dessen ganzes Leben Arbeit und Entbehrung war!"

„Von Deinem vielen Arbeiten merkt man nichts. Und was Dein kärgliches Brot betrifft, so behauptest Du ja selbst, daß Du die höchsten Honorare in Deutschland beziehst."

Schmoller jedoch überhörte das und bekam, in sein Seidel starrend, einen Rühranfall. „Hast Du eine alte Großmutter wie ich zu ernähren? Hast Du —"

„Bitte nur eins: Verschone mich damit! Ewig hört man von Dir Wunderdinge von Deiner Familien-Aufopferung und so weiter. Nun, ich bin nicht in der Lage, das prüfen zu können. Aber da ich Dich nie mit meinen Privatverhältnissen langweile, so sehe ich nicht ein, wozu ich Deine selbstberäuchernden Edelmuths-Wechsel, die Du auf Dich selber ziehst und jedem Ahnungs-

losen als General-Entschuldigung gegen alle etwaigen Vorwürfe präsentirst, länger als baare Münze acceptiren sollte. — Kommen wir zum Schluß und offen heraus: Ich weiß, aus tausend kleinen Einzelheiten, die mir nie entgangen sind, daß Du im Grunde Deiner Seele einen tiefen Haß gegen mich nährst. Und wenn Du meinst, ich dächte schlecht von Deinem Charakter, trotz meiner heroldenden Bewunderung Deines Talents, so kann ich mich nur negativ dahin äußern: Wenn ich doch je etwas Gutes von Dir gesehen hätte!"

Schmoller schlug auf den Tisch und knirschte mit unheimlich glühenden Augen: „Jetzt bleibst Du. Du sollst mir mal ausführlich begründen und deutlich aussprechen, was Du über mich denkst."

„Ach, wozu solche unliebsamen Scenen bis aufs Aeußerste treiben! Adieu."

„Nein, ich lasse Dich nicht fort, ehe Du mir Rede stehst. Du weichst mir nicht aus. Für feige habe ich Dich nie gehalten."

„Feige?! Nun gut!" Leonhart lehnte sich ruhig in seinen Stuhl zurück: „So muß ich wohl oder übel daran? Here goes! Also dies erzähle ich mir selbst, an der Hand meiner Erfahrungen über Herrn Karl Schmoller.

„Der große Mann, für dessen unverkennbare Begabung ich bereits lebhaftes Interesse besaß, tauchte zuerst vor meinem Horizont in der Redaction des Doktor Arthur Kirmány auf. Er brachte dort eine Recension über Doktor Johannes Adler, den bekannten Redacteur und Dichter, unter, da er diesem viel verdankte. Er versprach Kir-

mány, einem Gegner Adlers, goldene Berge, wenn er die Recension aufnähme. Dieser, ein stets gefälliger Mann, that es.

„Ich bemerke hier gleich parenthetisch, daß Schmoller, als den Doktor Kirmány später ein unverschuldetes Unglück traf, unter denen war, die am lautesten über den Armen herzogen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Abends, wo eine Gesellschaft notorischer Lumpen in tugendsamer Entrüstung den Gefallenen beschimpfte und ich taktlos genug war, mit ruhiger Miene zu antworten: „Lump — so! Na, wir sind doch alle Lumpen!"

„Die nähere Bekanntschaft Schmollers sollte nicht auf sich warten lassen. Diese Ehre kostete ich sofort, als ich Redacteur eines kleinen Blättchens wurde, das einigen Rumor machte. Ich saß am zweiten Tage mit dem Chef und Herausgeber bei der Arbeit, als dieser mit seinem bekannten brummeligen Ton aufstöhnte: „Da kommt Schmoller! Dacht ich's doch!" Und in der That dieser große Mann erschien, lebhafter Neugierde voll, gleich dem Geier, welcher Aas wittert. Mit seiner schnüffelnden Fuchsnase und seinem listigen Catilina-Blick durchforschte er sogleich unser etwas ärmlich ausschauendes Lokal und erkundigte sich nach unsern „Mitteln". Dann hub er etwa also an: „So na ja! drei Abonnenten habt ihr?" Mein Chef, der ihn genau zu kennen schien, bläkte seine Zähne und sagte gar nichts. „Was, schon 5000? Alle Achtung! Jaja, der Mießnik da! Hat gleich eine Novelle drin! 2000 Mark bekommen, wie ich höre. Ach, reden Sie doch nich! — Also, Mießnik, Sie sind zu den Conservativen übergegangen? Wer hätte das gedacht! Neulich war ich

mit ein Paar Judenbengeln zusammen, haben Die geschimpft! Was, der Mießnik? Nachdem er von uns die hohen Honorare geschluckt hat?!" Ich sperrte Nase und Mund vor Staunen auf, da ich die Erfindungsgabe Schmollers ja noch nicht kannte. „Nein, was der Mießnik übrigens meinem Bruder ähnlich sieht! Wahrhaftig, Haare, Stirn und die treuen Augen — alles dasselbe!" Ich war gerührt. Wir wollten arbeiten, aber Schmoller ist bekanntlich ein Klebpflaster: Er bleibt so lange sitzen, bis er irgend eine unvorsichtige Aeußerung erschnappt hat, womit er dann hausiren geht.

„Mein Chef brummelte fortwährend oder schwieg sich aus. Nachdem Schmoller mich dann gebeten, doch irgendwo mit ihm in einer Kneipe zu plaudern, schleppte er mich widerstandslos fort. Nun begann sein Spiel. Er erzählte mir von meinem Chef und dessen Gattin allerlei horrible Dinge unter dem Siegel peinlicher Verschwiegenheit. Doch lobte er die kluge Frau, indem er unter Anderem folgende köstliche Anekdote von Stapel ließ. Er hatte sie mal gefragt, warum sie ihn nicht mit dem ihr befreundeten berühmten Dichter Kasimir Pakosch zusammen einlade. „Ach," hatte sie geantwortet, „der würde Sie nach seiner Art über uns ausforschen und dann würden Sie irgend was Schlechtes sagen und er würde uns dies bei Gelegenheit mit frommer Gebärde wiederklatschen — na und dann wären wir alle auseinander!" Ich wunderte mich im Stillen.

„Schmoller wich nicht von uns. Er widmete unserm Blatte eine rührende Aufmerksamkeit. Dabei kam er dann bald auf sein berühmtes Steckenpferd: Seine unvergleich-

lichen Honorare! 10,000 Mark für sein neues Buch — das ging ihm nur so vom Munde. Dann berichtete er auch mit liebevoller Detaillirung, daß seine Braut 50,000 Mark besitze und erkundigte sich, wo er 30,000 Mark unterbringen könne.

„Her damit! Bei uns!“ schrie mein Chef, dem das Wasser im Mund zusammenlief: Der Köder war selbst für seine Schmoller-Kenntnisse zuviel.

„Darauf hatte Schmoller nur gewartet. Er ließ vernehmen, daß sich das hören lasse, und versprach bereitwillig all seine Güter im Monde.

„Nun hatte er Anker gefaßt. Mir gegenüber stocherte er, wie ein so bedeutender Schriftsteller wie ich sich überhaupt zum „Redacteur“ degradiren könne. Ihm könne man Berge bieten! Und mein Chef schimpfe über mich — o! Das sei überhaupt ein Kerl — na!

„Zu Jenem äußerte er dann: Wie er solch einen Kerl wie mich überhaupt dulden könne! Und der schimpfe über ihn — o!

„In Folge dessen erlebte er denn das Gaudium, daß mein Chef und ich bei einem seiner gewöhnlichen liebenswürdigen Besuche uns gegenseitig in die Haare geriethen. Da verabschiedete er sich schleunig, worauf wir Andern uns natürlich versöhnten, sintemal die Aussprache ergab, daß Schmoller uns aneinandergehetzt. Doch schien ihm bald meine Freundschaft irgendwie werthvoller zu sein, als die der andern — kurz, er attachirte sich gewaltig an mich.

„Ich muß nun, um Schmollers Eigenart zu würdigen,

Folgendes bemerken: Seine Grobheit bleibt Schmoller's gefährlichste Waffe. Denn eine angeborne Thorheit der menschlichen Natur liegt in dem Wahn: wer grob auftrete, sei darum auch ohne Falsch. „Lächeln, lächeln, immer lächeln und doch ein Schurke sein!" heißt es im Hamlet. Und dennoch hat der größte Herzenskündiger seinen Richard III. je nach Bedarf grob und zänkisch ins Gesicht, oder aber biderb schmeichelnd dargestellt. „Sie thun mir unrecht und ich will's nicht dulden," schimpft der polternde Biedermann. Und so —"

Er unterbrach sich. Jener erhob die Hand wie zum Schlage. Dann packte er plötzlich Leonhart leicht an der Brust zwischen den Rockknöpfen, der ihn jedoch im gleichen Augenblick unsanft abschüttelte. Schmoller beherrschte sich mühsam und warf ruhig hin: „Fahre so fort! Ich fange an, Dich zu achten." Doch wiegte er wehmüthig das Haupt und flüsterte mit umflorter Stimme: „Kleiner Kerl!"

Aus Leonharts Auge brach ein scharfer greller Strahl, wie von inneren Blitzen entzündet. Er bohrte sich dem lauernden Brillen-Blick des Andern entgegen, der wie das scheue Spähen ertappter Neugier verlegen auswich, als könne er sich schwer dem Banne einer neuentdeckten Ueberlegenheit entziehn. Dann schlug er jedoch eine häßliche Lache auf:

„Eine wahrhaft Shakespearische Menschenkenntniß! Ich habe eine traurige Mittheilung zu machen, unter dem bekannten Siegel tiefster Verschwiegenheit — Du brichst es doch hoffentlich?" Schmoller's Lippen umspielte

jenes süßlich wollüstige Lächeln, welches der Hochgenuß über fremde Sünden stets seiner Nächstenliebe zu entpressen pflegte. „Leonhart ist verrückt geworden. Er war ja neulich geständig, daß er sich für einen angehenden Weltdichter halte. O Gott, wie jroß ist dein Thiergarten!"

Die röthliche Löwenmähne des Beleidigten, ebenso wie vorhin Schmoller's spitzer Katerschnurrbart, sträubte sich ordentlich vor Wuth.

„Nimmt Dich überhaupt noch Jemand Ernst? Du scheinst Dich immer noch nicht bessern zu wollen, Du richtiges kleines Kind. Wenn ich so wenig vom Leben wüßte wie Du —!"

Leonhart stieß ein unartikulirtes Fluch-Grunzen aus. Er weinte beinahe vor Zorn. Als Correspondent eines großen rheinischen Blattes hatte er Jahre lang in Paris und London gebummelt und sollte den schnöden Vorwurf der Unschuld über sich ergehen lassen? Schmoller ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen: „Nu aber bitte weiter im Text!

„Du hast's gewollt, George Dandin!" In seiner maßlosen Empörung sprudelte jetzt der geknickte Transcendental-Realiste über alle Schranken weg. Seine absolute Gerechtigkeitsliebe ging unter in dem Sturzbad seiner nervösen Erregung. „Wohlan! — Alles, was in meinen schwachen Kräften stand, bot ich auf, um ihm zu nützen, wo ich konnte. Dies belohnte er stets mit dreister Stichelei hinter dem Rücken, trotzdem seine Briefe

von Versicherungen seiner Verehrung strotzten. Hier in die Details zu gehn, wäre peinlich über alle Maßen. Hervorheben aber möchte ich die kühne Frechheit, die fast ans Irrenhaus streift, mit welcher Herr Schmoller andere anklagt, wenn er dieselben schändlich mißhandelt hat, und noch den moralisch Entrüsteten spielt.

„Aus meinen Erfahrungen würde ich daher folgende Charakteristik des großen socialen Romanziers zu liefern haben.

„Er war wie ein Weib. Je mehr man ihn „poussirte“, desto patziger und innerlich gleichgültiger wurde er. Setzte er seinen Cylinder ab und stülpte einen Kalabreser auf, so veränderte sich gleichsam seine ganze äußere Erscheinung. Er sah dann viel bedeutender und zugleich gefährlicher aus. Zaghafte Naturen mochten ihm dann wohl ungern allein im Walde begegnen. Man traute ihm zu, daß er seinem besten Freund plötzlich einen Dolch in die Rippen bohren könne mit dem Ausruf: „Die Börse oder's Leben!“

„Es harmonirte damit, daß er immer großspurig darauf hinwies, wie Leute, die von christlicher Liebe schwatzten, nichts thäten, zumal für einen Mann wie Ihn, und in Wahrheit in der Welt nur der rohe manchesterliche Grundsatz herrsche: „Stirb Du, damit ich lebe!“ Nun, er mußte es ja wissen, da dies sicherlich sein heimliches Prinzip sein mochte.

„In seiner schwarzen Seele spiegelten sich alle Menschen pechrabenschwarz. Denn die Welt ist nur ein Spiegel: Was hereinschaut, schaut heraus. In Folge dessen

brachte er das Kunststück fertig, sich in einer Welt von Schurken, die er sich ausmalte, als verfolgter Biedermann zu fühlen. Diese Schwäche und Beschränktheit des Menschen beschränkte auch seine Begabung. Wo er wild, trotzig, grimmig und vor allem, wo er boshaft die Feder schwang, war er groß. Dann brach eine elementare Urgewalt in seinen Schöpfungen hervor. Wo er hingegen pausbäckigen Humor pflegen wollte, wirkte er unbedeutend; wo er gar in gerührter Menschenfreundlichkeit schwelgte, wirkte er theils läppisch theils für den tieferen Beobachter widerlich durch verlogene Sentimentalität.

„Diese mittelmäßigen Mißgeburten hielt er dann natürlich für seine besten Erzeugnisse, und die unreife Presse, welche seine wirklich bedeutenden Bücher weder las noch verstand, ermuthigte ihn noch in diesem Irrwahn. Man munterte ihn auf, sich zum Idealismus emporzuranken und die Bahnen des greulichen Zola zu fliehen.

„Ein Virtuose der Undankbarkeit, hatte er alle Menschen, die es gut mit ihm gemeint, in einer Weise vor den Kopf gestoßen, die man nicht verzeiht, weil sie nicht plumper Rohheit, sondern einer allgemeinen Charaktergemeinheit entspringt. Wohlthat wurde ihm zur Beleidigung. Er fühlte geradezu das Bedürfniß, sich an Leuten, die ihm wohlgethan, zu rächen — dafür zu rächen, daß ihn denselben gegenüber die Empfindung einer Verpflichtung drückte, die er doch nicht einlösen wollte. Hatte ihm ein Verleger ein übermäßig hohes Honorar bezahlt, so erklärte er steif und fest, der Mann habe ihn betrogen, und carrikirte ihn in seinem nächsten Roman. Hatte ein

College aus uneigennützigen Gründen ihn gefördert, so munkelte er, dahinter stecke eine listige tiefverborgene Schurkerei. Lobte ihn Jemand sehr stark, so klammerte er sich an irgend ein Wörtchen, das ihm mißfiel, und drohte mit öffentlicher Beschimpfung oder gerichtlicher Beleidigungsklage. Und dies Alles passirte nicht einmal, sondern hundertmal in verschiedensten Variationen. Er war geradezu sprichwörtlich geworden, so daß sich Jeder hütete, mit ihm zu verkehren, mit ihm zu verhandeln und über ihn zu schreiben.

„Das Alles aber wäre zu ertragen gewesen, wenigstens für aufrichtige Bewunderer seiner phänomenalen Beobachtungsgabe, wenn nicht obendrein mit der perfidesten Verlogenheit verbunden. Er brachte es fertig, Leuten seinen ewigen Dank schriftlich zu versichern und womöglich am selben Tage in öffentlicher Kneipe dieselben niederträchtig zu verleumden. Daher cursirten denn über ihn Briefe früherer Freunde, wo von fauliger Corruption und gemeiner Bauernfängerei die Rede war. Er log wie gedruckt, erfand Gerüchte, die ihm beliebten, und wußte von Jedermann irgend ein schauerliches Geheimniß. Seine nervöse Brutalität siegte manchmal über seine Falschheit und dann brach er plötzlich unvermuthet Krakehle vom Zaun — sobald der Betreffende ihm aber energisch entgegentrat, wich er feige zurück. Ebenso suchte er, sobald ihn die Umstände irgendwie dazu zwangen, sich wieder an die Leute anzudrängen, mit denen er gerempelt hatte. Er that dies aber auf eine höchst seltsame Manier, indem er versteckte oder offene Dro-

hungen einfließen ließ, welche in solchem Fall mühelos als Erpressung gedeutet werden konnten.

„Wenn man aber alledem gegenüber sein fabelhaftes Moralgefühl und seinen Brustton der Ueberzeugung erwog, so fiel einem die bekannte Scene aus dem Drama „L'Etrangère“ von Dumas ein, wo der Yankee plötzlich ruhig dem Herzog bemerkt: „Nach allem, was Sie mir da vertrauensvoll mittheilen, muß ich schließen, daß Sie ein Schurke sind. Und das wunderbarste dabei bleibt, daß Ihnen das noch Niemand gesagt zu haben scheint!!“

Leonhart hatte in gleichmäßig eisigruhigem Ton diese kaltblütigen Degenstiche verabreicht, während die Züge des Delinquenten, der die Prozedur über sich ergehen lassen mußte, sich mehr und mehr verzerrten. Seine Hände zitterten, seine Gesichtsfarbe spielte ins Aschgraue — — jetzt sprang er plötzlich mit einem unartikulirten Wuthschrei auf und griff mit der gespreizten Hand krampfhaft in die Luft. War es Zufall, war es bewußte Absicht, — seine Finger umkrallten den Griff des Brotmessers, das im Brotkorbe auf dem Tische lag. Wie von dämonischem Instinkt elektrisch durchzuckt, hob er es hoch, die funkelnde Spitze richtete sich schwirrend gegen Leonhart, noch ein Moment — —

„Setz Dich!“ sagte der Bedrohte mit lauter Stimme in strengem befehlendem Ton. Er blieb sitzen, aber sein Gesicht nahm einen furchtbaren Ausdruck an. Sein blaugraues Auge sprühte geradezu Feuer, seine Stirnfalte über der Nasenwurzel trat wie mit dem Messer geschnitten scharf hervor. Wenn zwei Welten in dieser Physiognomie

lagen: ein weicher Gemüthsmensch und ein kaltberechnender Mann der That, so verschwand jetzt gänzlich der Zug wohlwollender beobachtender Kraft und ein ungebändigter, zerstörungswilder Despotengrimm straffte seine Züge.

Langsam stockend, zitterte Schmollers Arm in der Luft; seine Finger lösten sich, als ob der unheilverkündende Blick des Gegners ihnen die Spannkraft aus den Sehnen sauge — klirrend fiel das Messer zu Boden. Wie mechanisch machte er einige Schritte vor- und rückwärts mit schlürfendem Tritt, dann sank er auf seinen Stuhl mit einem dumpfen Knurren.

So schleicht der Tiger, der zum jungen Löwen in den Käfig gesperrt, mit unheimlichem Fauchen und knurrendem Heulen um diesen her, als wolle er ihn von hinten anfallen, und verkriecht sich, erstickt von ohnmächtiger Wuth, in die Ecke, sobald der gutmüthige Löwenblick sich auf ihn richtet. Der Zuschauer begreift es kaum, worin die siegessichere Ueberlegenheit des kaum flüggen Löwenbengels besteht, denn der schreckliche Tiger scheint ihm an Stärke weit überlegen. Und doch reißt der Löwe bei der Fütterung die ersten Stücke an sich und scheucht das hungrige Ungeheuer in unfreiwillige Geduld zurück. Ist's ein Naturinstinkt, der den König der Thiere freiwillig anerkennt, so wie der Löwe selbst vor dem festen Blick eines Menschen, der keine Furcht verräth, sich ehrerbietig seitwärts trollt?

Eine tiefe Pause trat ein. Ein Kellner, der sich neugierig gezeigt hatte, zog sich befriedigt zurück.

„So muß es kommen,“ flüsterte Leonhart nachdenklich.

„Siehst Du, wie Deine Lippen zucken! Vom Größenwahn zum Verfolgungswahn und von da zum Verbrechen — das ist eine logische Stufenleiter."

„Ich — wollte — nicht —" murmelte Schmoller.

„Schweig! Du wolltest es," schnitt ihm Leonhart barsch das Wort im Munde ab. „Ich finde das auch ganz begreiflich, nachdem ich Dir die Wahrheit einmal so gründlich gesagt. Wer weiß, ob Du mir nicht noch mit Knüppel oder Pistole auflauerst, um Deinen wüthenden Haß an mir zu kühlen, weil ich Dir die Biedermannslarve herunterriß!"

Schmoller schnappte ein paar Mal nach Luft, als erstickte ihn rasende Wuth. Dann lachte er heiser und gezwungen auf: „Pah, das Alles ist ja doch nur fauler Mumpitz! Du bist ein unreifer Narr und hast noch nicht ins Leben hineingespuckt."

„Ei! Da wir doch einmal bei der letzten Aussprache sind, — davon hast Du ja freilich keine Ahnung, daß Du mir eigentlich stets eine komische Figur gewesen bist mit Deinem drolligen Größenwahn prahlender Weltkenntniß. Was weißt Du denn überhaupt vom Leben, was hast Du von der Welt gesehn? Nichts. Das kleine Fleckchen Berliner Lebens in unteren und mittleren Schichten! Das spricht ja gerade für Deine große Begabung, daß Du so glänzend schilderst trotz Deiner geringen Lebenserfahrung!"

Schmoller fuchtelte wie außer sich mit den Händen in der Luft. „Ich keine Lebenserfahrung!" Seine Stimme schnappte fast ins Weinerliche über. „Und das sagt mir

ein Mensch, welchen der treffliche Wurmb noch neulich ohne Namensnennung als „kindsköpfigen Wicht“ brandmarkte!“

Leonhart lachte herzlich und trank sein Seidel leer, indem er sich erhob und den Hut aufsetzte. „Früher schrieb mir Wurmb, es werde noch eine Zeit kommen, wo ich an seine aufrichtige Freundschaft glauben würde! O ich kenne den heuchelnden Tückebold! Früher nannte Dich der Bombastus Furiosus eine talentlose Bestie und beklagte mein Eintreten für Dich — jetzt aber hast Du wahrscheinlich irgend einen Schufterle-Streich verübt und auf einmal schmeichelt Dich Wurmb an, bloß um mich herabzusetzen. Denn all diese ehrsamen Menschen haben ja lediglich persönliche Motive. — Aha, Du lächelst. Ja, sie loben oder tadeln je nach dem es ihnen paßt. Sie sind weit entfernt von jener wahren Freude an der Kunst die die Gerechtigkeit, auch gegen den Feind, zur innersten Nothwendigkeit macht. Diese armen Tröpfe blähen sich auf in dem Größenwahn: Talente ein- und absetzen zu können. Sie verspüren das Walten des Weltgeistes nicht, der eine immanente Gerechtigkeit zum unabänderlichen Gesetz erhebt. Es ist unmöglich das wirklich Gute dauernd zu schädigen und das Schlechte zur Herrschaft zu bringen. Es fehlt ihnen der Glaube an den ewigen Sieg der Wahrheit, sie glauben nur an sich selbst und vertrauen ihrer Afterweisheit.

Mit Collegen verkehre ich nur auf zehn Schritt

Distance. Willst Du mir aber mit dieser Thatsache zusammenreimen, daß Du und Deinesgleichen über mich schwatzen, als hättet ihr sozusagen an einer Nabelschnur mit mir gelutscht? Wie darfst Du Dich erfrechen, über meine Welt- und Lebenserfahrung zu urtheilen, als wäre ich ein kleines Kind? Hast Du denn auch nur eine entfernte Ahnung von den Erlebnissen meiner Vergangenheit? Wärest Du nicht selbst ein unreifer Schreihals — ja, zucke nur! —, den sein Größenwahn verblendet, so müßtest Du logisch folgern, daß ein Mensch, der halb Europa kennt und überall in tausend höhere Lebenskreise schaute, von denen Du nicht mal eine Vorstellung hast, wohl eine Fülle von Selbsterlebtheit aufspeicherte, wie wenige Andre.

Aber es ist die alte Geschichte. Wer wirklich viel erlebt hat, der schweigt, weil die Masse der Erinnerungen ihn erdrückt und er gar nicht wünscht, über seine vielen Erfahrungen sich auszuschwatzen. Am meisten mit ihrer Lebensweisheit prahlen jene, die sich im äußerlichen praktischen Leben herumtreiben, weil sie als Geschäftsmann mit allen Sorten von Handels- und Schwindelsbeflissenen zusammenkamen oder, wie in plebejischen Kaufmanns- und Jüdenkreisen üblich, den Champagner-Weltmann spielen; oder weil sie die Arbeiterverhältnisse und alle Spelunken kennen. Dadurch, daß man an der Börse spielt oder an einer Dampfwalze dreht, wird man noch kein vereidigter Lebenskenner! Frißt solche alberne Anschauung weiter um sich, so wird man

nächstens die Lokalreporter als realistische Meistersinger preisen! Auch ein Größenwahn, diese angebliche Welterfahrung in beschränktem Zirkel! — — Doch genug. Die Beleidigung, welche ich Dir ins Gesicht schleuderte, ziehe ich hiermit in aller Form zurück, indem ich meine subjektiv einseitige Darstellung widerrufe. Denn wer kennt die Motive und Verhältnisse des Andern genau!"

„Schreck, laß nach! Der ist nicht von schlechten Eltern." Schmoller trommelte mit den feisten Fingern auf dem Tisch. „Sonst hätt' ich Dich auch wegen Ehrverletzung gerichtlich belangt!" Er pfiff die Melodie:

„Du bist verrückt, mein Kind."

... Auf dem Heimwege traf Leonhart, der halb Berlin kannte, ein originelles Pärchen. Der große Verleger und Börsenspekulant, Hauptmann der Landwehr Dr. Sternbaum, kam soeben von einer offiziellen Feierlichkeit, von oben bis unten mit Orden bedeckt. Mit sich schleifte er seinen Adjutanten, den famosen Lokalreporter Reichsfreiherrn von Dattrich, welcher das opulente Festessen als gastronomischer Kenner beschreiben sollte. Er erhielt dafür stets von dem betreffenden Traiteur mehrere Kisten Kaviar und Trüffelpasteten ins Haus geschickt, wie denn seine stilvolle Zimmereinrichtung mit Gobelins, Smyrnaer Teppichen und geschnitzten Möbeln ihm auf ähnliche Weise von der dankbaren Mitwelt gestiftet wurde.

„Da ist ja mein alter Freund Leonhart!" brüllte Dattrich. „Comment vous-portez-vous?"

„Mäßig, es macht sich."

„Lächerbar! Alle Tage wird dieser Mensch berühmter. Wieder ein Dutzend Bücher ausgespieen? An jedem Finger ein Federhalter festgebunden! Sehen bleich aus, junger Mann. Wohl zu viel geschwiemelt. Jaja, in Ihrem Alter legt man den Hauptwerth auf gut Lieben, in dem meinen auf gut Essen und nachher hier im Alter meines verehrten Prinzipals bloß noch auf gut Verdauen."

„Ach bleiben Sie bei sich, Herr Baron!" schnarrte der Landwehrhauptmann. Er hatte heut wieder mal zum 101. Mal seinen Trinkspruch auf „Unsern allergnädigsten Kaiser, König und Herrn" gestiftet und strahlte noch vom Gefühl seiner Wichtigkeit. „Wäre auch gut, wenn Sie sich selbst lieber den Fleiß Herrn Leonharts zum Muster nähmen. Gestern wieder gar nicht auf der Redaction gewesen, wie zu meinem Mißfallen vernahm." Die beiden Herren hatten sich offenbar schon gezankt und Dattrich torkelte hin und her, angetrunken. So beugte er sich denn in diesem indiscreten Zustande zum Ohr seines Prinzipals nieder und flüsterte feierlich drei Worte bedeutungsschwer: „Ruhig, Alter! Zuchthaus!!" — Das frechbrutale Gesicht des Börsenspekulanten und Verlegers verzerrte sich zu einem verlegenen Grinsen und er schielte Leonhart an, ob Der vielleicht gehört habe. Dann lenkte er ein. „So so, liebster Baron, Sie waren leidend. Jaja, schonen Sie sich!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Adieu, Dichterfürst!" — Die wandelnden Thermometersäulen (beide hatten allzuviel Quecksilber im Leibe) schwankten dahin.

Elftes Buch.

I.

Leonhart starrte auf die Zeitung. Ja, dort stand es wirklich:

„Am nächsten Sonnabend wird nun endgültig im ‚Deutschen Theater‘ in Scene gehn ‚Die Meeresbraut‘, Drama in fünf Akten von Xaver Graf Krastinik. — Die Ausstattung wird alle Welt überraschen. Die Pracht der venetianischen Kostüme und Dekorationen übertrifft noch die Leistungen der Meininger in Byrons ‚Marino Falieri‘. Herr Friedmann spielt die prachtvolle Rolle des Admirals Moncenigo, Frl. Geßner die der Katharina Kornaro. Herr Kainz wird den König von Cypern, Herr Sommersdorf die ergreifende Gestalt des jungen jüdischen Rabbiners Ben Israel verkörpern. — Eingeweihte behaupten, daß eine neue Epoche des Dramas mit diesem Abend anbrechen werde. Der große realistische Stil des Geschichtsdramas, den der junge Goethe und der junge Schiller suchten, ist hier gefunden, wie unsre

Gewährsleute versichern. Auch sollen sich Scenen von gradezu überwältigender Schönheit in diesem Erstlingswerk eines großen Dramatikers finden. — Nun, das läßt sich ja an, als ob unserem Berliner Shakespeare Herrn v. Alvers, der mehr und mehr für das naive Volkstheater der Vorstädte zu arbeiten scheint, ein gefährlicher Rivale erstanden wäre, der im Voraus gesiegt hat. Der gräfliche Dichter, welcher schon durch seine herrlichen Gedichte so sehr in Mode kam, dürfte demnach einem großen Triumphe entgegengehn."

Leonhart warf das Zeitungsblatt auf den Boden und sich der Länge nach aufs Sopha. Ein krampfhaftes Lachen schüttelte sein Zwerchfell. Er lachte sich einmal gründlich aus über die Posse des Lebens.

So war es denn also wirklich gelungen. Nun galt es das Weitere abzuwarten.

Vor einigen Monaten hatte Leonhart einen Brief aus Venedig, der alten Residenzstadt malerischen Farbensinns, erhalten. Kein Geringerer als jener große Verschollene, der lyrische Tenorist Francis Henry Annesley, beehrte ihn von dort mit einem längeren Handschreiben. Den Anlaß dieser überraschenden Kundgebung bot die seit Kurzem erschienene Anthologie realistischer Lyrik, welche auf Annesleys Kosten von Erich von Lämmerschreyer herausgegeben wurde und zu welcher Leonhart ebenfalls Beiträge beisteuerte. Zwar hatte Francis Henry weidlich den Krämpfen neidischer Großmannssucht gegen den unangenehmen Niederdrücker Luft gemacht und über Leonhart eine Reihe anonymer Recensionen geschmiert, des

Inhalts, daß dieser eigentlich kein Dichter, sondern ein „Denker“ sei — ein Titel, gegen den die Dichterlinge unsrer Zeit bei ihrer schrecklichen Gedankenarmuth eine besondere Animosität nähren. Allein, da ihm Leonharts Einfluß doch unumgänglich für Förderung seiner Interessen nöthig schien, erklärte er plötzlich diesen „Volldichter“ für „eine zum Höchsten berufene Natur“. In diesem Sinne schmetterte er ihm auch jenen überschwänglichen Brief aus Venedig, worin er vor allem bat, sein neuestes Werk: „Cypressen“, symphonischer Cyklus für Kammermusik von Gregor Waschuppsky (Opus 22)“ in allen zur Verfügung stehenden Blättern anzupreisen. Sodann sprang er auf die Anthologie seines Freundes Lämmerschreyer über und bat die Beiträge des p. p. Haubitz und Edelmann zu vermöbeln, da diese undankbaren Zigeuner ihm angeblich schon 5000 Mark Pumpgebühren gekostet hätten. Nach diesem reizvollen Thema kam er auf Venedig zu sprechen, da er in dem Palazzo, wo Richard Wagner gestorben, wohne und den Geist des todten Meisters in sich einathme. Er versuchte dann in unbeholfener Weise Venedig zu schildern, blieb aber bei den Blumenmädchen von San Marko hängen und erprobte einige Genialitätsallüren, indem er das liebliche „bona sera“ gefälliger Freundinnen und sich daranschließende nächtliche Gondelfahrten schilderte. Der Stil und die Handschrift verwirrten sich zusehends, unvermittelte Cynismen sprengten sich ein und der ätherische Jünger der heiligen Cäcilia verbreitete sich über gewisse Stühle in Italien. Diese seien von Marmor, aber so niedrig, daß Niemand sich darauf setzen könne.

Daher die Unreinlichkeit. Dies sei die wahre Völker-Psychologie, vom Standpunkt des Verdauungsthrones aus — —

Hier brach der Brief plötzlich ab, der dem Psychiater vielleicht ein interessantes Dokument geboten hätte, und es folgten einige Zeilen von fremder Hand. Die Tante Annesley's hatte nämlich die Nachschrift darunter gesetzt: Sie sende den nicht ganz vollendeten Brief, für den bereits das beschriebene Couvert dagelegen habe, da sie aus dem Inhalt ersehe, es handle sich um wichtige künstlerische Dinge. Sie bäte den unvollkommenen Zustand des Schreibens zu entschuldigen, da ihr unglücklicher Neffe, urplötzlich wiederum von einem Nervenleiden befallen, in einer Kaltwasserheilanstalt Linderung suche u. s. w. — —

Leonhart zuckte mitleidig die Achseln. Zugleich aber fühlte er, wie diese verworrenen Andeutungen über Venedig ihm das Bild der Lagunenstadt mächtig vor Augen bannten, so daß es seine Phantasie nicht wieder losließ. Am andern Tag verschaffte er sich Daru's Geschichte von Venedig aus der kgl. Bibliothek und vertiefte sich darin. Immer mehr wuchs und reifte in ihm der Gedanke, ein paar bronzene Charakterköpfe aus der venetianischen Staatsgeschichte herauszuschneiden.

Bald darauf war er von Xaver Krastinik bei einer merkwürdigen Beschäftigung überrascht worden. Dieser, geräuschlos eingetreten, fand seinen Freund über allerlei Karten und Mappen gebeugt, einen Zirkel und Nadeln mit farbigen Knöpfen in der Hand, ringsumher selbst-gezeichnete Pläne und Tabellen mit allerlei Berechnungen.

„Zum Teufel! Was machen Sie denn da?“ rief der Ex-Militair erstaunt, nachdem er einen scharfen Blick auf all diese Gegenstände geworfen.

„Ich — ich —“ Leonhart suchte verlegen die Sachen zusammenzupacken, Jener hinderte ihn aber daran. Mit sachkundigem Blick griff er einen Hauptplan auf:

„Wollen Sie mir einmal erlauben? Was seh ich da! Das sind ja seltsame strategische Studien. Wie sie wissen, war ich früher ein sogenannter „gelehrter“ Militair. Die Sache interessirt mich und ich verstehe 'was davon.“

Leonhart verbeugte sich stumm und ging langsam auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in tiefem Nachdenken.

Krastinik schwieg ebenfalls lange Zeit, indem er die Pläne verglich, die Tabellen zu Rathe zog und mehrere sauber geschriebene Papiere durchlas, die schematisch geordnet und „Dispositionen“ überschrieben waren. Plötzlich drehte er sich um und fragte:

„Sie waren auf keiner Kriegsschule?“

„Nein.“

„Sie treiben diese heimlichen Studien auf eigene Hand? Wer brachte Sie darauf?“

„Meiner Treu, Niemand. Es rumorte in mir seit frühster Jugend.“

„Nun, dann ist das wieder eins jener Wunder des Genies, die unerklärlich bleiben. — Warum ergriffen Sie nicht die militairische Carriere?“

„Warum verließen Sie dieselbe so früh?“

Krastinik biß sich auf die Lippen und starrte finster

vor sich hin: „Wohl wahr. Sie taugen auch gar nicht zum Offizier, in keiner Weise. Würden bald wegen Insubordination entlassen oder schössen sich eine Kugel vor den Kopf. Selbst wenn die Möglichkeit vorhanden wäre, daß Sie Ihre Begabung je ausnutzen könnten, wozu doch ein Oberbefehl gehört, müßten Sie darüber alt und grau werden. Sie, ein so ungeduldiger Feuerkopf! Ja, unmöglich. Traurig! Sie haben Ihren Beruf verfehlt, hätten in den Generalstab gemußt."

Leonhart schüttelte den Kopf. „Ich zweifle. Auch das würde mir nichts nützen. Ich gehöre zu Denen, die nur an erster Stelle commandiren können oder gar nicht. In irgend einer Ausnahmezeit wäre ich vielleicht 'was geworden, wie der Ackerbürger Cromwell uud der verhungernde Bonaparte. Aber an so etwas darf man nicht denken. ‚Der Mann seines Schicksals sein' — jaja, wenn das Glück so nachhilft! Der Corse hatte gut reden! Mein Schicksal ist zu schweigen und zu dulden."

„Aber darin liegt etwas Unerträgliches, eine Infamie des Schicksals!" Krastinik gerieth in ordentliche Aufregung. „Ich wiederhole, ich verstehe genug davon, um zu erklären: Sie sind ein geborenes strategisches Genie. Und wenn Sie das nicht wären, hätten Sie ja wohl nicht von Jugend an sich heimlich mit Dingen beschäftigt, die Sie ja gar nichts angehn und Ihnen keinerlei Nutzen bringen."

„Wohl möglich. Aller psychologischen Logik nach, müssen Sie wohl recht haben. Allein, was ändert das! Hier ist der Lessing'sche Unsinn von dem „Rafael ohne

Arm" einmal anwendbar. Rafael ohne Arme ist eben gar kein Rafael; aber Rafael, der zu Grunde geht, weil ihm Niemand Bilder bestellt, da steckt der Knoten! O diese Tragödie, die furchtbarste des Menschenlebens, der Kampf des Genius mit der Welt! Dem Erfinder versagt man das Geld, um es an Uniformknöpfe zu vergeuden, oder steckt den Erfinder der Dampfmaschine ins Irrenhaus als Ideologen, wie Napoleon dies fertig brachte. Kolumbus erbettelt sich kaum ein paar wacklige Nußschalen für eine weltumgestaltende Großthat. Natürlich! Der Geniale, dessen Intuition kraft göttlicher Eingebung mit eins die innere Wahrheit der Dinge erschaut, wird von der blöden Unfähigkeit der Weltautoritäten nach seiner amtlich patentirten Beglaubigung gefragt. Ja, die kann er nicht vorzeigen! Cromwell, das geborene Staats- und Feldherrngenie, kann sich nur als schlechter Landbauer ausweisen, Kolumbus hat gar kein naturwissenschaftliches Doctordiplom hinter sich, Shakespeare vermochte nicht einmal Gymnasialstudien obzuliegen. Was nun? Was fängt die Welt mit einem solchen Größenwahnsinnigen an? — Jajaja, Größe und Größenwahn, wer soll die recht unterscheiden! Der Alchymist, der den Stein der Weisen fand, spöttelte gewiß über die Narrheit des Kopernikus. Und wenn ein Conquistador in erhabener Liebessehnsucht nach einer jungfräulichen neuen Welt sich sehnt, so lacht gewiß die kindsköpfige Liebessehnsucht eines Ritters nach einem schönen Weibe über solche Phantasterei. — Das alles, lieber Graf, ist alt wie die Welt, alt wie die Welt. Warum sollte ich glücklicher sein, als meine Altvordern?"

„Nein und abermals nein!“ Krastinik hob heftig beide Arme empor und schüttelte sie. - „Das kann nicht so geduldet werden. Sie Genie-Ungeheuer Sie! Wer das ruhig mit ansieht, wie Sie hier bleicher und bleicher, stiller und stiller hinsiechen auf Ihrer einsamen Klause — ich habe Sie fast niemals lächeln gesehn —, Der macht sich derselben Todsünde schuldig, wie das Gesindel, das Sie begeifert. Die oberflächliche Mittelmäßigkeit sich auf dem Markte blähend — der hohle Gemeinplatz-Bumbum eines Phrasendreschers wie dieser Alvers als Hohepriesterthum des hehren Idealismus weiheständernd — und Sie, der Berufene, immer noch ins Hintertreffen gedrängt, weil Sie kein geschniegelter Süßholzraspeler und Ihre Werke zu hoch sind für den dummen Lesepöbel — — es krampft Einem das Herz zusammen! Das ist die Sünde, welche nimmer vergeben wird, die wider den heiligen Geist.“

„Und grade diese begeht doch die Welt am häufigsten,“ ergänzte Leonhart ruhig. „Lieber Graf Krastinik, Sie sind der erste anständige Mensch, den ich im Leben getroffen habe. Sie sind der Einzige, der die jämmerliche Eitelkeit dem Höheren gegenüber, solange dieser nicht durch äußeren „Erfolg“ gefeit ist, und den kleinlichen Neid in sich bezwang. Seien Sie stolzer darauf, als wenn Sie eine Batterie erstürmt hätten! Aber lassen Sie mich ruhig verbluten, mir ist nicht zu helfen, weder so noch so. — Sehn Sie hier diese Briefe über mein Drama ‚Die Männer von Appenzell‘. O unsere Theaterdirektoren, diese Rotte von Verbrechern am heiligen Geist!“

Da hatte der Eine nach persönlicher Rücksprache mit dem Autor denn doch entdeckt, daß dem Stücke der geeignete dekorative Hintergrund fehle. Ein andrer beklagte den schnöden Realismus, ein andrer den abgestandenen Idealismus des Werkes. Einer konnte es aus Rücksicht auf sein Hoftheater, ein Andrer aus dito Rücksicht auf sein liberales Publikum nicht aufführen. Und doch war das Drama weder conservativ noch liberal, weder idealistisch noch realistisch, sondern einfach erhaben, schlicht und groß. Es behandelte den heldenhaften Freiheitskampf der Appenzeller gegen Oesterreich und die ganze Ritterschaft des Rheingaues und Tyrols unter dem Florian Geyer dieses Bauernkrieges, dem wackern Grafen Werdenberg, der seinen Titel ablegte und brüderlich den Bauernrock anzog. Mit herzerwärmender Frische und Kraft war die naive Begeisterung des Alpenvölkchens geschildert, das nach Niederwerfung aller vornehmen Feinde zu Haus von seinen Bergen ins Deutsche Reich einfällt, um die Welt zu befreien — die Welt, von deren Größe sich solche Herzenseinfalt recht nebelhafte Begriffe macht. Mit ergreifender Wehmuth entwickelte der Dichter dann, wie diese naive Sehnsucht nach Menschenverbrüderung sie immer weiter vom Pfad der Weltklugheit und auch des Rechts verlockte, bis die Männer von Appenzell, welche die ganze Menschheit verbrüdern wollten sich um schnöde Beute zankten und ihrem Bruder Werdenberg mit Undank lohnten, so daß endlich doch die selbstsüchtige Bauernnatur zum Vorschein kam.

Ueber diese Dichtung, die wie von Alpenzinnen

aus menschliches Recht und Unrecht mit milder Ruhe überschaute, hatte der Dramaturg eines Hoftheaters sich weisheittriefend verbreitet: „Sollten hier am Ende socialistische Umtriebe in dichterischer Gewandung vorliegen? Man erkennt gar wohl, wohin der Herr Verfasser zielt," und so ging der Gallimathias drei Seiten lang fort.

Aber als nun Krastinik tobte und wetterte bei Lectüre dieser Briefe, da trat Leonhart nahe an ihn heran und fragte ihn: „Nun wohl, wollen Sie mir wirklich vorwärts helfen? Sie können es. Ich hätte da wohl eine Bitte . ."

„Ist schon erfüllt. Befehlen Sie über mich! Wir wollen doch mal sehen, ob man diesen Schweinepriestern nicht irgendwie auf den Pelz klopfen kann."

„Nun wohl, so hören Sie." — — — — — —

II.

Bei dem gefürchteten Rhadamantys, dem „vornehmen" Kritikus des „Bunten Allerlei", war eine illustre Gesellschaft versammelt und genoß zu einer Punschbowle die Orakel des Gastgebers. „Man bemerkte" zuvörderst Ihn selbst, den Lord-Protektor und Pfadfinder großer Geister, Doktor Gotthold Ephraim Wurmb, mit seinem mieselsüchtigen Pfaffengesicht. Ferner den feinsinnigen Eklektiker Luckner (nicht zu verwechseln mit dem Interieur-Maler gleichen Namens, den Rother kannte), eine kleine behende Persönlichkeit mit listig funkelnden Philologenäuglein voll einer gewissen bos-

haften Pfiffigkeit. Er trug immer einen glattgebürsteten Cylinder und gelbe Handschuhe, und spendete den Dienstmädchen Handdrücke wie ein Gentleman. „Man bemerkte“ neben ihm den ebenfalls feinsinnigen Eklektiker Adolf Gutmann, auch der „Scheene Adolf“ genannt, da er sein holdes Bildniß mit Vorliebe vor seine Buchfabrikate zu setzen pflegte. Ob sein großer Kopf auf seiner kurzen dicken Figur grade so schön wirkte, mußte man edeln Frauen zu beurtheilen überlassen. Jedenfalls konnte man seinem schwarzen wallenden Barte eine ansehnliche Länge nicht absprechen, um welche ihn zwar nicht Barbarossa, wohl aber Erzvater Abraham beneidet haben möchte. Mit diesem stand er ohnehin auf gutem Fuße, denn er lebte wie in Abrahams Schoß. Moses und die Propheten waren ihm hold, obschon er viel über sein Elend zu klagen hatte. Denn sein Vater und sein Schwiegervater lebten alle Beide noch und erst nach deren Tode wurde er dreifacher Millionär. Bis dahin aber mußte sich der arme Teufel mit seiner halben und der andern halben Million seiner Gattin begnügen. Aus berechtigtem Groll über solch dürftige Lage schrieb er gar weltschmerzreiche Poemata und wünschte sich oft den Tod, angeekelt von der Niedrigkeit der Welt. Wenn er von 50 Zeitungen besprochen wurde, jammerte er, daß die 51 te fehle, und stellte die kühne Behauptung auf, er habe ja nur Feinde und keinen Freund auf der Welt. Böse Menschen versicherten, wenn er über seinen Nothzustand klagte und nur für hohe Honorare schreiben konnte, daß ihm auch wirklich die Litteratur jährlich ein

kleines Vermögen koste. Doch war dies Verleumdung, da er als früherer Börsianer (er machte erst seit seinem 35ten Jahre in bedruckten Papierchen) viel zu viel filzige Geschäftsklugheit besaß. Seine besondere Spezialität bestand in Cigarrenbehältern und Aschbechern, auf deren Grund rothgedruckt stand: „Gutmann, Pessimistische Novellen“, eine funkelnagelneue Art von Reclame, um deren Patentrecht ihn Barnum behufs Importirung nach Amerika ersucht haben soll. Daß er natürlich seinen Abscheu vor aller Reklame und vorlautem Vordrängen bei jeder Gelegenheit kundgab, wußte Jeder zu würdigen. Uebrigens war er ein sogenannter guter Kerl und flößte den Eindruck einer gewissen Bonhommie ein. Freilich durfte man nicht tiefer auf den Grund gehen; dann kam ein gehöriger Berechner heraus. Auch fehlte es ihm nicht an bedeutendem Giftvorrath, den er ohne Namensnennung (da er natürlich nie den gemeint hatte, der sich getroffen fühlte) mit vieler Gewandheit zu verspritzen wußte. Wenn er sich übrigens über die Welt beklagte, so hatte er in gewissem Sinne nicht Unrecht. Denn theils in Folge des üblichen Neides auf seine günstigen äußeren Verhältnisse, theils aus Erbitterung Jener, die ihn erst später in seiner Eigenart kennen lernten, verschwor man sich allerorts, ihn für einen stümpernden Dilettanten auszuschreien. Gab doch seine komische Eitelkeit erwünschten Anlaß, sich über ihn lustig zu machen! Lobte ihn eine Zeitung, so mußte dies durchaus auf irgendwelche Bestechung hinauslaufen! Der immer gerechte Leonhart hatte jedoch dies niemals zugegeben, sondern

stets Esprit, Wissen, Form- und Stilbegabung, ja sogar wirklichen Gedankengehalt (etwa wie bei den zwei süddeutschen Vettern-Didaktikern, den Grafen Oskar und Fridolin Scheckwitz) an ihm gerühmt. Doch warf er Gutmann selbst die offenherzigsten Grobheiten an den Kopf und führte ihm zu Gemüthe, daß ihm alle und jede Ursprünglichkeit fehle. Die Andern tranken sein Bier, rauchten seine echten Havanas und erklärten ihn einstimmig für die eingebildetste Null des Jahrhunderts. So geht's in der Welt. Wenn der arme Adolf Arthur Alfred (er verfügte über drei Vornamen zur beliebigen Auswahl) Gutmann sich für einen verkannten großen Dichter hielt, so verdiente das nur ein Lächeln. Wenn er sich aber für ebensogut und sogar für besser hielt, als viele großspurige Rhodomonteure, die auf ihn herabsahen, so vertrat er zweifellos die objective Wahrheit. Auch verliehen eine gewisse vertrauensselige Kindlichkeit und naive Schläue diesem Bandjuden in litterarischen Geschäftchen etwas Gewinnendes.

Außerdem waren noch die zwei neuesten Größen Holbach und Krastinik, und der philosophische Speichellecker Oberst von Dondershausen anwesend. Derselbe strotzte ordentlich von Biedermannshuberei, die ihm das glattrasirte Kinn wie Salbungsöl heruntertroff. Seine Fischaugen glotzten erbaulich wohlwollend in die unphilosophische Welt hinein. Da er nachher im Hohenzollernclub ein kornblumiges Festbardit vortragen mußte, war er im Frack erschienen und hatte sein ungewöhnlich reichhaltiges Ordenskettchen angelegt, das ihn als einen

erprobten Streber mit diensteifriger Handkuß-Vergangenheit auswies. Er thronte hier hochtrabend mit als Kunstrichter, da der erlauchte Gotthold Ephraim soeben die berüchtigte Anthologie realistischer Lyrik unter seine kritische Sonde nahm. Dieselbe lag, hochelegant in Kaliko gebunden, auf dem Tisch und ihr Herausgeber, der fettgesunde Jüngling Erich von Lämmerschreyer, saß mit andächtigem Gesicht davor, wie ein Bußfertiger auf dem Armensünderbänkchen. Mit der üblichen Gewandtheit, welche die weihepriesterlichen Kraftbengel des Jüngsten Deutschland bei Verfolgung ihrer Privatzwecke entwickeln, hatte sich der Neophyt eilig aus Leonhart's Bannkreis entfernt, nachdem er dessen Einfluß ausgenützt. Mit bescheidener Zerknirschung machte er alsbald dem Hohepriester des akademischen Idealismus, Gotthold dem Würdevollen, einen Ehrenbesuch und empfahl die Anthologie, welche er soeben herausgegeben, dessen unmaßgeblichem Wohlwollen. Aus dem Munde eines so hochzuverehrenden Mannes würde ihn auch der strengste Tadel erquicken.

Er kannte halt Ephraim's schwache Seite. Demgemäß pries derselbe Lämmerschreyern sofort als einen jungen Mann von reinen Sitten und lauterer Gesinnung, der sich von dem Größenwahn der Andern frei halte. Auch lud er ihn zu der kritischen Sitzung ein, die er über die tragikomische Lyriker-Revolution abhielt. Zu allen Urtheilen sagte Erich der stilvolle Schwerenöther demüthig Ja und Amen.

Die wundersame Anthologie lautete:

Vorrede.

Auf dem Kreis der hier versammelten Dichter beruht die Zukunft der Menschheit. Erhabener Geist, du hast uns viel gegeben! Wir sind die Erkorenen und rufen dem kommenden Jahrhundert. Man höre und staune. Mit unserer Lyrik befreien wir die altersschwache Welt! Wir sind die Reformation der Litteratur, welche schon unser lieber Genosse Leonhart prophezeite. Noch hat sich aus unsrer Mitte kein Führergenie erhoben, wie Goethe aus der älteren Sturm- und Drangperiode, obwohl wir bereits einen Lenz in Mokamaute und einen Klinger in Haubitz besitzen. College Hartung mit seinen orientalischen Allüren, die sich an Freiligrath geschult zeigen, fühlt sich dem Maler Müller verwandt und in dem strengen Ernst des Didaktikers Edelmann ahnen wir den Herder unsrer Epoche. Wer vermöchte Klopstock'schen Würdeschwung in unserm Freunde Max Henkelkrug zu verkennen! Schiller'sches Pathos athmet in Vielen, auch in unserm gefeierten Dramendichter Herrn v. Alvers. Kurz, man dürfte sagen, daß die Rollen vertheilt sind und die thaufrische Blütheperiode einer neuen Klassicität nun losgehn kann. Wie gesagt, nur der Goethe fehlt noch, aber sollte nicht Anno Buchsbaum die Keime eines solchen in sich tragen? Und wenn uns auch Goethe und Schiller versagt blieben, so wird doch hoffentlich unser großer einziger Lessing neu erstehen in unserm Ambrosius Sagusch. Vivat sequens!

Max Henkelkrug.

Der Weltbefreier.

Der Satan führte mich im Traum
In der Versuchung Bergeswüste
Und zeigte mir den Weltenraum
Sammt allen Schätzen jeder Küste.
Ich lachte in erhabenem Hohn:
„Armseliger, was willst Du schenken?
Zaunkönignestlein — Kaiserthron!
Der Adler soll die Schwinge senken?“

Heil Dir, Du Bogner, Du Lyraschläger,
Du Herr der Dichtung, Du Sonne des Lichts!
Der Weltgesetze bestimmender Träger,
Du Leuchte der Erde durch Nacht und Nichts!
Dein Sohn, der Dichter, er fleht nur Eines:
Stets weile statt welkendem Lorberkranz
Wie Abglanz überirdischen Scheines
Auf seiner Stirne Dein Sonnenglanz!

Du, von meinem Geiste trunken,
Du, genährt von meinem Blut,
Laß mich, in Dein Ich versunken,
Brennen in der Opferglut.
Sei Dein Herz, das flammenschöne,
Meiner Leiden Liebeslohn.
Königin der Berge, kröne
Mich auf Deinem Wolkenthron!

Hei, Pegasus, ins wilde Turnei!
Grimm sei Dein schneidiger Sporn!
Die Schranken der Sitte sprenge entzwei!
Hell schmettre der Freiheit Horn!
Die Geißel des Spottes in linker Hand
Und das Flammenschwert in der Rechten,
Den Popanz Wahn zu Boden gerannt!
Hinaus zum lustigen Fechten!

Fortreißt der Pegasus mich unaufhaltsam.
Auf, Flammen, mögt ihr prasselnd mich umwogen!
Der Ruhe Halfter sprengt mein Geist gewaltsam.
Nun, Myrmidonen, fürchtet meinen Bogen!
Die Sonnenrosse mögen mich zerschmettern.
Sei nur des Brütens Bann von mir genommen!
Der Aar saugt Lebensluft in wilden Wettern.
Verzweiflung und Martyrium, willkommen!

Ein heller scharfer Ton
Durchs Herz der Menschheit bebt,
Wie vor Posaunendrohn
Einst Jericho gebebt.

Ein Schauder wunderbar
Den Glücklichen ergreift,
Wie wenn ein lichter Aar
Ihm seine Locken streift.

Ein wilder Harfenklang
Um Schmerzverdammte schwirrt,
Wie Saite, die zersprang
Zerrissen niederklirrt.

Ein Schrei, vor dem uns graut,
Im Herzen nimmer schweigt,
Wie klagend eine Braut
Sich auf die Walstatt neigt.

Ein Drängen unbekannt
In freien Seelen stürmt,
Wie wenn Gigantenhand
Den Berg zum Himmel thürmt.

Dies Drängen und dies Sehnen
Verläßt die Menschheit nie
In Lächeln nnd in Thränen
Und heißt — die Poesie.

Seid ihr hin, ihr schönen Tage
Ohne Plage, ohne Klage,
Wo noch frisch mein Blut,
Wo ich glaubte, niederringen
Könne alles und erzwingen
Stolzer Jugendmuth?

Mann und Greis in früher Jugend,
Ohne Laster, ohne Tugend,
Seltsam war mein Loos:
Bald in kühlen Scheingefühlen,
Bald in der sirokkoschwülen
Leidenschaft Getos.

Jeder Stern ist jetzt verblichen.
Auf der Welt gemeinen Schlichen
Suchte ich Ersatz.
Hab zur Herde mich erniedert.
Doch ich fühle angewidert:
Hier ist nicht dein Platz.

Liebe mag sich mir nun nahen.
Ach, ich kann sie nicht umfahen,
Denn mein Herz ist todt.
Glück und Ruhm sie mögen kommen.
Ach, mir kann es nichts mehr frommen.
Komm Du, grause Noth!

Wir nur passen noch zusammen!
Schüre mir die letzten Flammen
Für ein Lied empor!
Daß mein Zorn Dir, Sclavenherde,
Einmal zugedonnert werde,
Den ich lang Dir schwor!

Doch der Schmerz, der mich gezüchtigt,
Auch mich läutert und mich tüchtigt.
Jede Thränenfluth,
Die mir brannte unvergossen,
In mein stolzes Herz verschlossen,
Stähle mir den Muth!

Sommer ist dahingegangen
Und mein Blut schleicht matter nun.
Gelb und fahl die Blätter hangen
Und des Waldes Sänger ruhn.

Doch des Herbstes Abendsonne
Röther malt den Ahornhain
Und am Rhein in stiller Wonne
Frisch gekeltert perlt der Wein.

Ruhig sitz' ich beim Pokale,
Ruhig harre ich der Zeit,
Wo die satten Rebenthale
Und der Ahornwald verschneit.

Nach der Jugend Frühlingswärme
Folgt des Alters greiser Frost —
Winter, glaubst, daß ich mich härme?
Skol Dir, Skol im Herbstesmost!

Ob Dir der Jungfrau Scherz
Wie Rosenduft gefalle,
Der verschwiegene Mannesschmerz
Gleicht gediegenem Metalle.

Wenn die Sonnenstrahlen funkelnd
An den Bergesspitzen haften,
Selbst den Schluchten, grausig dunkelnd,
Reiz verleihn sie, zauberhaften.

Wenn ein Regenschleier schaurig
Dir verbirgt der Sonne Glänzen,
Dann erscheint Dir trüb und traurig
Selbst der Matten frohes Lenzen.

Krieg allem Feigen, Schlechten, Morschen, Alten!
Ich fühle auf der Stirn den Weihekuß.
Mit Arimanes' ewigen Gewalten
Des heiligen Feuers Priester ringen muß.

Kampf ist die Losung. Mit der Wahrheit Nadel
Durchstech ich geistig Blinden ihren Staar.
Was ficht mich an der Menge Lob und Tadel?
Was ficht mich an Verkennung und Gefahr?

Harold Theopol Mokamaute.

Aus allertiefstem Wonneweh.*)

Die dumpfe Dämmrung lastet
Auf meinem Adlergeist,
Seit mein unsterbliches Sehnen
Als sterbliche Liebe kreist.

Es kreist wohl über die Erde
Zur blauen Ewigkeit, —
Der Liebe Strahlenbrücke
Führt über den Schlund der Zeit.

Und floh auch Deine Liebe,
Die meine kann nicht entfliehn.
Und fliehst Du aus dem Leben,
Mir kannst Du Dich nicht entziehn.

Dein Tod zieht nach mein Leben,
Dein Schatten mich dann umschwebt,
Bis mit Deiner süßen Leiche
Für ewig er mich begräbt.

Ich will für immer verzichten
Auf jede Unsterblichkeit —
Denn ohne Deine Liebe
Wär sie unsterbliches Leid.

Und kann die Seele lieben
Wie hier im Aetherraum, —
Sie könnte nicht ertragen,
Was hier zu träumen kaum.

---

*) Ein Theil der Beiträge wurde auf dem Wege zur Druckerei entwendet.
Anmerkung des Herausgebers.

Denn hier auf Erden ist Liebe,
Die nimmer vergeht, ein Traum —
Für die Wirklichkeit des Glückes
Hat keine Seele Raum.

O süß-unsterbliche Wonne,
Für ewig zu enden nun,
Doch ewig Wange an Wange
Im selben Grab zu ruhn!

Nur keine Thränen, keine eitlen Klagen!
Ich werde nie Dich wiederschaun im Leben.
Doch Dich verlierend werde ich Dir sagen:
Ich hatte meine Liebe Dir gegeben.

Alles ist froh und alles ist hold
Vom Grasgrün bis zum Sonnengold.
Die Erde lächelt in Mairegenduft
Und Iris schwingt sich in schweigender Luft.
Und das liebliche Mägdlein bückt sich munter,
Blumen zu sammeln in kunterbunter
Farbiger Reihe zu reizendem Strauß
Und füttert die Sänger im Vogelhaus.

Sehnend streck' ich die freien Glieder,
Jauchze Glückauf in die schimmernde Luft.
Ströme unendlich beseligend nieder,
Neuer Welten balsamischer Duft!

Ein Veilchen, fand ich Dich im stillen Haine,
Sorglos ob je, ein Auge auf Dich fällt.
Doch eine Rose heut im Sonnenscheine
Blühst duftig Du, ein Wunder aller Welt.

Ich lieg im Schooß Dir neugeboren: Als Sohn und Buhlen
Hast Du, Madonna, mich erkoren, mich mütterlich zu schulen.
Den Bund von Frühling und Sommer mag später ein Sprosse krönen,
Auch ich an Deinen Brüsten lag: Zähl auch den Gatten zu Deinen Söhnen.

Sprichst Du zu einer Frau: „Sie sind sehr tugendhaft,
Sehr geistreich und sehr weise, vollkommen ganz und gar,
Doch leider — daß doch Gott nichts ganz Vollkommnes schafft! —
Sie sind nicht schön" — sie denkt: „Der Dummkopf, der Barbar!"

Sprichst Du zu einer Frau: „Sie scheinen lasterhaft,
Albern, gemein und dumm, doch dies gesteh ich dreist:
Sie sind sehr schön, Sie reizen des Mannes Leidenschaft" —
Sie denkt: „Der Mensch ist roh, doch hat er wirklich Geist."

Leer sei Deine niedre Stirn,
Jammerst Du, Du dicke Gute?
Ei was thut's, Grisettendirn?
Fülle steckt in Deinem Blute.
Weiter will ich nichts vom Weib:
Volles Herz in vollem Busen,
Treue und gesunder Leib.
Alte Jungfern sind die Musen.

Faul sind wir von Natur in allen Stücken,
In einem Punkt nur fleißig immerdar:
Uns selbst zu quälen will uns immer glücken,
Denn hier sind wir erfinderisch fürwahr.

Es ist ein Tantalusgefühl,
Zur Sinnlichkeit sich selbst zu treiben,
Doch im Genuß noch nüchtern-kühl
Und ohne Wonnerausch zu bleiben!

Nicht zähmen die verworfne Gier
Und deutlichst ihre Folgen kennen
Als wolle man nicht löschen schier,
Aus Faulheit lieber so verbrennen!

Wenn ich in das Lotterbette eile,
Ist es nur, mich zu verstecken
Vor der Fledermaus der Langeweile,
Die mich hetzt in allen Ecken.
Ach, es ist nicht mehr der Reiz der Sinne,
Denn ich weiß, was ich dabei gewinne:
Einen Katzenjammer besten Falles,
Einen schnöden Kitzel — das ist Alles.
Wird mein Wille mich denn nie erretten
Von den langgetragenen schweren Ketten?
Ja, ich thue einen großen Schwur:
Will mit einem Rucke sie zerreißen,
Tilgen jedes Sündenbrandmals Spur
Und den innern Moloch von mir schmeißen.
Liebe war es oft, die mich verführte
Und mit Leidenschaft das Herz mir rührte —
Kalt und ruhig blick' ich nun umher,
Keine Liebe kann mich locken mehr.

Es leuchtet in meines Innern Haft
Die Central-Seele der Welten.
Doch auch die Flamme der Leidenschaft,
Sie lodert daneben — was hilft das Schelten?

Vom Herbstwind eine Frühlingsblum' geknickt
Sahst Du noch nicht?
Dein Auge leicht dies Phänomen erblickt:
Mein Angesicht.

Elender, sieh Dein Bild in diesem Spiegel!
Die Lippe blaß, die Stirne düster!
Ehrloser Lüste und des Grames Siegel
In jeder Falte ausgeprägt.
Ach! Meiner Sünden Leiden trägt
Dies Antlitz, wüster, immer wüster.

Ich dämmte in mir meiner Liebe Fluth
Und barg voll Muth die innerliche Gluth
Und widerstand den Augen, die mich riefen:
„Was zauderst Du? O laß den Blick, den kalten!
Soll ich vor Dir denn noch die Hände falten?"
Die Zweifel, Zorn und Kummer, die schon schliefen,
Weckt' ich aufs neu, um mich ihr fern zu halten.
Denn so nur in dem selbstgeschaffnen Leid
Konnt' ich das Werk vollenden, das ich plante:
Die Zukunftsschöpfung meine Seele ahnte,
In der mein Gram ward zur Unsterblichkeit.

O könnt ich nur einmal die Liebesqual,
Bekennen, mich stürzen zu Deinen Füßen,
Und auf sie drücken das Henkermal
Wuthbrennender Küsse, die Lust zu büßen!

Um Deine Kniee mit heimlicher Gier
Meine Arme brünstig flehend verschränken,
Deine zitternde Hüfte umspannend, zu mir
Deinen wallenden Busen niedersenken.

Und immer weiter tasten jetzt
Auf taumelnder Inbrunst Stufenleiter,
Bis meine lüsterne Lippe zuletzt
Vom Nacken kostet weiter und weiter.

Bis die zarte Wange an meiner lehnt!
O könnt ich das Eis Deiner Keuschheit schmelzen!
Ha, wie der Verschmähung Rache sich sehnt,
Dich schwelgend durch Höllensümpfe zu wälzen!

Paulus Hartung.

Grabesseufzer an Serafina.

Die Perle birgt sich in der tiefen Muschel,
Brich sie heraus, so stirbt das Muschelthier:
Zur Liebesperle formt sich die Empfindung.
Doch ach! das Herz es bricht darüber Dir.

O sage nicht, daß dahin Deine Zeit
Und daß Deine Schönheit zu früh verblüht
Und daß Deine Jugendfreudigkeit
In der Schwermuth Asche für immer verglüht.
Einst streifte Dein Falkenauge umher,
Deiner Schönheit Beute suchte es sich.
Nun senkt Dein Blick sich liebeschwer,
Wie der Taube, die nie vom Neste wich.
Und ist Dein Schritt nicht mehr so leicht?
Doch kehrte ich aus der Fremde zurück,
Entgegen eiltest Du mir vielleicht
So schnell, wie früher im Jugendglück.
Und wäre auch Deine Schönheit verblüht,
Sie blühte weiter im Herzen mir.
Denn ewig bewahrt ein liebend Gemüth
Die Rose der Erinnerung hier.

Ich möchte stehn, wo wie ein flinker Aar,
Deß Fittich leuchtet in der Sonne klar,
Wie weiße Federn sträubend seine Wellen,
Herniederstößt vom Berg der Wasserfall,
Bis am Granit die Fänge ihm zerschellen.
Wie Banner Wassersäulen wehn, die hellen,
Durchwirkt mit Gold, Rubinen und Smaragd,
Und schmetternd rollt es, wie Drommetenschall,
Wie Pauken wirbelt es in dumpfem Takt,
Und höher, dichter thürmt sich Wogenschwall,
Als lärme eine Heerschaar von Rebellen
In diesem Höllenschlunde, von Dämonen,
Die mächtig rütteln an den Felsenthronen,
Bis sie sich selbst erobert Sonnenkronen.
Hier möcht' ich stehn an des Verderbens Quellen,
Wo aus dem Abgrund dumpfe Schreie gellen.

Trüb war mein Blick von unvergossenen Thränen,
Mein Auge noch Dein Auge mied.
Daß Du verbergen wolltest, konnt ich's erwähnen,
Wenn sanft Du niederschlugst das Lid,
In Deinem Auge nur den Widerschein
Verstohlenen Mitleids, das mir galt allein?

Ein Augenblick hat mir Dein Herz erschlossen,
Zum Tag des Glücks bin ich erwacht.
Auf welke Herzensblumen hat ergossen
Des Friedens Thau sich über Nacht.
Als Deine Lippe zitternd mich berührt,
Ward jedes Leidens Schatten mir entführt.

Und neue Sonne lag in Deinem Blicke.
Von mir Du fortgezaubert hast
Mit süßer Ueberredung die Geschicke,

Die lange mich verwandelt fast
In eine Mißgestalt, ein Zwittersein,
Ein falsches Wesen, dessen Kälte Schein.

Doch jetzt fällt ab von mir die feige Hülle
Und ich bekenne laut und frei
All' meiner Liebe Uebermaß und Fülle,
Werf' ab des Stolzes Sclaverei,
Der mich vermummt ins fade Geckenkleid.
Frei will ich nun bekennen Lust und Leid.

Ich bin ein Künstler. Und das wahre Siegel
„Von Gottes Gnaden" ist Dein Mund.
Dein Aug' ist meiner eignen Seele Spiegel,
Ich schaue deutlich bis zum Grund
In der Gefühle Strom, den Quell der Triebe.
Mein Auge schärft der Sonnenstrahl der Liebe.

Daß ich ein Künstler, fühl ich erst durch Minne:
Jetzt springt die Fluth des Himmelsquells,
Den noch verbarg der grobe Staub der Sinne
Und des Verstandes kalter Fels.
Der Muse Gruß ist der Geliebten Lippe,
Und wahre Liebe wird zur Aganippe.

Gedanken bleichten Deiner Wange Glanz,
An ihrer weißen Rose zehrt der Gram.
Doch würde Freude oder holde Scham
Umwinden sie mit rötherm Rosenkranz,
Fürcht' ich, daß dieser rauhere Schimmer ganz
Die wahre Anmuth Deinem Antlitz nahm.
Zu früh der Sturm der Leidenschaften kam,
Wollüstig wirbelnd Dich im Lebenstanz.

Der Reue Dorn an Deinen Blüthen nagt,
Der Unschuld Frische ist Dir nicht geblieben,
Nur Liebesthau Dein welkes Herz erfrischt.
Zu brechen ach! Dich meine Hand nicht wagt,
Ich scheue jenen Dorn trotz allem Lieben,
Denn Deiner Farben Schmelz scheint mir verwischt.

Wie Moses, der geschaut das heilige Feuer,
Nicht sagen konnte, was er dort entdeckte,
So auch mein Geist für immerdar bedeckte
Meine Gedanken mit der Liebe Schleier.
Eh mögen meine Haare mir erbleichen,
Eh ich bekenne, was ich oft gelitten.
Wohl hast mein Herz Du mittendurch geschnitten,
Doch keine Thräne siehst Du niederschleichen.
Kein Blut so locken dreischneidige Klingen
Aus Wunden, innerlich verblutend, schweren,
Doch Todesblässe sie den Wangen bringen.
Auch Du vermißt in meinem Auge Zähren,
Wenn Deiner Worte Dolche mich durchdringen,
Mein bleiches Antlitz aber sollst Du ehren.

Zwei Sterne waren's und ein Glanz von Rosen,
Weißröthlich als ob Schnee darüber flockte,
Das war's, was in der Liebe Schlinge lockte
Mich schon Erstickenden und Odemlosen.
Ich brenne, brenne. Ströme nicht noch Meere
Verlöschen meine Gluth, doch brenn' ich gerne.
Entzündend mich an ihrem Augensterne,
Aufs neue stets ich weiter mich verzehre.

Ja, wie ein Phönix in die Flamme springe
Ich selber, die an meinem Marke prassen!
O wie viel süßer wäre doch die Schlinge,
Wenn ihre Arme wollten mich umfassen,
Und glichen sie dem heißen Feuerringe!
Wohl bin ich frei, doch bin ich glückverlassen.

Todtenlied auf die Geliebte des Kalifen.

Wehe, wehe über diese Todte,
Die der Sturm gepflückt in ihrem Lenze,
Eh der Gluthstrom ihrer Brust verlohte —
Sie die Herrin in dem Land der Tänze!
Sie die Herrin in dem Land der Sänge,
Sie die Herrin in dem Land der Rosen —
Laßt drum ihrer Heimathlieder Klänge
Ihre fliehende Seele noch umkosen!

Auf die schwarze Gruft laßt niederflattern
Weiße Rose, die zu Schiras sprießet!
Denn als Pflicht geziemt es den Bestattern,
Daß ihr schönes Leben schön sich schließet.

Nun hat sie das erste Leid betroffen,
Daß auch dieses wandelt sich in Gnade:
Früh steht Allah's Sternensaal ihr offen
Und zum Tubabaum ziehn ihr Pfade,
Während wir die Häupter niedersenken,
Sündenreif, der kargen Erndte harrend,
Und erst spät zum Grabe wankend lenken,
Fast willkommen uns entgegenstarrend.

Sie ist glücklich! Darum auf, Gebieter,
Welchen mehr, als uns, sie hat verlassen!
Warum willst Du, ihres Leichnams Hüter,
Deiner Jugend Mark in Gram verprassen?
Dreier Tage Lauf ist Dir verstrichen,
Speis und Trank versagend Deinem Munde —
Bleich wie sie, die Dir und uns verblichen,
Stierst Du starr und schweigend in die Runde.

Wartest, ruhend neben ihrer Leiche,
Kalt wie sie durch Dein erbittert Härmen,
Ob Dein warmer Odem wohl sich schleiche
In die Adern ihr, das Blut zu wärmen.

Doch genug! Erhebe Dich, Kalife!
Wenn der Liebe Freuden auch geschlossen,
Ist Dir's nicht, als wenn Drommete riefe
Oder Schnauben von beherzten Rossen?
Und Dein Reich, Kalif, es ruft Dich strenge,
Daß den Scepter fremde Hand nicht fasse!
Ferne hör' ich tausendstimmige Menge,
Feindestritte hör' ich nahn, erblasse!
Nein, erröthe in gerechtem Zorne!
Laß die Todten und das Leben wähle,
Daß an unstillbarer Sehnsucht Dorne
Nicht verblute Deine starke Seele!

Also hätte ja auch Sie gesprochen,
Wenn der Feinde Schaaren Dich umdrohten!
An dem Feinde sei ihr Tod gerochen:
So gedenk', o so gedenk' der Todten!

Rafael Haubitz.

Aus dem Morast der Sansara.

Jüngst im Traum durch Kaschmirs Hain
Schritt ich hin auf weichem Rasen,
Wo Jungfrauen, selbst ein Kranz,
Rosen sich zum Kranze lasen.
Und ich wollte lechzend schon
Meine Auges Gluth versenken
In den Blick der schönsten Frau,
Sinn und Seele, all mein Denken.
Wollte an mein fiebernd Herz
Ihren weißen Busen pressen
Und in wilder Liebeslust
Zeit und Ewigkeit vergessen.
Ich erwachte. Nacht um mich.
Einsam war ich und verlassen.
Todte Nacht, nur einzeln schlich
Noch ein Schwärmer durch die Gassen.

Wie unschuldsrein sind Deiner Lippen Rosen,
Wie jugendfrisch und rosig Deine Wangen,
Wie weiblich sanft Dein schmeichlerisches Kosen!
Doch tief im Herzen wohnen giftige Schlangen.
Längst ward es ein Morast, in dem versunken
Ein jedes reinre Fühlen, schmutz=getödtet.
Dort wohnt das Irrlicht nur und finstre Unken.
War diese weiße Stirn je schamgeröthet?

War früher je Dein Herz ein Friedensweiher,
In dem sich spiegelte der Stern der Reinheit?
Die Taube Weiblichkeit, hat sie der Reiher
Der Noth verscheucht vom Sumpfe der Gemeinheit?
Ach, überm giftgen Abgrund fliegt die Taube

Verzweifelt hin und wieder in der Herde
Der Fledermäuse, flügel-lahm ihr Glaube
Und fern die Hoffnung auf die Heimatherde.

Sie winkt am Sumpfessaum, ein grüner Anger —
Umsonst! Nachtfalter schwirren dicht und dichter,
Die Taube stürzt sich, flatternd bang und banger,
Betäubt hinab, ihr eigener Vernichter.
Doch bist Du eine Taube, süße Schlange?
Warst Du es je? Du plätschertest mit Wonne
Im heimathlichen Kothe wohl schon lange —
Du mit dem reinen Antlitz der Madonne!

Denn keinen Flecken ließ das Schmutz-Geträufel
Auf Deinen holden Zügen. Zu der Katzen
Geschlecht gehörst Du, Engel halb, halb Teufel.
Wie möchten Deine Tatzen mich zerkratzen!
Doch sehnsuchtsvoll singst Du Sirenen-stimmig,
Als sehne sich Dein Herz nach reinerm Fühlen.
Folgt' ich Dir aber, würdest Du mir grimmig
Das Herz zerreißen, um damit zu spielen.

Gleich wie mit zartem Pfötchen sich ein Kätzchen
Ein Mäuslein fängt als Spielzeug — wie possirlich!
So würdest Du mich Stück für Stück, mein Schätzchen,
Zerfleischen — doch wie zierlich und manierlich!
Du echtes Weib! Das Weib schon eine Sphinx ist,
Liebe im Auge, Wollust in den Adern.
Und wer im Bann des Liebeszauberrings ist,
Soll mit der Fee, die ihn behext, nicht hadern.

Sie übt nur ihr Metier, wer will drob schmälen?
Und das, mein Kindchen, euch am meisten kitzelt,
Selbst wenn ihr wiederliebt, die Lieb' zu quälen.
Das Mündchen seinen eignen Kuß bewitzelt.

Denn wenn auch wahre Leidenschaft euch schmeichelt
Und ihr sie sucht und anfacht, so verlogen
Ist die Kokette, daß sie Kälte heuchelt,
Bis es zu spät ist und der Traum verflogen.

Mein flammend Herz das ist ein Tabernakel,
Zu Weihrauch dort verbrennen Deine Mängel:
Aus dieser Gluth, abschmelzend allen Makel,
Ein Phönix, neuverjüngt, rein wie ein Engel,
Wirst Du entsteigen, die Du aus dem Schlamme,
Wie Venus aus dem Meere stieg, entstiegen
Mit keuscher Anmuth. Meiner Liebe Flamme
Soll zu dem Scheine noch die Wahrheit fügen.

Denn wer versteht unschuldig noch zu scheinen,
Wer äußerlich den schönen Schein bewahrte,
Wird innerlich, daß es nur Schein, beweinen.
Und, wenn sich wahre Liebe offenbarte,
Weit klarer ihre Lieblichkeit erkennen.
Dem Christus folgt zuerst die Magdalene,
Denn Er vergiebt. Wo seine Küsse brennen,
Da trocknet die nutzlose Reuethräne.

Reue? Warum? Blieb lauter nur die Seele
Und kann sie nur zur Liebe sich erheben,
So schwinden alle äußern Sündenfehle.
Wer viel geliebet, dem wird viel vergeben.
Frohsinn wird dann verschönen Deine Züge,
Aus Thränen sprießen blumenreine Triebe.
Verbanne von den Lippen jede Lüge
Und glaube was Du ahnst: Daß ich Dich liebe!

Die unverdiente Schmach erdulden müssen
　　Und selbst verdiente ist wohl bittre Pein.
Und bitter, an des Grames schwarzen Flüssen
　　Umirrend, fern dem Quell des Trostes sein.
Vom Heim und seinen Lieben fortgerissen,
　　Das Meer durchmessen einsam und allein,
Zu suchen Sicherheit am fremden Porte,
Nie zu betreten mehr vielleicht der Heimath Pforte.

Es ist wohl bitter, wenn ein König Dich,
　　Ein Volk, dem Du Dein bestes Blut geschenkt,
Mit einem Tritt fortschleudert. Sicherlich
　　Des Undanks Wort und That Dich bitter kränkt.
Und Haß, der in des Freundes Herz sich schlich,
　　Durch grundlose Verleumdung nur gelenkt,
Ist bitter, bitter höhnende Verachtung,
Und einem stolzen Sinn noch bittrer: Nichtbeachtung.

Gekränkte Ehre bitter einem Ritter,
　　Und in des Kriegers Brust das kalte Erz,
Der mit sich fallen sieht sein Land und bitter
　　Um ein zertretnes Vaterland der Schmerz.
Und bitter, wie ein luftversperrend Gitter
　　Den Kranken und Gefangnen, quält das Herz
Der falsche Stolz, der, wenn's nach Liebe ringt,
Aus eitlem Eigensinn und Trotz sich selbst bezwingt.

Verkannt zu werden bitter und noch mehr;
　　Verstanden nicht zu werden. Bitter Tod
Im Kern des Lebens. Bitter einem Seh'r
　　Vorauszusehen seines Volkes Noth.
Bitter, stirbt eine Sendung stolz und hehr
　　Mituns, zu sterben. Bitter ist das Brot
Der Armuth, bittrer noch ist Sündengeld.
Verschmähte Liebe scheint das Bitterste der Welt.

Und dennoch Dinge giebt's, die bittrer sind
Für Seelen stark und fest, wenn auch nicht rein,
Und edel, wenn auch kalt. Wie Schauer rinnt,
Dies bitterste Gefühl durch Mark und Bein.
Lieben und nicht geliebt zu werden find'
Ich eine Wonne neben solcher Pein.
Was ist vom Bittern übrig denn geblieben?
Es ist: Geliebt zu werden und nicht wieder lieben

Wenn tausendfach ich umdräut von Weh,
Wenn rastlos steigt der Leidenssee
Und zur Krisis drängt das Lebensfieber,
So ist mir wahrlich dies noch lieber,
Als wenn ein einzeln nagender Kummer
Vergiftet den zufriedenen Schlummer.

Wie ich Dich liebe kann ich nimmer sagen,
Nie habe mein Geheimniß ich gebrochen:
Ich will es ohne Klagen weiter tragen,
Der Gram bleibt ungeheilt und ungesprochen.
Denn Scham muß ein Bekenntniß mir verwehren:
Ich würde vor mir selber mich entehren.

Ich halte nächtlich Dich im Traum umfangen,
Ich kühle meine Gluth an Deinen Lippen
Und schmieg' an meine Deine blassen Wangen,
Am Necktar höchster Wonne darf ich nippen.
Doch Morgens ließ der Traum mir nichts als Thränen
Und ungestilltes unzähmbares Sehnen.

O knisterndes flammendröthliches Haar,
O schwüle Farbe der Wangen!
Dein Rehaug' blickt so klug und klar,
Als kenne es kein Verlangen.

Der Geist so herrlich entfaltet und
Die Rede so weise-gemessen!
Wir schließen wahrhaftigen Seelenbund,
Der Leib wird fast vergessen.

Das äugelt so keusch, das girrt so sanft,
Doch unter den Wimpern es lodert,
Und die Scham wird plötzlich zu Boden gestampft
Und fleischliche Opfer gefodert.

Hingebende Wuth, die einander trutzt!
O rasende Sehnsucht der Sinne!
Bald hast Du Simson abgenutzt,
O Astaroth der Minne!

Begierde ist ein Fieber-Rausch: Mein Fieber
Austobte im Delirium
Und kalt durchfröstelt es mich drum.
Ach, rationelle Heizung wär mir lieber!
Der innere Verbrennungsprozeß
Wird delirium tremens durch Exceß.
Man sagt, dem Säufer schlage zur Kehle
Heraus die Flamme vom Alkohole, —
O schlüge die Flamme aus meiner Seele —
Erkaltende Asche, verglimmende Kohle
Könnt' ich nur all meinen Spiritus
Phosphorisch leuchten lassen zum Schluß

In einer Geistesflamme! Statt dessen
Die Flammen nach Innen weiterfressen,
Den wahren Zündstoff so verzehrend,
Des Schaffens Ausbruch ihm verwehrend.

Mitternacht ist lange schon vorüber.
Einsam irr ich durch die regennassen
Von dem Morgenwind durchheulten Gassen.
Röthliche Laternen brennen trüber.

Fort die Kaufmannsstraße lang-langweilig!
Rings im Ehebett schnarcht der Philister.
Plötzlich Schnee und Hagel, tückisches Geknister.
Und den Tod im Herzen, weiter eil ich.

Schaudernd hin am kalten schwarzen Flusse!
Springe! Welt und Gott hat Dich verlassen.
Warum blöde nur das Dasein hassen?
Wirf es ab mit einem raschen Gusse!

Wer im Strom des Genusses zu baden gewillt,
Darf nimmer zaudern und zagen,
Wo die Naphtaquelle der Wollust quillt,
Hineinzutauchen wagen.

Ausbranden muß sich die Leidenschaft,
Bis der letzte Schaum zerronnen.
Vergeudet ist nur die geopferte Kraft,
Wenn nicht durchgekostet die Wonnen.

Den Wermuth schüttelst vom Mund Du Dir,
Den Kelch zur Hefe genossen!
Doch grämelt die halb gesättigte Gier
Ueber Freuden, die halb zerflossen.

Und willst Du Dich spröde entziehen der Lust,
Wird heimliche Brunst Dich verzehren.
Einlullt die Wollust die müde Brust,
Wird Dir Behagen bescheeren.

Und wenn Dir das Laster Gewohnheit wird,
So wolle es nicht mehr bezwingen!
Folg der Gewohnheit nur unbeirrt,
Die Tugend kann nie mehr gelingen!

Wie ein dunkler Lavastrom auf rosige Fluren
Sich rollend herabwälzt,
So rollt auf Deinem ambrosischen Nacken
Die Medusenlocke, die schwarzgeringelte.
Unter den weißen Wolken Deiner glatten Schläfen
Glüht Deiner Wangen Morgenroth.
Und Dein Mund — o Dein Mund!
Als der Giganten Einer beim Himmelssturm
Am Schleier Junos zerrte und riß,
Da traf ihn der Blitz des Zeus.
Er sank — da preßte er wild
Ein einzig Mal auf die Lippen der Himmelsfürstin
Den blutbesudelten Mund
Und sank und starb im Kuß.
So, Mächtige, wie flammengenährte, blutende Titanenlippe,
Wölbt sich Dein schwellender Mund —
Doch unermeßlicher Stolz zugleich
Lodert darin, wie er gethront
Auf Juno's höhnischer Lippe.
Ich aber bin Dein Zeus
Und blitze Dich nieder
Und durchblitze Dich
Mit meiner Götterliebe Allmacht.
Tagelang, nächtelang, ohne Unterlaß

Küßte ich Deinen Mund,
Bis die wirbelnden Sinne
In corybantischem Reigen
Taumelten um den marmornen Altar
Deines ambrosischen Leibes.
Eine tiefblaue See, dehnt sich im Purpurlicht
Mein sattes Herz.
Drunten wogt's und häuft Gestein auf Gestein;
Perlen schimmern im Grund,
Bange Hast bewegt die athmende Tiefe.
Da erhebt sich aus den Wellen
Eine weiße Stadt,
Hundertzackig ragen die Thürme,
Auf den goldenen Dächern goldene Banner,
Durch die blanken Gassen
Klingt der Tritonen Muschelhorn.
Es öffnen sich
Die smaragdnen Thore der Burg
Und auf dem rosenumwundenen Korallensitz
Zieht die Schaumgeborene über die Flut.
Evoë! Entzünde die Lust ihre Fackeln,
Daß sie uns brennen bis ins innerste Hirn,
Schäume Genuß in sprudelndem Becher,
Daß die Blasen wollustschillernd zerstäuben.
Evoë! Evoë!

Heinrich Edelmann.

Pfingsten eines Gottsuchers.

Rastlos wandernd ohne Grauen,
Würde es auch spät und später,
Wirst Du blauen klaren Aether
Durch des Urwalds Dickicht schauen.

Ist gleich des Glücks Symbole
  Das Alpenglühn versunken,
  Strahlt noch ein letzter Funken
Auf höchster Alp, des Ruhmes Aureole.

Das ist am Lebenshorizont
  Der Abendstern, der später gern
  Umwandelt sich zum Morgenstern,
  Der durch des Todes Schatten bricht,
  Bis sich an neuem Lebenslicht
Die auferstandne Seele sonnt.

Dem Edlen ist das Leben hold:
Der Ruhe Balsam und der Weisheit Gold
  Vertraulich spendet jede Nacht.
Die Glorie der Kunst, das Meteor der Träume
Durchzuckt der Seele Sternenräume
  In ungeahnter Wunderpracht.
Die auserkornen Geister aber hören
Egerias Geheiß in unhörbaren Chören,
Sich unsichtbare Geister zu beschwören.

Im Walde über Stock und Stein
Irrt König Artus, hinterdrein
  Irret die Tafelrunde.
„Merlin, Merlin!“ so hallt ihr Schrei'n
  Aus weheklagendem Munde.

Merlin, der mystische Seher, hört
Kein einzig Wort, er starrt bethört
  Nur in die Augen seiner Trauten,
Die ihm den Weisheitsstolz bethört,
  An dem Jahrhunderte bauten.

An der Weißdornhecke sitzt er nun,
Sein Bart ist Moos, seine Füße ruhn,
Von Sommerfäden umschlungen.
Er ist verzaubert und merkt es nicht,
Starrt in der Nixe Angesicht,
Von ihrem Reiz bezwungen.

Die Seele verkauft sich der Liebeslust
Und dem üppigen Außenleben,
Doch der Liebesschmerz in des Denkers Brust
Wird neue Flügel ihr geben,
Abschüttelnd den eiteln Maienbluſt,
Bis der Sehnsucht Schwingen sich heben.

Die getrennten Glieder sind dann vereint,
Der Völker Tafelrunde.
Und Artus' Schwert mit dem letzten Feind
Sank zu der Vergangenheit Schlunde.

Zum Feeenschloß Avillion,
Zu den Inseln der Seligen, pilgern schon
Alle Templeisen im Bunde.
Und dort, von Sinnlichkeit erlöst,
Merlin das Saisbild entblößt,
Des Grals geheimnißvolle Kunde.

Gerhart Heidenauer.

Messiasleiden eines Promethiden.

Zu Schmerz und Sünde wird der Mensch geboren,
Sein innerst Wesen nur ist Schmerz und Sünde.
Laokoon, durch alle Deine Poren
Gift spritzen dieser Schlangen Eiterschlünde.
Der Dichter aber wurde auserkoren,
Daß der Dämonen Walten er verkünde.

Er trägt der ganzen Menschheit Sündenschmerz.
Ein Heiland, der gekreuzigt, ist sein Herz.

Nur einen wahrhaft Glücklichen ersinne,
Dem weder äußre Noth noch innre Qual
Das Sein vergällen, dem nicht Ruhm noch Minne
Den Sinn verrücken, der ins Erdenthal
Herniederlächelt von der Weisheit Zinne,
Den auch der Andern Sündenschmerz zumal
Zu Mitleid nicht erregt und edlem Zorn:
In ihm selbst quölle noch des Leidens Born.

Zwischen zwei Polen schwebt das Menschenloos:
Ein wirklich Weh und eingebildet Leiden.
Nicht nur der Schiffer im Orkangetos
Bebt auf der See, die Riffe zu vermeiden.
Falsch ist's, daß in des Hafens sicherm Schoos
Die Sicheren sich an fremder Mühsal weiden,
Sie beben auch in ahnungsvollem Graus,
Die Phantasie malt größere Schrecken aus.

Die Eifersucht ist aller Schmerzen Quelle,
Ob um ein Weib sie Dir das Sein vergälle,
Ob Dich im Ruhmkrieg kränke ein Rival.
Ruhm, Macht, Genuß, Gold, Liebe, Alles schal.
Verwirf sie alle, Tod heißt jede Wahl.
Mann, Weib und Thier verfallen allzumal
Dem Weltprinzip und dies Gesetz heißt Qual.
Wen sie verschont, der schafft sie sich zur Stelle,
Denn ohne Qual sinkt in das Nichts das Sein.
Das All und Nichts sind schmerzenlos allein.
Doch Wiege ähneln sich und Totenschrein,
Zum Leben selber führt des Leidens Schwelle.

Und weil ein höheres Sein der Genius,
Noch höhere Qualen er erdulden muß.
Wenn der Gedanke, fern von Tageshelle,
Selbstmord verübt in seiner dunklen Zelle.

Wohl lehrte die Erfahrung schon von je,
Daß was Euch Schuld bedünkt, nur eitel Weh.
Doch ist's noch mehr: Ein unbewußtes Ahnen
Führt Sündenlose auf der Sünde Bahnen.
Und Weise, über Nichtiges erhaben,
Versuchen sich an Nichtigem zu laben
Und Epimetheus müht sich um Pandoras Gaben.

Denn schwach und zärtlich ist der Künstlergeist,
Leicht das Gewebe seines Innern reißt.
Drum möge er, zum Kampfe sich zu stählen,
Das Irdische dem Himmlischen vermählen.
Die Sehnsuchtthränen nach dem Ideale
Verschlucke Du und opfre mit dem Baale!
Taugt stets Dir Alpenluft? Sei Mensch im Erdenthale!

Du denkst des Sterns, der einst die Wüste Dir erhellt.
Doch Der verhüllte sich in Wolkennacht.
Und einsam nun Dein Herz im Dunkel wacht.
Der Reue Schakalschrei Dich ruhelos umgellt.

In einer Wüste stehst Du ohne Quell und Thau.
Es grinsen rings auf früherer Lebensbahn
Gerippe manch verschollner Karawan'.
Dein wunder, müder Fuß tritt Kiesel hart und rauh.

Weh dem, der opfern will die flüchtige Gegenwart
Der Zukunft, schwanger stets mit neuem Plan!
Doch unheilbaren Siechthums Unterthan
Ist, wer mit trübem Blick stets nach Vergangnem starrt!

Anna Buchsbaum.

Schnitzel aus dem Schuldbuche der Zeit.

Still, Krähen! Denn der Löwe brüllt. Die Tatzen
Zeigt er Euch, Minnesänger-Miesekatzen.
Von meiner Feder hofft nicht Degenstöße,
Nur Tatzenhiebe ziemen Eurer Blöße.

's ist Mai. Ein wunderschöner Monat, gelt?
Ja, alle Gaben, die herniedergießt
Aus vollem Horn der Frühling auf die Welt,
Mein frommer Sinn andächtig mitgenießt.
Mit Eimern regnet es vom Himmelszelt
Und alles Unkraut wunderherrlich sprießt.
Ach! Ueber's Wachsthum bin ich schon hinaus,
Obwohl ich hutlos wandle aus dem Haus.

Damit der Frühlingsregen salbe mir
Das Köpfchen und mir neues Wachsthum sende.
Denn aufwärts, wie man wähnet, streben wir,
Wenn uns das Haar durchnäßt die Himmelsspende.
O Streberthum! Was war die Frucht der Gier?
Der radikalste Schnupfen nur am Ende!
Doch freilich (o Mirakel!) wächst mein Bart!
Ja, weil seit Tagen er rasirt nicht ward.

So zeigt sich falsch doch jeder Ammenglaube:
Zu jedem Ding natürlich ist der Grund!
(Gelt, weise?!) Wie im malerischen Staube
Das Meer der Gärten fluthet grün und bunt!
Und wie die Wolke fliegt gleich einer Taube
Entlang die Himmelkuppel blau und rund!
Auch Fröschehallelujah hin und wieder
Und wie berauschend duftet frischer Flieder!

Mit neuem Flieder stets geheimnißvoll
(Ich ahne irgend einen Magnetismus)
Ein neu Gefühl der Brust erblühen soll.
Wodurch? 's ist jedenfalls ein Ding auf ismus.
Schon fühlt' ich 'was, mein Bein vor Rührung schwoll,
Da merkte ich, es war Herr Rheumatismus.
Und das Gefühl saß nicht im Herzen, nein,
Der Frühling regte sich in meinem Bein.

Dies Klima überhaupt! Frau Sonne heut
Glotzt frech vom Himmel, daß wir derbe flehen,
Sie möge haben die Gewogenheit,
Uns etwas weniger im Licht zu stehen
Und einmal glänzen durch Abwesenheit!
Was dann? Nun will sie gar für immer gehen!
So übelnehmerisch? Heißt das ertragen
Die deutsche Grobheit? (Gradheit, wollt ich sagen.)

Nur Euch, Ihr oft besungnen Maiennächte,
Euch will ich nicht bekritteln. Ihr, Ihr seid
Voll mystischer naturgewalt'ger Mächte.
Ja, greint der Kater sein unnennbar Leid,
Das ist das Urmotiv, das wahre, echte.
Schauer-Romantik! Himmel, wie er schreit!
Das ist die Sehnsucht nach der blauen Blume,
Nach „Unbewußtem“ und nach Dichterruhme!

Jüngst schrie's vor meinem Lager. Gräßlich war
Das Mordgezeter. Haar, sträub' dich empor!
Erwürgt man nächtlich eine Kinderschaar
Ruchlos und grauenhaft vor meinem Thor?
Ein Kindermord von Bethlehem wohl gar?
Ha, schaudernd ich entschlossen Rache schwor:
Ich griff den Knecht des Stiefels — heiliger Vater
Fortschlich als Missethäter scheu ein Kater!

Ich schleuderte das Holz ihm schwungvoll nach,
Dann setzt' ich mich, in tiefer Rührung weinend.
Der Tag herein mit trüben Schauern brach,
Der Nachtwind heulte. Kurz, sich graus vereinend,
All die Symptome da — mir wurde schwach —
Für eine Poe'sche Vision anscheinend.
Nur daß ich einen Katerdämon habe.
Ist das nicht schauerlicher, als ein „Rabe"?

(Besonders wenn es uns im Schädel brummte!)
Krächz' Du nur „Nevermore", berühmter Rabe!
Doch wenn ein greiser Kater also summte,
Wär's eine noch sublimre Herzenslabe!
Den früg' ich Fragen, denen er verstummte,
Graus, metaphysisch: „Werden aus dem Grabe
Auch Kater auferstehn?" Mir wurde schaurig,
An meinen todten Kater dacht' ich traurig.

Der Selige — Friede seinem Angedenken! —
Die weiland Gottesgeißel aller Braten
Und Mäuse — warum durfte ich nicht senken
Ihn in die Gruft der Ehre als Soldaten?
Und ihm als letzte Ehrenfahne schwenken
Ueber dem frühen Grabmal seiner Thaten
Ein Häschen ('s war sein Leibschmaus) an den Ohren?
Doch so zu sterben — wär' er nie geboren!

Wie starb er denn? Ein Social-Autokrat,
Fühllos, blutdürstig, und ein grimmer Hasser
Des Eigenthums, ein Held vom Zukunftsstaat,
Ein Anarchist vom reinsten (faulsten) Wasser,
(Er war mein Nachbar) dachte früh und spat:
„Soll dieser gottverdammte Bourgeoisprasser
Vor meinen Augen mästen seinen Kater
Und ich soff heute bloß zehn Cognacs? Brat' er!"

Gewöhnlich nämlich zwölf er 'runtergoß.
Doch die Fabrikherrn, niedrige Tyrannen,
Bekanntlich zahlen Die für Arbeit bloß.
Und schickt sich Arbeit wohl für freie Mannen?
Der feile Mammon fällt nicht in den Schooß,
Selbst Kater müssen ihre Thatkraft spannen,
Für Mäusefang nur füttert man die Armen.
Doch kannten Demokraten je Erbarmen?

Er neidete mein Vieh, so lag der Fall.
Und dieses zu raubmördern er beschloß.
Er that's! Und mit dem Ausruf „Hilf, Lasalle!"
Führte er meuchlings eines Nachts den Stoß.
Das Opfer sank wie dort der Sonnenball
In edler Glorie, sein Herzblut floß.
So werden wir einst Martyrtod erleiden,
Wir „Gründer", und der Kater Loos beneiden.

Denn, wie St. Marxi heilige Schrift es lehrt
Ward so mein Eigenthum mir fromm entwandt!
Das ist ein Pfaffe, wer sich drob beschwert!
Ich — in den höhern Zweck mich seufzend fand.
Denn hatt' ich nicht mein „Kapital vermehrt?"
Ein Raub am Volk! Einst wird das ganze Land
„Getheilt" in gleichem Stil. Und nicht allein
Den Kater „theilt" man mir, auch Haus, Hof, Schrein.

Der Grund der Eigenthumsverletzung war
Der fette Wanst des Seligen. Wie ein Hase
Mocht' er wohl schmecken, speckig ganz und gar.
Das stach dem Theilungssüchtigen in die Nase.
Er „theilte" ihn für sich mit Haut und Haar.
Doch rieth dem Biedern eine kluge Base,
Noch zu verschweigen, wie geschickt er theile!
Er murmelte zwar heldenhaft: „Na, Keile!"

Doch rasch bedeuteten ihm fromme Seelen:
So schlecht sei diese Zeit, daß die Bethätigung]
Des Freiheitsdrangs — z. B. Raub und Stehlen —
Noch ganz entbehre staatlicher Bestätigung.
Man werde es der Polizei erzählen.
So machte er's denn heimlich ab aus Nöthigung.
Auch keine Zeugen gegen ihn auftreib' ich,
Drum seinen Namen klüglich auch nicht schreib' ich.

Ich aber weiß es, daß der Ritter selig
Des Katzenordens sich begrub zu früh
In des Plebejers Magen. Ist's nicht schmählich?
O sei er unverdaulich! Drück' er wie
Ein Mühlstein den Verschlinger, unausstehlich!
Daß selbst solch ein Husaren-Schnurrbart nie
Den Pöbel schreckt! Denn wahrlich, ganz soldatisch
War der Verstorbne und aristokratisch!

Was mir der Todte war, — ihr Nachtigallen,
Die oftmals er mit süßem Mau gestört,
Ihr wißt es ja! Nehmt Alles nur in Allem,
Er war — ein Kater! Aber horch, was hört
Mein Ohr vom Ufer melancholisch schallen?
Quack, Quack! Mein tiefstes Innre sich empört,
Wie hier das Lehrgedicht der Meistersänger
Ersäuft das Minnelied der Mäusefänger!

O Ihr geblähten Frösche, Ihr Pedanten!
  O wie erinnert Ihr mich doch — an wen?
Weiß nicht! An was? Je nun, an Folianten!
  „Hoho! Hört, hört!“ So quackt es jetzt. Es drehn
Auch Spatzen sich auf meinen Fensterkanten.
  Ich sehe hier ein Sinnbild vor mir stehn:
Denn Kater, Frösche, Spatzen, Störche, kennt
Man als des Deutschen Reiches Plapperment.

O Eitelkeit, Vanitas Vanitatum!
  Ich kenne einen Gecken, welcher sich
Im Sommer Winterüberzieher that um,
  Weil er darin mehr einem Manne glich!
Der Schweiß ihm stromweis floß aus jeder Naht drum,
  Doch duldete er still und wackerlich.
Er wurde lieber schwach und elend innen,
Um außen stärkern Eindruck zu gewinnen.

Ich kenne Gecken, welche blutarm sind
  Und sich deß schämen. Was wird flugs erdichtet?
Sie schreien's in die Ohren jedem Kind,
  Sie seien so erbärmlich zugerichtet,
Weil sie gelebt so lustig wie der Wind.
  (D. h. höchst liederlich, wird nun berichtet
Im Flüsterton.) Das heißt: Ein Wüstling mag
Er lieber sein, als krank!! O welche Schmach!

Andre Bleichsüchtige und Nervenschwache
  Erklären sich für Dandyhaft blasirt!
Der Dritte widmet sich dem Weltschmerz-Fache,
  Als ob, weil er sich „angekränkelt“ spürt,

Auch „des Gedankens-Blässe“ seine Sache!
  Doch daß er Hartmann stets im Munde führt
Und nie ein Wörtchen von ihm las, ist schlimm!
Castraten prahlen mit Kombabus-Whim.

Andre versichern, die besonders bläßlich:
  Wir leiden, hört, an unglücklicher Liebe!
Man glaubt's, da sie so überraschend häßlich,
  Weiht ihnen des Erbarmens edle Triebe.
Was fragt die Logik nun ganz unerläßlich?
  Als ob nicht drauf nur eine Antwort bliebe:
Der feige Mensch hat Furcht vorm wahren Sein,
Lügt lieber sich hinein in falschen Schein.

So wandelt der Culturmensch durch die Welt
  Auf hohen Hacken, gründlich auswattirt,
Wenn auf das härtste Pflaster brennend fällt
  Die Mittagsgluth. So tanzt er eng geschnürt
Der Schwindsucht zu. Der scheint mir fast ein Held,
  Wer einmal sich natürlich ausstaffirt.
O Bauern, neidisch sehe ich Euch zu,
Hemdärmelig mit dünnem lockerm Schuh.

Ich kenne Jungfraun, die im Alltagsleben
  Grad bis ans Herz uns gehen oder's Kinn,
Doch in Gesellschaft über uns erheben
  Um Kopfeslänge sich. Was ist der Sinn?
Zu tief die Graziengewänder schweben
  Zwar über ihre zarten Füßchen hin,
Doch wett' ich, daß sechs Zoll die Hacken groß —
So wächst man freilich über Nacht glorios!

Von allen Gattungen der Reue
  Ist eine mir zumeist verhaßt,
Sie grade quält mich stets aufs neue
  Und läßt mir keine Ruh und Rast.
Die Reue ist's um Fades, Nichtiges,
  Um die Vergeudung schöner Zeit,
Der Gram, anstatt um Ernstes, Wichtiges,
  Um lächerlichste Kleinigkeit.
Daß meine weiße Weste heute
  Zerknittert ward von ungefähr,
Das macht mich der Verzweiflung Beute —
  Und wenn es gar ein Schmutzfleck wär'!
Gestern zerbiß ich die Cigarre
  Und sog unachtsam Nicotin.
Vorgestern wurde eine Schmarre
  Mir als Verschönerung verliehn.
Vor Wochen stieß ich mir die Nase
  Am Sims zufällig blau und roth.
Damals verschluckte ich im Glase
  Gar eine Fliege — welche Noth!
Zu schwer soupirt' ich neulich Abend
  Und hab' den Schlummer drum versäumt.
Und wenn auch Träume manchmal labend,
  Neulich hab' ich zu stark geträumt.
Vor Monden habe ich verloren
  Ein Zwanzigmarkstück — das ist stark!
Und gestern — wär' ich nie geboren! —
  Gab ich als Trinkgeld eine Mark.
Dann hab' ich neulich aus Versehen
  Mir auch ein Barthaar ausgezupft:
Welch nie zu sühnendes Vergehen!
  Ein Stück der Mannheit ausgerupft!
Und neulich aß ich saure Gurken,
  Dann Stachelbeeren und dann Bier!
Ich schimpfe selbst mich einen Schurken —

Das heißt ja schlingen wie ein Thier!
Neulich trug ich zu hohe Hacken,
Doch dann, als mich Clotilde sah,
Reicht' ich ihr kaum bis an den Nacken,
Denn hackenlose hatt' ich da!
Das Halstuch knüpft' ich zwölf Minuten
Mir heut, ein Danaidenloch!
Denn der Effekt, wie zu vermuthen,
Blieb immer ja derselbe noch!
Frisirte eine Stunde tüchtig
Und war so weit, als wie vorher,
Als hätt' ich nur gebürstet flüchtig.
Heut drückt mich der Cylinder schwer.
Und morgen, wo ich ihn gebrauchte,
Setz' ich statt dessen auf den Filz.
War's kalt, in Eisfluth ich mich tauchte —
Heiß, kroch ich unter wie ein Pilz.
War's kalt, ging ich in Sommerjacke —
Heiß, trug ich Winterüberzieh'r!
Rasirt' ich, blutete die Backe —
Es ist um tollzuwerden schier!
O dieses teuflische Erinnern
Zernörgelt mir die Lebenslust!
Wann, Leichtsinn, nahst Du meinem Innern?
Wann wird mir endlich „unbewußt?"

Ich las eine erste Correctur,
Da fand ich einen Fehler nur.
Doch als ich die zweite und dritte las,
Da sah ich, daß ich noch drei vergaß.
Und als ich den Reindruck vor mir sah,
In Ohnmacht fiel ich nun beinah:
Sechs grobe Fehler standen da!

Das ist der Mensch! So lang es nützt,
Ihn weder Fleiß noch Vorsicht schützt.
Schönglatt ist Alles beim ersten Blick,
Doch zeigt ihm der nächste Augenblick
Die Flecken, wenn es halb zu spät,
Die größten aber er übergeht!
Erst wenn sie unwiderruflich geschehn,
Wir alle Sünden und Mängel sehn.
Und auf den Aerger folgt die Reu',
Fruchtlos stets, doch immer neu.

Der Mensch ist ein geborner Thor
Und stets die Weisheit er verschwor.
Wenn Jemand sich gar weise glaubt,
Weil weder Ruhm- noch Geldgier raubt
Ihm seinen Appetit und Schlaf
Und seinen ehernen Busen traf
Nicht falscher Minne giftiger Pfeil
Und wenn er sonst gesund und heil
Und ihm kein Kummer ward zu Theil —
So ärgert er sich mit Fug und Recht,
Daß einmal aufgepaßt er schlecht
Und lückenhaft seine Correctur!
Denn Gram und Aerger ist uns Natur.
Los wird ihn der Blasirte nur.
Dem fehlt zwar Aerger, doch auch Vergnügen —
Ist das der Weisheit Selbstgenügen?

Inconsequenz ist menschlich. Hört den Einen:
Das Leben ist, damit wir es beweinen.
So tief in Sünde ist der Mensch verstrickt,
Daß Heil und Hoffnung nirgends er erblickt.

„Wohlan! So möchtest Du recht baldigst sterben?"
Er ruft entsetzt: „Um Gotteswillen, nein!
Ich möchte gerne siebzig Jahr erwerben
Und sollten sie auch eitel Sorge sein."
„Welch Widerspruch!" so ruft man ungeduldig.
Dann murmelt er Etwas von der Mission,
Die wir auf Erden ja erfüllen schon,
Von zehn Geboten, kurz, bleibt Antwort schuldig.
Ein Andrer meint, daß allerliebst die Erde,
Daß reizvoll selbst Gefährde und Beschwerde
Und daß die liebe Sünde uns gegeben,
Damit das Dasein recht entzückend werde.
„So möchtest Du denn also ewig leben?"
„Um Gotteswillen, nein! Welch ein Gedanke!
Eh ich am Stab des Greisenalters wanke,
Eh weiß ich nicht, was ich mir selber thue!
Je kürzer, desto besser! Ruhe, Ruhe!"
Nun, alles Dies ist nur ein Widerspruch.
Entweder ist das Leben nur ein Fluch,
Die Welt ein Jammerthal, und drum beweint
Den Säugling, wünscht „lang Leben" eurem Feind.
Oder Ihr meint, dies sei die beste Welt
Und für Genüsse ein ergiebiges Feld,
Und haßt als einziges Uebel drum den Tod
Und laßt Euch schmecken Euer täglich Brod,
Und dann mit allen Kräften dahin strebt,
Daß möglichst lange Ihr genießt und lebt.
Entweder Ihr seid Thoren — so seid's ganz!
Euch dünke jeder Flitter echter Glanz!
Scharrt Gold zusammen, grübelt voll Erbauung
Ob der Methode richtiger Verdauung,
Hascht nur nach äußrem Schein und hohlen Ehren,
Laßt Pflichten Euch das Leben nicht beschweren,
Gedanke und Gefühl sei Euer Spott,
Eßt Hummersauce und verehret Gott!

Oder Ihr kamt zur bitteren Erkenntniß,
Daß alle Ideale hohl und schaal
Und daß der Tod des Lebens beste Wahl —
Dann scheut auch nicht das offene Bekenntniß!
Ja „Weltschmerz", heiliges und großes Wort,
Gemißbraucht nur von der Titanen Affen!
Wenn Dich entweiht der Mund blasirter Laffen,
So wendet schweigend sich der Dulder fort.
Von ihrem Ichschmerz winseln nur die Thoren.
Denn der hat nie den wahren Schmerz empfunden,
Wer je darüber hat ein Wort verloren:
Der Stolz des Coriolan verhüllt die Wunden.
Der wahre Weltschmerz schweigt. Was soll er sagen?
Nur wiederholen wiederholte Klagen?
Nur fühlen soll er mit bewußter Klarheit
Die eine große fürchterliche Wahrheit:
Daß Glück ein Traum und Unglück einzig wahr
Und daß Zufriedenheit nur Täuschung ist,
Das schmerzenlos allein der Egoist
Und glücklich kaum der thierische Barbar.
Und spricht ein Mensch zu mir mit dreistem Munde:
„Sieh, ich bin glücklich," dank' ich für die Kunde,
Doch drehe ihm den Rücken, weil ich sehe,
Er ist ein Narr, wo nicht ein Schuft, und immer
Prosaisch-nüchtern von der Stirn zur Zehe.
Gedankenmangel oder, was noch schlimmer,
Empfindungsmangel spricht er aus. Das Wehe
Scheint mir vielleicht im Ausdruck falsch und schief,
Doch immer liegt darin ein Adelsbrief.
Nur Der erhebt sich über das Gemeine,
Wer nicht mehr lächelt mit dem falschen Scheine.
Und das ist auch der Grund, warum kein Dichter
Aufsteht als dieser Zeiten strenger Richter:
Es fehlt die wahre wirkliche Empfindung,
Der faden Weltgelüste Uebertwindung.

Und da nun wieder Jeder weiß, daß Claque
Und Clique heut nur machen in Reclame
Und daß nur aus der stinkendsten Kloake
„Erfolg“ sich heut erhebt, die holde Dame,
Wie Venus aus dem Meer, — so sagt man richtig:
Gott, diese Dinge sind im Grunde nichtig!

Still, todtenstill vor mir der Pfad,
Doch hinter mir das Lärmen
Vom Feste einer großen Stadt,
Wo Lust und Leichtsinn schwärmen.

Ich schritt fürbaß und wußt' es kaum,
Hatt' Bitteres erfahren:
Nicht sanft thut's, einen Jugendtraum
Als falsch und faul gewahren.

Da war's, da war's zum ersten Mal,
Als sollt' ich zusammenknicken,
Als wolle geheimer Ahnung Qual
Mein dumpfes Hirn ersticken.

Ein Knabe war ich Abends noch,
Doch als ich mein Lager suchte,
Ein Mann, den zu des Kampfes Joch
Zu früh das Schicksal verfluchte.

Ach, von den Wunden jener Nacht
Kann ich nimmer gesunden,
Wo ich im tiefsten Herzensschacht
Das Lebenselend gefunden.

Eine Sonnenwende war jener Mond:
Mein Geist wird nimmer vergessen
Den Ort, wo jung und ungewohnt
Ich die Hölle des Weh's durchmessen.

Mein fürderes Leben, was ist es wohl?
Unter dem Fels des Lebens
Ein Athemholen schwer und hohl,
So ewig als vergebens!

Oft schleudr' ich ihn ab, bald rollt er zurück.
O Sisyphus, wie dich erretten?
Den Felsen selber schleudre in Stück',
Zersprenge des Lebens Ketten!

Und ist zu hart der Fels, entzwei
Muß er ja gehen am Ende:
An die Mauer der Dummheit und Tyrannei
Rollen ihn meine Hände!

Der Moskowiter stürzt, wenn halbbeeist
Die Newa, in den Winterstrom, nachdem
In heißem Dampf er badete bequem.
Doch heilsam ist es nicht für jeden Geist,
Aus heißem und wildgährendem Gefühl
Zu stürzen in der Praxis Eis und in der Thatkraft Fluthgewühl.

Fort mit weichlichem Bedauern,
Wie Du Dies und Das vergessen,
Warum Dies geschehn statt Dessen!
Was Dir konnte nie gelingen,
Wird vielleicht die Zukunft bringen:
Hoffen sollst Du und nicht trauern!

Ich sprach zur Thorheit: „Fliehe mich!“
Sie dankte schön und nimmer wich.
Die Weisheit bat ich: „Komm' doch her!“
Doch sie zu fangen war zu schwer.
„Und da ich Dich nicht fangen kann,
So komme, Thorheit, denn! Wohlan!“
Und sieh, die Treue kam sofort,
Ließ sich nicht bitten erst, aufs Wort.
Denn Thorheit steckt in Herz und Sinnen,
Wie könnte man ihr da entrinnen?
Die Weisheit steckt nur im Gehirne,
Und wer kann ewig die Gestirne
Beäugeln? Denken macht Beschwerde.
Der Körper will zurück zur Erde.
Und steht man erst auf ird'schem Boden,
Da ist's unmöglich auszuroden
Das Unkraut Laster und Verbrechen,
Selbst mit dem allerschärfsten Rechen.
Und ob ich auch an jedem Tag
Dich um Verzeihung bitten mag,
O Weisheit, daß ich Deinen Lehren
Noch immer muß Gehör verwehren —
Verzweifelnd hab' ich aufgegeben
Den Vorsatz, daß ich je im Leben
Würd' vierundzwanzig Stunden finden,
Ganz rein von Thorheit oder Sünden.
Denn Eins von Beiden mußt Du wählen,
Um langsam Dich zu Tod zu quälen.

Der Grund des Elends aber ist:
Gewohnheit, wie Ihr Alle wißt,
Ist unsre Amme. Ob wir heftig
Anklagen uns und rasch geschäftig
Vorhalten unserm Geist die Gründe,
Warum ja reizlos jede Sünde —

Hilft nichts! Wer je sich gab Consenz
Zur Sünde, fühlt die Consequenz:
Gewohnheit wird sie. Es verschwören
Sich Leib und Seele und empören
Sich gegen jedes Reformiren —
Wie Du begonnen, mußt Du's weiter führen.

Köstlich ist die Tugendentrüstung
Und pharisäische Selbstbrüstung,
Mit der wir auf Andrer Sünden schauen
Voll tiefem Ekel und staunendem Grauen,
Weil wir ihr Laster nicht können verstehen
Und nicht den geringsten Reiz drin sehen,
Vielmehr nur den Ekel davor begreifen.
Wie kann doch A. so weit ausschweifen,
Mit Demimonde sich abzugeben,
Während doch manche Ladies eben
So gerne sich verführen lassen!
„Wie?" spricht B. „Ich sollt' mich befassen
Mit solchem Gräul? Ich halte Hetären,
(Nun, als ob Andre Heilige wären!)
Doch Ehefrauen verführen, entsetzlich!
Auch find' ich's gar nicht sehr ergötzlich."
Denn Jeder zurück vor der Sünde schreckt,
Welche ihm nämlich selbst nicht schmeckt.
Es giebt in Sünde nicht Maß und Grad,
Es giebt nur einen bestimmten Pfad.
Und wer „natürlich" gesündigt hat,
Wird vom Genusse genau so satt,
Wie von der „unnatürlichsten" Sünde.
Alle die pharisäischen Gründe,
Warum eins besser, das andre schlimmer,
Gelten vor'm Auge der Wahrheit nimmer.

Ans Meer der Freiheit drangen wir verschmachtend,
Mit glühnden Adern stürzten wir hinein,
Der Vorsicht ernste Mahnung nicht beachtend.
Wir tranken bittres Salz, als wär' es Wein,
Erkrankten und ertranken. Tyrannei
Jedoch gefoltert wird vom Einerlei
Des ewigen Durstes, des unstillbaren,
Des nur vermehrten, wenn erfüllbaren,
Nach Opferblut. Am Quell der reinsten Fluth
Verschmachtet sie, lechzt und erstickt an Blut.

Eis oder Wasser heißt der Unterschied,
Den zwischen Bösem man und Gutem sieht.

Ich singe die Sonne am Himmelszelt
Und den Wurm, den sie bescheint,
Und was nur blinkt, stinkt, greint und weint —
Die ganze Welt.

Die Lerche steigt übers Korn hinan
Als Ode. Die Schnittermagd,
Sehnsucht-geplagt, an der Sense nagt —
Das ist ein Roman.

Der Greis, der über Jugendthorheit klagt,
Heimlich der eignen schwachen Weisheit flucht . . .
Zeigt mir die Venus, die der Welt entsagt,
Und den Apoll, der nur die Sonne sucht!

„Ruhm ist Luft“. Doch wer kann leben
Ohne Luft?
Dumpf erstickt das reinste Streben
In lebendiger Gruft.

Bedenk' ichs recht, so scheint mir in Tibet
Die beste Herrschaft. Dalai-Lamawesen,
Was ist's am End', wenn Ihr's bei Licht beseht?
Die Herrschaft des Genies. Dort wird erlesen
Ein Kind, vom Hauch des Ewigen umweht,
Und was es spricht, macht man zu Glaubens-Thesen.
Nicht Schönheit, Reichthum, Macht und Rang erliest man:
Den Weisesten zum Erdengott erkiest man.

Ja, der Kulturmensch kreuzigt das Genie,
Wofern er's nicht zum Aschenbrödel macht.
Am Himalaya beugt man ihm das Knie,
Nimmt seine Worte als Gesetz in Acht.
Denn Gottesoffenbarung fühlen sie
In seiner Art: Der Allgeist sichtbar wacht
Auf seiner Stirn, der in der Schöpfung waltet,
Doch sichtbar schon als Genius hier schaltet.

Warum nicht Größenwahnsinn? Jeder Wicht
An gleicher Krankheit leidet und er ist
Grad so auf seiner Kleinheit Werth erpicht.
Nur daß man ihm zu zürnen stets vergißt,
Weil er nur lächerlich. Die Rotte flicht
Die Dornenkrone immer ihrem Christ,
Spricht er: „Ich bin Messias“, weil ihr Neid
Zu Haß wird aus verletzter Eitelkeit.

Ich soll mich angestammten Narren bücken
Und nicht dem Dalai-Lama? Nimmermehr!
Ich will den Fuß ihm küssen mit Entzücken.
(Ja, wenn es noch des Papsts Pantoffel wär',
Das würde manchen Pilger hoch beglücken!
Kein Unterschied! Unfehlbar ist auch der!)
Nach Tibet will ich wandern: Jesuiten
Und stehende Heere sind dort nicht gelitten.

Nur Eins mißfällt mir an den dortigen Sitten,
Ein Ding, man nennt's gelehrt: Polyandrie.
Dort weilt in eines Männerharems Mitten
Die zücht'ge Hausfrau. Denn heirathet sie,
So nahn dem Altar auch mit raschen Schritten
Des Bräutigams Brüder alle. Einer nie
Die Hochzeit mit ihr feiern darf, o nein,
Sein ganz Geschlecht nennt seine Dame sein.

Nun bin ich festiglich zwar überzeugt,
Daß jede Dame, die davon vernimmt,
Erklärt, daß dies von Sittenrohheit zeugt
Und „Pfui!" „Abscheulich!" „Shoking!" ruft ergrimmt.
Doch Manche heimlich seufzend auch vielleicht
Für solchen Männer-Communismus stimmt.
Nur ist die eine Vorschrift unerläßlich,
Daß von den Bräutigams nicht Einer häßlich.

Ein Storch fiel mit gebrochnen Schwingen,
Die Menschen den Verwaisten fingen,
Er folgte ihnen treu und zahm.
Doch als die Zeit des Fluges kam,
Zersehnte er sich voller Gram.
Denn ach! der Ausflug wollt' ihm nicht gelingen.

Da senkten seine eignen Brüder
Erbarmend sich zur Erde nieder
Und trugen in vereintem Chor
Auf ihrem Fittich ihn empor.
Was er an eigner Kraft verlor,
Ersetzte ihm die Kraft der Andern wieder.

Ja Scham Euch, Menschen! Wer gefallen,
Gemieden wird er nur von Allen,
Tritt man ihn nicht mit Füßen gar.
Und doch trägt Liebe nur fürwahr
Zum Himmel. Ihr seid liebe-bar.
Beschämen Störche Euch — wie erst die Nachtigallen!

Wer die Lieblosigkeit der Menschen
In ihrer vollen Blöße schaut,
Kann schaudernd nur sein Haupt verbergen
Und weinen laut,
Und in sein eignes Innre blicken —
Ihm graut!

Mir war es im erotischen Schema
Stets ein verlockend possirliches Thema:
Den Newton, der in die Grube ging,
Ohne zu lösen das Minne-Problema,
Soll — so beschließt der Familienring —
Eine frische Miß geleiten
Zu den Ehe-Seligkeiten.
Reizende Novellette! Einakter!
Studie für Haase und andere Charakter-

Spieler! Newton, der immer stramm
Cosinus x, Parallelogramm,
Diagonalen und Regeldetri
Auftischt mit Mienen der Galantrie,
Und von alle den Cheattaquen
Keine Silbe versteht, den Nacken
  Nimmer beugt zum irdischen Schmutz!
Laßt dies Doppel-Problem uns packen:
  Fühlt der entkörperte Denker im Schutz
Seiner Wissenschaft kein Gelüsten?
  Oder wird sich in ihrem Putz
Das Frauenzimmer noch immer brüsten
Und sich nicht instinctive schämen? —
Doch will ich den Autor-Eifer zähmen,
Die Sache bleibt besser ungeschrieben.
Was die Frauen und Kinder lieben,
Das behandle als feiner Kenner!
Wer schreibt in Deutschland denn für Männer?

Krankheit, einer Schwäche Geständniß,
Ist die „Liebe", offnes Bekenntniß
  Eignen Unwerths. Ergänzung fodern —
Welcher Mangel an Selbst-Respekt!
Periodischer Liebes-Anfall uns neckt.
  Und wenn Andre so deutlich lodern,
Glaubt man selber, es sei was dran.
Glücklich, wer diesem Wahn entrann!
  Laß die „Gefühle" vermodern!
Das Denken macht den Mann.

Der Bauer verhungert im Irenland
Und der Städter verhungert an Themsestrand

Und im freien Urwald steht Baum an Baum
Und Asiens Steppen sind wüst und leer
Und die Erde hat ja für alle Raum
Und für alle Schiffe hat Raum das Meer —
Wer schafft dort Raum den Armen, wer?

Der Gesunde staunt über den Kranken,
Kann ihm nicht folgen mit seinen Gedanken,
Sich nimmer in seine Lage versetzen,
Bis ihn selber die Pocken zersetzen!
Und wenn ein naseweiser Thor
Alle Seelenqualen verschwor
Und über Sünde und Leidenschaft
Die alten Phrasen zusammenrafft
Und Werther, Harold und René
Ihm lächerlich mit ihrem Weh,
So kommt der Schmerz schon ungeladen
Und straft ihn Lügen mit seinen Tiraden.
Was spaßhaft ihm und dunkel war,
Scheint nun sehr ernsthaft, wahr und klar.

„Ich will!“ ist leicht zu sagen,
Doch Thun und Können schwer.
Der Knabe will sich wagen
Sofort ins eisige Meer.
Doch fröstelt er am Strande
Und zögert ohne Muth
Und ist erst spät im Stande,
Zu springen in die Fluth.

Statt gleich hineinzuspringen,
Erkältet er sich erst.
Ja, Wollen und Vollbringen
Zugleich, das ist das Schwerst'!
Die That wär' schon halb fertig.
Doch ob die Zeit auch paßt,
Stehn immer wir gewärtig,
Bis uns der Frost erfaßt.

Wir fühlen in manchem Vergnügungslokal
Der Langeweile verzehrende Qual.
Wir gähnen, wir stöhnen, wir sehnen uns fort
Und bleiben doch ewig am selben Ort.
Leicht wäre ja geöffnet das Thor
Und die Stille der Nacht harrt unsrer davor.
Doch weil man bezahlt das Eintrittsgeld,
Pflichtschuldigst duldet man weiter als Held.

Der Posse des Lebens seid Ihr matt
Und klatscht nicht mehr, seid müd und matt?
Was bleibt Ihr? Seid Ihr denn hergebannt?
Ist denn für immer die Thür verrannt?
Was stoßt Ihr des Todes Thür nicht ein?
Sucht Ruh und Frieden im kühlen Schrein?
„Ja, weil wir bezahlt die Eintrittsgebühr,
So wollen wir etwas haben dafür.
Nach so viel Kummer und so viel Pein
Muß etwas Freude in Aussicht sein.
So wollen wir, ob wir auch stöhnen und schwitzen,
Doch den Spektakel zu Ende absitzen!"

Zwei böse Züge hab' ich beachtet,
Wenn ich der Menschen Wesen betrachtet.

Der Cabmann, der recht langsam trottet,
Peitscht, wo sich die Menge zusammenrottet,
Die Pferde, daß sie wie Wetter schnaufen,
Damit er die Andern zwinge zu laufen!
Liest Jemand laut Dein neues Gedicht,
Der Arme sich fast die Zunge zerbricht.
Bald kann er dies, bald das nicht lesen,
Als wäre die Schrift chaldäisch gewesen.
Und Alles dies ganz unbewußt.
Doch des Einen Müh ist des Andern Lust.

Der Mensch ist ein geborner Sclav
Und trägt im eignen Ich die Fessel.
Wenn ihn kein Königsscepter traf,
So dient er flugs dem — Suppenkessel.
Der Tugendhafte nur ist stark
Und nur der Starke haßt Tyrannen.
Das Laster saugt am Lebensmark
Und kann den Tapfersten entmannen.

Die That wird lang vorher vorausgeplant
Und jeder Pfad zu diesem Zweck gebahnt.
Trotz alledem sie nur bestimmen muß
Der eine augenblickliche Entschluß.
Lang klebt die Hand am Hahn — da fällt der Schuß!

So ist der Weiseste, wer langen Rath
Verschmäht, von jeder Welle rasch bestimmt,
Wer mit dem Strome jeder Stimmung schwimmt.
Und wahre Weisheit ist allein die That.

Um der Sansara Kleinigkeiten
Sich kümmern ziemt dem Denker nie.
Doch lässest Du Dich so verleiten,
So lern' auch hier Philosophie.
Der Grundsatz soll Dich vorbereiten:
Ein jedes Ding hat stets zwei Seiten.

Seinen Nutzen hat auch Unbequemes;
Leicht duldet man Unangenehmes,
Wenn man nur eine hübsche Moral
Zu ziehen weiß aus jeder Qual.
Nicht nur die Moral des besondern Falles,
Sondern diese Moral für Alles:
Das Gute hat sein Uebeles oft,
Doch stets aus Uebel unverhofft
Sproßt Gutes. Nöthig sind alle Dinge,
Nutzlos nichts in dem Lebensringe.
Denn aus einer nutzlosen Handlung
Gehn tausend hervor in unendlicher Wandlung.
Jed' Ding ist ein Blatt von dem Riesenbaum,
Ein nöthig Atom im Weltenraum.
Der kleinste Gedanke, das winzigste Wort,
Zeugt Millionen andre sofort.
Täuschung ist Beides, Schmerz und Lust,
Deß seid im Schmerze auch bewußt.
Trinkt fühllos die Hefe, doch schmecket den Schaum.
Denkt, Lust ist ein Traum, doch ein lieblicher Traum.

Wie der Falke von des Jägers Hand
In die Luft sich hebt
Und entkappt froh jauchzend und gewandt
Auf zum Himmel strebt —

Doch, gehorsam jedem Wink sogleich,
Wie er fortgesaust,
Auch zurückkehrt in des Herrn Bereich
Auf des Falkners Faust —

So auch suchst Du nur, was fremd und fern
O Germanengeist,
In das Hohe und das Weite gern
Es Dich vorwärts reißt.
Doch die Heimath dann den Sohn aufs neu
Dringend zu sich lädt:
Dann erst spürst Du recht, wie Du ihr treu,
Aber oft zu spät.

Was ist des Lebens Tragödie?
Ich will es Euch verkünden:
Das Leben ist eine Komödie
Und Späße darin die Sünden.
Doch in der Possenreißer Schaar
Da wollt Heroen ihr sogar
Mit tiefer Rührung finden.

Der prosaische Philister
Sucht Poesie in der Liebe:
Enttäuscht, entnüchtert ist er,
Wenn sentimentale Triebe
Mit kühlem Rechnen nur belohnt
Und die Göttin, die in seinem Herzen thront,
Ihm bald versetzt — Pantoffelhiebe.

„Priester des Ideals" nennt Ihr den Dichter,
Philister, phrasen-seliges Gelichter?

„Pfaffe des Ideals“ wär mir noch lieber!
Und wirklich giebt es immer solche Pfaffen,
Die sich mit „Idealismus“ Brod verschaffen,
Von des hochseligen Herwegh Kaliber.
Oder des dito Dingelstedt, Verächter
Der Tyrannei als biederer „Nachtwächter“,
Der aber später, wenn das „goldne Vließ“
Von Grillparzer er gab, sich daran stieß,
Daß ihm „das goldne Vließ“ noch sei benommen,
Da alle andern Orden er bekommen!

Das größte Geheimniß der wahren Kunst
Beginnt sich erst dann zu enthüllen,
Wenn der Mensch dem Künstler dienstbar wird
Und kein andrer Zweck die Seele verwirrt
Und nur die Musen mit liebender Gunst
Die entgötterte Seele füllen.

Hot, Pegasus! die kümmerliche Weide
Des Alltagslebens lasse hinter Dir!
Ob Du auf Streu nun lotterst oder Seide,
Du sollst nicht lottern. In der Luft Revier
Steig auf und selbst die höchsten Alpen meide
Du nicht in Deinem Flug! In Kraftbegier
Zerbrich die Halfter, sei kein Droschkenschimmel!
Erzhufig Roß der Phantasie, gen Himmel!

Und voll entfaltend Deine prächtigen Flügel,
Trag' mich empor, auf Deinen Rücken springend!
Hui! Schleudre von Dir bald Gebiß und Zügel,
Durch Sonnengluth und Wetterwolken dringend!

Verzicht' auf Dich, wer noch bedarf der Bügel!
Fort, Zaum! Ins Allerheiligste Dich schwingend,
Steig auf, Bellerophon! Mag's droben blitzen!
Die Sonne blendet nicht, die sicher sitzen!

Dies Bildniß ist nicht zeitgemäß. Es wäre
Moderner der Vergleich wohl mit Raketen,
Zerplatzend, während sie im Aethermeere
Aufsegelnd schon den Wolken-Kreis betreten.
Oder mit Luft-Ballons, die man beschwere
Mit tüchtigem Ballast nur, sonst gehn wir flöten.
Pfeilschnell geht's in den stickstofflosen Aether.
Die Stoffbeherrschung weicht, die Sinne später.

Die Blase platzt und mit verrenkten Beinen
Zur Muttererde purzeln wir. Noch neuer
Und zeitgemäßer mag das Luftschiff scheinen.
Dies „Hölzerne Pferd", gleich Iliums Bedräuer,
In dem sich Holz und Stahl und Dampf vereinen,
Mit einem Schwanz von Kohlenrauch und Feuer.
Fünftausend Pferdekraft hat sein Gestampf.
Poeten lieben blauen Dunst, o Dampf.

Nur Opium ist unsre Phantasie:
Entzücken erst und herrliche Gesichte,
Dann Mattigkeit und Angst. Die Poesie
Hebt uns empor, doch bleierne Gewichte
Ziehn uns zum Staub. Wir nähren in uns nie
Das Göttliche und streben auf zum Lichte,
Ohne ins Thierische uns zu verirren,
Weil Ideal und Sinne sich verwirren.

Den Geist der Alten hat die Welt verloren.
Cäsar wird als Napoleon geboren.

Wo Cincinnat? Nur Washington und Pitt
Noch widerhallen den Heroenschritt.
O bei den Heiligen von Marathon
Schlief gern auch ich, der spätgeborne Sohn!

Zerschmettert sind des Parthenon Gebilde,
Athene schwingt nicht mehr den goldnen Speer.
Doch ob das Gold verblich auf ihrem Schilde,
Noch rollt, vom Golde ihrer Weisheit schwer,
Durch der Geschichte sagenhaft Gefilde
Die alte Musenquelle zu uns her.

O Salamis, wo in der Meeresgrotte
Zugleich Euripides zur Welt gebracht,
Als Aeschylos durchbrach der Perser Rotte,
Der seine Stoffe suchte in der Schlacht!
Als Pindars Hymne, der beseelt vom Gotte,
Weil ihn Corinna's Weihekuß entfacht,
Dem Munde eines Sophokles entstieg,
Das Tropaion umtanzend nach dem Sieg!

O könnt' ich in ein einzig Wort ergießen
Doch meinen ganzen Haß und wär's ein Blitz!
Er sollte mir vernichtend niederschießen,
Sei nun sein Strahl Begeistrung oder Witz.
Wenn fest sich auch des Wahnes Pforten schließen
Und unerschüttert der Tyrannen Sitz,
Der Donner rollt, da hilft kein Blitzableiter
Des Vorurtheils — die Flamme lodert weiter.

O könnte doch mein Ekel und mein Zorn
Ausbersten, wie ein Aetna-Feuerfluß,
Wenn gleich sich aus der Galle bitterm Born
Die Lavaschlacke damit mischen muß!

Aus meinen Wunden zög' ich jeden Dorn
Und spitzte ihn als Liederpfeil! Zum Schluß
In meines Grimmes Acheron mich taucht' ich
Und, so gefeit, kein weitres Rüstzeug braucht' ich!

Ha, diese giftgetränkten Liederpfeile
Nach Kronen schöß' ich sie und Pfaffenglatzen!
Ich schleuderte sie mit des Blitzes Eile!
Ich peitschte sie auf freche Schergenfratzen!
Wie Feuerruthen! hiebe sie als Beile
In manch geheiligt Bollwerk, würd' die Tatzen
Der herrschenden Gewalt damit beschneiden,
Seciren in des Staates Eingeweiden!

Ich schwänge sie als zischend Henkereisen,
Auf Höflingsstirnen Brandmale zu drücken!
Bald nahte ich mit Tritten, schleichend-leisen,
Und höhnte ihre Willkür hinterm Rücken!
Bald würde ich als Löwe mich erweisen
Und brüllen, bis sich die Pagoden bücken,
Der Sündfluth Herold! Ach, Phantome nur!
Denn wir besitzen eine Preßcensur.

„Nur dreißig Jahre Preßfreiheit“ erklärte
Für nöthig man, den Klerus zu besiegen.
Ich wollt', daß man uns nur *ein* Jahr gewährte.
Nicht, weil wir zweifeln dennoch zu erliegen,
(Denn stets das Kreuz Aposteln man bescheerte)
Nein, nur uns zu persönlichem Vergnügen,
Um unsern Abscheu völlig auszuschrei'n
Mit Worten, dauernder als Erz und Stein.

Ja wahrlich, Steine möchte man empören,
Doch besser ist's, die Steine *aufzuheben*,
Damit's die gähnenden Tyrannen hören,
Die der Lectüre wenig sich ergeben.

Doch wenn die Fenster klirren, wollt' ich schwören,
Daß ihre Taubheit man curirt fürs Leben!
Nach Plötzensee schickt man die lästige Wahrheit,
Doch nur Kanonen bringen hier uns Klarheit.

„Verirrter Jüngling! Dynamit-Sprengler!" rief Wurmb. „Aber man sieht doch wo und wie! Und dazu ist dieser Buchsbaum ein sehr bescheidener Mensch, der nicht an Größenwahn leidet wie die Andern."

Hier schnitten Lämmerschreyer und Luckner, die den Jüngling kannten, freilich eine sonderbare Grimasse. Aber Wurmb bot sofort einen Beweis, vor dem alles verstummen mußte: einen begeisterten Brief Buchsbaum's an ihn, welcher „Hochverehrtester Meister" anhob und „Ihr ganz gehorsamster" endete.

„Ja," docirte Gotthold Ephraim, „er, der sich so anspruchslos und bescheiden giebt, wird weiter kommen als Mancher, der von seinen unausgegohrenen Erzeugnissen mirakelt und spektakelt!"

„Sehr wahr," orakelte Dondershausen, „Kant's ‚Kritik der reinen Vernunft' kann diesen Schwärmern nicht dringlich genug zur Lectüre empfohlen werden."

„O diese Cochonnerien!" seufzte der milde Holbach, dieser Vorhäuter der Sittlichkeit. „Nur eine geadelte Sinnlichkeit — man lese Ihre ‚Elegieen am Mügelsee' in Hexametern."

Am schärfsten klopfte man auf Mokamante los, weil dessen dämonisch-krankhafte Individualität durch ihre,

wenn auch ungesunde, Wahrhaftigkeit die conventionellen Phrasendrescher abstieß. Doch auch Krastinik sprach seine besondere Antipathie gegen diesen Dilettanten aus.

„Sein Leid ist so unnennbar groß und er versichert Jedermann, daß seine Seele nun völlig in der Lüste ekelm Schlund verdorben sei. Aber mit hartnäckiger Rüstigkeit bestellt er den Weinberg der Poesie weiter und setzt seine Leiden in edler Druckerschwärze wie eine vollgeladene Weltschmerzpistole der verachteten Welt auf die Brust. Dieser Kultus der Stimmungslyrik, diese Scheinpoesie, die naturgemäß zur Spielerei und Duselei verlockt, saugt ihm das letzte Mark aus den Knochen. In diesen Beiträgen ist er ja noch gar nicht in seinem esse. Man muß ihn in ätherischen Sphärenräumen herumfuchteln hören. Da löst er zuguterletzt alles in Wortmusik auf, als begnadeter Stimmungsfritze im Vollgefühl des einzig wahren Schöpfermysteriums. Sternenthau und Veilchenblau zu einem weinerlichen Reim verknüpfen — das eigene Persönchen, das weltverachtend nach Weltlust lechzt, selbstverleugnend dem All vermählen, um desto brünstiger die Befriedigung unersättlicher Sehnsucht zu genießen — das ist so der richtige Lyriker von Gottes Gnaden!"

Diese herben Worte, welche der männliche Sinn des Ungars ihm entpreßte, gingen besonders dem Herausgeber Lämmerschreyer wie Oel ein. Seine stumpfe griechische Nase blähte sich, als genösse sie einen fetten Bratengeruch, und sein Schlangenäuglein blinzelte tückisch. Nun kam Krastinik selbst an die Reihe.

Graf Xaver Krastinik.

Lebensritte.

Dem Thoren scheint Thorheit, was der Weise spricht,
Der Dinge Innerliches versteht er nicht.
Was sind die Außenformen? Ein Wirbel von Monaden.
Der Geist in seiner Klause nur webt den rothen Faden,
Der regelrecht sich hinzieht durchs Wirrsal der Erscheinungen.
Doch blind ist Eure Wahrheit und Eure Fakta: Meinungen.

Zu jedem Laster, sei es noch so arg,
Liegt in Dir selbst der Keim, o Pharisäer!
Drum sei mit Deinem Tadel lieber karg!
O säh' Dein eigenes Innere ein Späher!

Alles ist ein Wunder in der weiten Welt,
Räthsel Dich umgeben, wohin Dein Auge fällt.
„Ueber nichts Dich wundern" rieth ein Weiser zwar.
Aber wer's befolgte, nie ein Weiser war.

Alles will ich gern ertragen,
Gern des Elends Fülle kosten.
Eins nur mag ich nimmer wagen:
Thatlos langsam zu verrosten.

Doch wer mit der Welt der Kleinen
Sich entwürdigend verschwistert,
Muß sich ewig ihr vereinen,
In ihr Stammbuch einregistert.

Der Teufel hole das Nörgeln und Zaudern,
Das Zupfen an jedem Eselsohr!
Kleckse machst Du über dem Plaudern!
Schmiere frisch darauf los, Du Thor!

Es gleicht der Leidenschaften Weg
Dem Niedergang vom Bergessteg.
Gleitet aus ein falscher Schritt,
Reißt uns alle der Absturz mit.

Was Optimist, was Pessimist!
O Don Quixot-Gerede!
O Fechten um des Kaisers Bart!
Windmühlenflügel-Fehde!

Die Welt lacht sich ins Fäustchen nur,
Wenn Idealisten sich zanken,
Und klatscht sich mästend Beifall gar
Dem hungernden Gedanken.

Und ist Euch nichts geblieben mehr,
So gebt den letzten Thaler her
Und kauft ein Stückchen Blei!
Ein leichter Druck, es ist nicht schwer,
Und alles ist vorbei!

Euch betäuben, dumme Jungen,
Vor dem großen Weltenweh
Durch ein liederlich Juchhe,

Bis Ihr gleich der Welt marode?
Endlich sind doch aus der Mode
Solche Trug-Entschuldigungen.

Wolle nicht wider die Sünde kämpfen,
Das wird nie Deine Begierden dämpfen.
Ihr zu trotzen will nicht taugen,
Sonst verzaubern Dich ihre Augen.
Aber wende ihr stracks den Rücken.
So wird Dir die Rettung glücken.

Freude entflieht mit dem Wind in die Wette,
Sorge hängt zähe wie eine Klette.

Oft schreiben wir der geistigen Arbeit zu,
Was andrer Kraftvergeudung wir verdanken.
Sei nimmer müßig, immer mäßig Du!
Ich glaube nicht an solche Arbeitskranken!

Dir selber nur, Dir kannst Du nicht entrinnen.
Die Ketten der Gedanken schleppst Du mit.
Den Abgrund, der sich öffnete tiefinnen,
Mit leichtem Fuß noch Keiner überschritt.
Ein Opfer braucht er, wenn er einmal klaffte.
Komm, Curtius! Im Tod er erst sich schließt!
Ach, seinem Ich nur Der sich je entraffte,
Wer selbstlos mit den Anderen genießt.

Ach, brauchte man nach jeder Fête
Als Soda doch ein Schlückchen Lethe!

Den Kummer der Vergangenheit
Kann ein Gedanke mindern,
Der uns von Reue nicht befreit,
Doch wohl sie weiß zu lindern.
Was Du auch thatest, gut und schlecht,
Das hat geformt Dein Wesen.
Und jedes Wesen hat sein Recht.
Sei, was Du Dir erlesen!

Kein Epigramm Dich weiht
So beißender Satire,
Als Deinen „guten Freunden" ihre
Erinnerung verleiht.

O Unglücksmutter Unersättlichkeit!
Wer ist denn reich? Wer seines Theils sich freut
Und hartes Brot wie Trüffeln wiederkäut.
Und statt der tausend Weiber, die ihn locken,
Sich nur begnügt mit einem Liebesbrocken.
Enthaltsamkeit — das ist Zufriedenheit.

Trübe Stimmung wird bemeistert,
Wenn man ihren Grund durchdacht.
Blitz zuckt auf aus Nebelnacht,
Gram zum Schaffen Dich begeistert.

Wir bringen vom Meer der Vergangenheit
Nur billige Waare für künftige Zeit.
Die ganze Fracht der Meerbefahrung
Ist unverkäuflich: die Erfahrung.

Mutter Natur, mir hast Du Dich entschleiert
Und jedes Würmchen ist mir lieb und traut.
Der jungen Pflanzen Triebe, stets erneuert,
Mein Auge freudetrunken schaut.
Die Schöpfung liebe ich wie eine Braut.
Denn Du verliehst ja Wolken, Wellen, Winde
Als Brüder, o Natur, mir Deinem Kinde.

Gewohnheit ist die Sünde wie die Tugend.
Vorm Keim des Lasters wahre Deine Jugend!
Umsonst sucht's dann die Mannheit auszurotten.
Die starken Wurzeln Deines Wollens spotten!

Dieser Grundsatz möge stützen
Deinen Wandel bis ans Grab:
Wisse Deine Zeit zu nützen,
Gieb Dich nicht mit Skrupeln ab!

Denn vergeudest Du Sekunden,
Werden leicht Minuten draus.
Jahre werden so aus Stunden.
Und Du wirst — ein altes Haus.

Zweifel, Reue, das sind Ketten.
Taste nicht nach gutem Rath!
Arbeit kann Verzweiflung retten
Und Befreiung ist die That.

Der Bach war unzufrieden
Mit seiner Kleinheit.
Und rief den Regen.
Und trat mit unruhvollem Sieden
Aus seinem Bett. Doch war ihm das kein Segen.
Denn er verlor darüber seine Reinheit.
Nun floß er durch Einöden, war voll Schlamm.
Mit Wehmuth drum gedachte er der Bäume
Und Blumen, die einst seine Ufersäume
Geschmückt. Was schwoll ihm auch so hoch der Kamm?

Die rothe Sonne funkelt
Pfeilscharf durch schwarze Rüstern
Und überm See es dunkelt,
Die Wogen flüstern.

Ich bin gesund und munter.
Doch in der Sehnsucht Wogen
Geh' ich urplötzlich unter,
Hinabgezogen.

Mehr Geistiges zu geben
Dem Menschen Gott vergönnte,
Als für das Erdenleben
Er brauchen könnte.

Ja, dieser Schmerz, uns nahend,
Wenn die Natur uns offen,
Ist ein Beweis, bejahend,
Was wir erhoffen.

Am Apfelfall fand Newton, heißt es,
Das Gravitationsgesetz.
Was sollten wir nicht finden jetzt
Im kleinsten Fall Gesetze des Geistes?

Und sätest nie den wilden Hafer Du
Und opfertest den Sinnen keck,
Warst nie ein Lidrian und Geck,
So traue ich Dir auch nichts Großes zu.

Ich soll mich der Wahrheit schämen,
Hör' ich den Michel toben?
Ich werde mich dann erst grämen,
Wollt Ihr mich loben.

Ich wußte, Liebe scharfe Pfeile wetzt,
Doch daß der Pfeil vergiftet, spür' ich jetzt.

Und wenn sich selbst herunterdrücken
Die Kaiser zum Steigbügelhalter,
Des Papstes weltlichem Verwalter,
Tritt Dante auf der Päpste Rücken.

Der Arzt, der zu studiren beginnt,
Keinem Leiden selber entrinnt,
Hält mit seiner Wissenschaft Schritt,
Macht jede Erscheinung der Krankheit mit.

Nur was wir im innersten Wesen erkennen,
Wissen wir auch beim Namen zu nennen.

Drei Menschengattungen giebt's in der Welt.
Zuerst die sinnlich stumpfen Massen,
Die nichts verehren als Genuß und Geld
Und das Gefühl wie den Gedanken hassen.
Doch dann der Edleren geringe Zahl,
Zu zart durch Denken und Gefühle,
Sie gehen unter, höhnisch und brutal
Zerstampft und übersehn im Weltgewühle.

Denn sie sind Silber und das Silber sinkt
Im seichten Strom des Tages. Doch inzwischen
Die falsche Alphenide prahlt und blinkt.
Dem Silber laßt uns Eisen mischen!
Nein, fliehet nicht den rauhen Lebenskrieg,
Kämpft mit für der Verkannten Sache!
Ein jeder Genius im Glück und Sieg
Uebt für Myriaden Unterdrückter Rache.

„Fort Ihr! Vergangenheit, weich' Du zur Linken!
Und Du zur Rechten, Zukunft!" stolz ich rief
Und stürmte auf und nieder bis zum Sinken.
Nur dieser Worte Kreis mein Hirn durchlief.
Und als ich seufzend meine Uhr dann fragte,
Sah ich, daß von der schönen Gegenwart
Ich einer Stunde Blüthe mir zernagte
Mit löblichen Entschlüssen solcher Art.

Die Harmonie von Leib und Seele —
Halb Sportsman, halb Gelehrter sein —
Das ist ein Humbug. Eines wähle,
Sonst wirst Du keines von den Zwei'n.

Seit mir die Liebe schien ins Herz gleich wie Aurora,
Beklage ich nicht mehr, wie sehr mein Loos zerüttet.
Was immer bergen mag die Büchse der Pandora,
Hoffnung und Liebe jetzt mit Blumen mich beschüttet.
Ich weiß, daß jedem Ding spät oder früh bescheeret
Ein Himmel der Natur, des Ueberird'schen Gleichniß:
Geliebt zu werden von der Frau, die er verehret,
Ist jedem Mannessein das krönende Ereigniß.

Zum Himmel ich erhob die abendmüde Seele,
Schon öffnete er mir sein leuchtend Sternenzelt.
In goldnem Nimbus da, göttlich und ohne Fehle,
Im Halbmond mir erschien die Königin der Welt.
Es singen um sie her die Sphärenharmonien:
„Ave, Maria stella! Heil, Herrscherin der Fluthen!“
Seltsame Horden auch von Geistern sie umziehn,
Die machtvoll in dem Schooß der großen Wasser ruhten.
Sie boten Schätze dar, die dort im Abgrund schliefen,
Schätze, die kaum geträumt der prächtige Aladin,
Schätze, die aufgespürt zur Hülfe dem Merlin
Die Artusritter nicht aus den verborgnen Tiefen.
Die Jungfrau sie empfing mit Huld all' diese Gaben,
Indem die Wimpern sie auf schwarze Augen senkte.
Doch Er, den ihrem Schooß mystische Liebe schenkte,
Oeffnete groß den Blick, sich an dem Glanz zu laben.
Indessen zitterte der Ocean empor
Aus seiner Tiefe, da die Herrin ihm erschien.

Und Deines Halbmonds Rand umfloß der Wogen Chor,
O Jungfrau, liebevoll Dir murmelnd Melodien.
Ja, jeder Silberschaum, ja alle Azurwogen
Des flüss'gen Elements zu Dir empor sich bäumen,
Von Deinem holden Leib ward himmelan gezogen
Dies Meer voll Hoffnungen und gläub'gen Liebesträumen.
„O Ewig-Weibliches! Die Sphärenchöre sangen,
Prinzipien des Seins, die aus dem Meere stammen.
„O Ewig-Weibliches!" O wolle Du empfangen
Die Bitten hier von Luft und Erde, Fluth und Flammen!
O Unsre Liebe Frau, daß uns Dein Schutz behüte!
Kein Wesen ohne Dich gedeiht auf keine Weise.
Denn unsre Kraft bedarf all Deiner Frauengüte,
Zu einem Großen sie verknüpft verschiedne Kreise.
Durch Dich nur leben wir und blühn, Du unbeschreibliches
Geheimniß jedes Glücks, das sie ins Herze wob.
O Gattin, Schwester Du, o Mutter! Ewig Weibliches!
Nur Dir, nur Dir allein sei Ehre, Preis und Lob!"

„Ah, bravo, bravo, lieber Graf!" rief Dondershausen. „Hier sieht man den gereiften Mann, welcher das Leben kennt!"

„Daß ein Mann wie Sie sich unter diese vorlauten Musenknaben und Maultitanen mischt!" flötete Adolf der Schöne.

„Nun, ehrlich gestanden," Krastinik zuckte die Achseln, „mein Alter in Ehren! Daß meine Gedichte darum besser wären als die der Andern, kann ich nicht finden. Unreife — ja, die erkennt man wohl dort überall, aber auch echte Leidenschaft und mächtiges Wollen!"

Die vornehmen Kritiker und die feinsinnigen Eklektiker zuckten unisono die Achseln. Dann las man:

Helmold Heinrichs.

Erotik am Vesuv.

Neige Dein Haupt auf meine Schulter,
Sanfte Bürde Du!
Wiege den Sturm der Leidenschaften
An meiner Brust zur Ruh!
Wie zwei Ströme sich strudelnd mischen,
Einen zu ewigem Bund
Wir im Strudel süßen Verlangens
Seele mit Seele, Mund mit Mund!

Ich hänge an Deinen Lippen, — —
Die küßten schon einen Andern!
Ich liege in Deinen Armen, — —
Dort hat ein Andrer geruht!
Du liebtest nie bis heute, — —
Das kann ein Jeder sagen!
Du hauchst: Ich sterbe vor Liebe — —
So stirb einmal daran!

Ein jedes Haar auf dem geliebten Haupt
Möcht ich bedecken mit zehntausend Küssen!
Ihr Löwenblick, der mir den Schlaf geraubt,
Treibt mich umher in heißen Lavaflüssen.

Er treibt mich durch der Leidenschaft Vulkan
Und leitet mich in stille Paradiese.
Ich bebe kraftdurchzuckt bei ihrem Nahn,
Wie von der Mutter Erde zuckt der Riese.

Ja wie Antäus schnelle ich empor,
Mit Riesenkraft die Welt zu überwinden.
Als ich mein ganzes Sein an sie verlor,
Da wußte ich die höchste Kraft zu finden.

Von Capris Kuppen rinnen nieder hier
Die Bäche, roth beglüht vom Morgenschein,
Als rinne schier ein Meer von Malvasier

Zur blauen Grotte selbst ins Meer hinein.
Und der Vesuv steigt weißlich aus der Flut,
Gekrönt von Wolken. Wie ein Zuckerhut,
Oder ein Beutel, oben dichtgeschnürt.
Bald scheint's, ein Hütlein habe sich aufs Haupt
Der Berg gesetzt. Bald scheint, vom Wind umschnaubt,
Ein bleiches Segel an dem Felsenmast
Stets auf- und abgezogen ohne Rast,
Sobald ein Luftzug dort den Dunst berührt.

Und hier im Angesicht — so malt's kein Pinsel —
Des Flammenberges, des zerstörungsfrohen,
Stürz' ich mich in der Liebe Flammenlohen
Und schwelg' in Deinen Armen, Kind der Insel.

„Ach, das ist mein Lieblingsdichter!" schmachtete Herr von Lämmerschreyer. „Welche Gluth des Colorits!"

„Auch ein bescheidener Mensch!" Wurmb wiegte anerkennend sein Denkerhaupt. „Er schreibt mir jede Woche zwei Postkarten aus Casamicciola."

„Mir ja auch!" rief Holbach.

„Und mir auch!" „Mir auch!" Es ergab sich, daß dieser bedeutende Sänger an jeden Anwesenden wörtlich gleichlautende Freundschaftsbriefe wohl immer zu gleicher Stunde absende. Ein Netz von Massencorrespondenz über das ganze litterarische Deutschland hin!

„Nicht so ewig drauflosschmieren, als könnte man nicht eilig genug unsterblich werden, wie dieser Leonhart!" eiferte der glatte Erich, worauf ein allgemeines „Sehr wahr!" erscholl. Nur Krastinik runzelte die Stirn. „Kennen Sie Leonhart so genau? Ihm ist das Schaffen, wie uns Anderen das Athmen und Verdauen." Wurmb brannte vor Begier, zum Schluß

der Anthologie zu kommen, und den schließenden Autor, last not least, durchzuhecheln.

Friedrich Leonhart.

Robespierre.

Brav, schöner Brissot, mache nur
Madam Roland den Hof.
Wohlwollend lächelt der Patriarch,
Ihr Mann der Philosoph.

Wieviel poetisch Phrasengedresch,
Wieviel Genialität!
Doch heiser kichert's aus einem Eck,
Wo ein gelbes Männchen steht.

Da schrie der stramme Maultitan
Danton, wie immer benebelt:
„Du Lederfratz, ist Dir das Maul
Denn immer zugeknebelt?"

Der hat noch nie Bonmots gemacht,
Der kneift nicht in die Backen
Den Bürgerinnen, hat auch nicht
Stierhals und Löwennacken.

Er ist ein schlichtbescheidener Mann
Und mit verliebter Miene
Denkt er sich grade Danton's Kopf
Als Zierde der Guillotine.

Achill an der Leiche des Patroklus.

(Byron und Trelawny verbrennen Shelley's Leiche.)

Zum öden weißen Dünenstrand
Von blauen Bergesketten
Ziehn Pinienwälder schwarz herab,
Die sich im Golfe betten.
Zwei Männer bei einer Leiche stehn
Am Mittelmeere einsam,
Einen Scheiterhaufen entzünden sie
Als Todtenwächter gemeinsam.

„Den Freunden sein sterblicher Ueberrest
Und Albion sein Gedächtniß!
Trage Du fort die Erinnerung, Meer,
Und sein Lied als letztes Vermächtniß!
Für uns letzte Feueranbeter zumal
Der Scheiterhaufen hier lodert.“
Das Feuerzeichen steigt drohend empor,
Als ob es Rache fodert.
Wie ein Riesenarm mit geballter Faust!
Doch dann sich verdünnend bleicht es.
In goldiger Säule senkrecht auf
Bis zu den Wolken reicht es.

Abscheidend vom Unsterblichen
Die sterblichen Erdenatome!
Symbol der Psyche, darüber schwebt
Ein Vogel im Aetherdome.
Wie ein Phönix aus den Flammen hier
Scheint er emporzusteigen
Und tummelt sich zwischen Himmel und Meer
In glückbeseligtem Reigen.

Durchrieselt von erhabenem Graun,
Ruft Byron, reckend die Rechte:
„Hier als Brandopfer werfe ich ab
Alles Feige und Schlechte.
Wie Harmodius als Tyrsus schwing ich mein Schwert,
Von bräutlichen Myrthen umwunden
Ich bringe der Freiheit als Rosenstrauß
Spartanische Ehrenwunden.
Wie mein Ahne ‚Ralph mit dem langen Bart‘
Zieh ich an Deckbord des Drachen.
Die Harfe zerschmettert, die Streitaxt hoch!
Durch aller Donner Krachen!
Mein Ahn hieß der Schlechtwetter-Johann,
Ihm hab' ich mich verglichen,
Bin oft gescheitert auf festem Land,
Hab' nie die Flagge gestrichen.“

Auf schwarzen Mitternachtfluthen schwimmt
Ein schwarzer Orlog. Am Sterne
Beim Vordersteven ein schwarz Panier.
Ein Sarg scheint's in der Ferne.
Stumm ist die Aeolsharfe nun,
Die im Schicksalssturme erschollen,
Bis im Schlußakkord des Todes sie borst,
Der Titanenseufzer entquollen.

Er ist jetzt eins mit der Lieblichkeit
Der Natur, die er lieblicher machte,
Mit dem allbelebenden Schöpferhauch,
Der in ihm die Flamme entfachte.
Durch die dumpfen chaotischen Massen des Alls
Schwebt er dahin für immer,
Auferstanden in neuer Gestalt
In ewigem Jugendschimmer.

Mater Dolorosa von Sedan.

Viel tausend Granaten rechts und links
Durchfurchen Feld und Heer.
Doch ragt, von Trümmern umschleudeet rings,
Der Altar blumenschwer.
Noch lächelt die Jungfrau dort herab,
Von steinerner Nische gedeckt.
Zu ihren Füßen wühlt sein Grab,
Wer fallend niedergestreckt.
Ave Maria! Die Stunde dies,
Wo die Glocke zur Messe ruft,
Wo wie ein Gruß zum Paradies
Aufwirbelt des Weihrauchs Duft.

Hier aber Dampf nur überall,
Die Erde bebt im Krampf,
Auffliegender Pulverkarren Knall
Und Kampf und Rossegestampf.
Am Kreuz noch immer die Erde hängt
Und ewige Wehn der Geburt
Durchzittern den Leib, den ewig umfängt
Des Todes eherner Gurt.
Dort schlendert ein bleicher Schemen durchs Feld:
Des Kaiserreichs Gespenst!
Nun zähle die Leichen, Lügenheld,
Ob Du Dein Werk erkennst?

„Es lebe der Kaiser!“ Still, Du Narr!
Der Austerlitzsonne Glanz
Geht blutig unter, doch leichenstarr
Rast weiter im Todtentanz!
Spielt auf, Trompeten, zum letzten Marsch!
Noch ein Idol bleibt ganz!
„Merde!“ knirschte die alte Garde barsch
Und wir „La France, la France!“

Zufall.

In einer Schenke im Tiberthal
Trafen zwo Reiter sich einmal.
Der eine Dandy, der andre Roué,
Doch Beide Patrizier vom Wirbel zur Zeh'.
Sie beplauderten überm Wein
Die letzten pikanten Klatscherein.
Den großen Clodius Pulcher-Skandal,
Der als Weib verkleidet im Frauensaal
Bei den Saturnalien Unfug versucht.
Terentias falsche Haare. Lucullls
Fischbehälter und Seidenwurmzucht.
Auch wie ein gewisser Sallust den Puls
Der Zeit befühle und sich bereit
Halte, zu sammeln die „Zeichen der Zeit".
Wie Crassus seine Volksküche und
Sein Volkstheater ihm angepriesen
Als Wichtigstes, doch der Autor mit Grund
Ihn als bestes Zeichen der Zeit verwiesen
An die Schulden des jungen Caesar, Zins
Auf Zinseszins häufend, weil er die Provinz,
Die er künftig bekommt, schon verpfändet. Und wie
Sallust schon dem künftigen Opus verlieh
Den Titel: „Catilina's Verschwörung",
Weil er prophezeie offne Empörung.
„Beim letzten Fest hat mit Muränen
Crassus gefüttert all seine Sclaven!"
Der Aeltre meint mit lautem Gähnen:
„Dies offenbar erscheinen muß
Nur als Verwechselung. Spartakus'
Besieger? Wenn er seine braven
Muränen mit Sclaven gefüttert hätte
So sähe ihm ähnlicher Das, ich wette!"
Des besten Sportsman Quadriga sie loben
Und der Modelöwin sidonische Roben.

Dann brachen sie auf von ihrem Wein
Und ritten gen Rom im Dämmerschein.
Und als sie den sieben Hügeln nahn
Und die ewige Stadt von oben sahn,
Um des Aelteren Lippen ein Lächeln schlich,
Unheimlich war's und fürchterlich.
„Leb' wohl denn! Daß wir uns wiedersehn,
Verbürge ich, es wird geschehn.
Ich bin ein Mann, von Vielen geehrt,
Von Vielen gehaßt — wie ein ehernes Schwert,
Das stets dem Freund zur Hülfe bereit,
Doch den Feind bedräut in gerechtem Streit.
Nie hab ich dem Feind meiner Sache verziehn,
Stets hab ich dem Freunde Schutz verliehn.
In meinem Herzen für immer ruht
Die Erinnerung an Bös oder Gut.
Wer Du auch seist, beherzige den Rath:
Scheue nie zurück vor verzweifelter That!
Stets finde die Unbill blutigen Sold,
Denn dem Wagenden ist die Klinge hold.
Greift verwegene Hand in das Rad Deines Lebens,
So rufe nach mir, nicht rufst Du vergebens:
Ich zerbreche die Hand! Wer verfolgt und gekränkt,
Der komme zu mir, der für ihn lenkt
Der Vergeltung Stahl und vollführt die Rache —
Denn seine ist meine eigene Sache.
Ich bin der Richter, ich bin der Rächer!"
Und grüßend er winkt mit dem Pfauenfächer,
Den Mantel um Kinn und Mund er schlang,
Seitab vom Hügel herniedersprang.

. . . .

An eine Schenke am Aventin,
Als matt der Mond herniederschien,

Klopfte ein Vermummter. Der Wache
Am Thore gab er ein Pergament:
„Bring' es dem Führer, damit er erkennt,
Daß ich der heimliche Freund der Sache."
Geräumig war der Berathungssaal.
Und die Verschwörer allzumal
Saßen um den Führer geschaart
Mit schwarzem wallenden Haar und Bart
Und Leichenblässe im Angesicht
Und Augen, glühend unheimlich-licht.
Ein Becher stand auf dem Marmortisch.
Darin die rothe flüssige Glut,
Ist's Chier, Falerner hell und frisch?
Der Fremde schauderte — es war Blut.
„Die Fackeln hoch!" Und Jeder da
Erkennend dem Andern in's Auge sah.
„Wir sehen uns nicht zum ersten Mal,
Denkst Du der Schenke im Tiber-Thal?"
„Und Du bist Catilina?" „Und Du
Der junge Caesar? Nun, nur zu!"
„Zur Sache!" Sie beriethen lang. — —
Doch Caesar denkt beim Heimwärtsgang:
„Komm' jemals ich zum Regiment,
So wird zuerst vom Rumpf getrennt
Mir dieser widerspänstige Kopf."
Und Catilina denkt daheim:
„Da ist wohl mancher tücht'ge Keim —
Im Ganzen ist der Bursch ein Tropf,
Der auch gefährlich werden mag.
Und kommt der große Rechnungstag,
Wenn ich mich freue, an allen vier Ecken
Dies feile Rom in Brand zu stecken,
Dann, Caesar, wird Dein Loos nicht besser:
Du fällst von meinem eignen Messer."

Doch wie verlief die Sache später?
Der Catilina war ein Narr.
Die Invektive machte ihn starr,
Die Cicero ihm zugebrüllt:
So rannte ins Netz er zornerfüllt
Und gilt als schnöder Hochverräther.
Doch Caesar, welcher sacht und stille
Gewartet, was des Schicksals Wille,
Der stets lavirt nach gutem Glück
Und, ging's nicht vorwärts, ging zurück?

Der Zufall nur die Dinge lenkt.
Des Werthes Prüfstein ist erschienen
Stets der Erfolg. Doch Jeder denkt,
Ihm werde dieser Prüfstein dienen.
Genie und Thatkraft? Zufall nur
Uns leitet auf die rechte Spur.

Das Autodafé.

Und ein Mandat ward aufgesetzt:
„Ihr lasset flugs Euch taufen.
Wo nicht, Hebräerhunde, verschlingt
Euch alle der Scheiterhaufen.“

Der Rabbi zerraufte sich Haar und Kleid
Und streute aufs Haupt sich Asche.
Dann salbte er sich wie zum Fest
Aus der heiligen Weihölflasche.

Und als am Holzstoß alle vereint,
Begannen sie alle zu tanzen,
Wie Mirjam, als im Rothen Meer
Ersoffen Pharaos Lanzen.

Und als sie endlich ausgetobt
Und als die geschmeidigen Weiber
Wie die Weiden an Babylons Wassern schlaff
Niedersenkten die Leiber,
Und als die brünstige Raserei,
Ermattet in starrem Krampfe —
Da breitete über die Bühne sich schon
Ein Schleier von bläulichem Dampfe.

Die Henkersknechte in rothem Wamms
Pechfackeln schwingen, vom Thurme
Die Armesünderglocke klagt
In unaufhörlichem Sturme.
Und wie Numantias Bürgerschaft
Sich wechselseitig getödtet,
Die Väter und Gatten das Schwert vom Blut
Der Weiber und Kinder geröthet —
So geht es durch erstickenden Qualm
Hinein ins Flammenbette,
Die Stimmen vereinend im Rachepsalm,
Die Arme verschlingend zur Kette.

Es endet in einer Säule Rauch
Der Feuersäulen Gewimmel,
Wie Moloch's eherne Rechte schwarz
Und glühend sich reckt zum Himmel.
Gleich dem Flammensignal, das Israel
Beim Exodus sah steigen,
Aus der Aegypter Joch den Pfad
Zum gelobten Lande zu zeigen.

Als überm Leichenknochenrest
Die letzte Garbe noch prasselt,
Da wirbeln Fähnlein durch die Luft,
Mailänder Harnisch rasselt.

Der Herold tutet, der Marschall naht.
Den hat der Kaiser gesendet,
Auf daß von den Kämmerlingen des Reichs.
Er das gräßliche Unheil wendet.

Soll er die biedern Rathsherrn nun
An ihrem Wanste spießen?
Der Ritter strich verlegen den Bart,
Die Sach' thät ihm verdrießen.
Den Reisigen brummte er traulich zu,
Die Denkerstirn beschaulich
Auf seines Flambergs Knauf gestützt:
„Die Aventür wird graulich!"

Klebers Ermordung in Aegypten.

Dem Wunderkranze gleich in Ceylons Hain,
Kreuzt Schwert mit Schwert sich hoch im Dämmerschein.
Die Morgensonne lebenswarm umloht
Des Helden Schläfe, aber der ist todt.
Gleich denen, die der Zauberbann umflicht
Von Ischmonie, so starr und leblos schauen
Die Mörder, wie aus Marmor zugehauen.
Zu streuen scheint der Fackel rothes Licht
Auch Wundenmale auf *ihr* Angesicht.

Wer war es, der mit schnöder Hand zerriß
Dem Sieger hier von Heliopolis
Den Lebensfaden? Dieser Botschaft harrte
Schon lange in Paris Herr Bonaparte.
Das nennt sich Kampf ums Dasein! Wenn der Dolch
Den Helden traf, zum Drachen wächst der Molch.

Caesar Borgia ermordet seinen Bruder.

Des Mondes Strahl sich mischt dem ersten Morgenglimmern.
In seinem Silberlicht wie eisgepanzert flimmern
Die Felsen. Sickernd rauscht hier durch den Felsentrichter
Das Wasser, wirbelnd sich im Kreis, ein Selbstvernichter.
Doch wie gereinigt und geklärt vom Felsensieb,
In welchem Schaum und Tang unlauter hängen blieb,
Die Fluth dann klar und rein zum Tiber niederlief.
Sie zimmert sich ein Bett im Passe hohl und tief.
Hier würde jedes Boot, wo so vernichtungstoll
Der Schaum in wildem Satz zum Abgrund niederschwoll,
Wie vom Gebiß und Schlund des Nilpferds jäh zermalmt.
Dort zog im Mondenschein, vom Wasserstaub umqualmt,
Ein Reiter, schwarz vermummt, sein Haupt gesenkt, verdeckt.
Und vorn am Sattel hing ein Mantel, drin versteckt
Ein etwas, das er schnell nun in den Strudel warf,
Auflesend Steine noch am Strand und zielend scharf
Nach jener Bürde, die noch manchmal aus dem Fluß
Auftauchte — — jetzt der Leib wohl meerwärts rollen muß.

Doch glaubet nicht, daß ich die Borgias verdamme!
In den Retorten, wo ihr Höllengift gebraut,
Hat sichtbarlich geglüht der Weltenseele Flamme.
Wer Darwins Lehre je mit festem Blick durchschaut,
Der ehrt im Geier, der herabstößt auf die Beute,
In dem unschuldigen Reh wie in der rohen Meute
Denselben Kampfinstinkt rastloser Lebenstriebe.
Gleichwerth sind durchaus dem Menschen Haß und Liebe.

Zwischen zwei Polen liegt die wahre Weltbetrachtung:
Willensverneinung und entschlossene Weltverachtung,
Leben in der Idee, — oder die ungezähmte
Willensentfesselung, die brünstig nie beschämte
Weltlustanbetung. Ach, den Durst sie nimmer stillt,
Wie nur mit wüstem Rausch Salzwassertrunk erfüllt

Die dürstenden Matrosen, beim Sturm im Boot verschlagen,
Bis cannibalisch sie sich hungernd selbst benagen.

Ein Lord.

Das war der Lordssohn Montague!
Den lob ich mir, beim Himmel!
Der mischte sich zu jeder Zeit
Ins dichtste Volksgewimmel.
O Wapping und o Boxerkunst!
O Sally, derbe Dirne!
O Messerstechen, Highway-Lust!
O kalte Nachtgestirne!

Wie spiegeltet ihr euch so traut
In schwarzen Themsetiefen,
Wenn über Verdecke irrlichthaft
Die Strahlen huschend liefen.
Und durch das Takelwerk, wo rings
Die Gallionen schliefen,
Der Mond die Flimmerfäden schlang.
Die Steuerwachen riefen.

Ha Boot ahoi! Und Nebelhorn!
Der Fogg braut um die Schiffe.
Ha, Schmugglerbarken im Canal!
Und dort die Eddyriffe!
Dorthin, dorthin! Zerrissen sei
Sammt, Seide und Brokat nun!
Er stahl sich fort im groben Zwilch,
Zu widmen sich der That nun.

„Nein, das geht nun und nimmer an!“ brach Wurmb los. „Ist denn das noch Poesie?“ Das ist gereimte Prosa.“

Unter allgemeinem Beifallsgemurmel ließ sich da wiederum Krastiniks Stimme vernehmen: „Ich bin andrer Ansicht, Herr Doktor. Mir ist diese gereimte Prosa lieber, als ganze Fuder Gelbveigelein-Lyrik. Auch glaube ich gar nicht, daß Leonhart ein Lyriker sein will. Solche historische Hieroglyphen wie diese kritzelt er so nebenbei tagebuchartig aufs Papier, wie ein andrer seine Einnahmen und Ausgaben bucht. Er will damit gar nicht künstlerisch wirken, sondern schleudert nur so wie die Natur überflüssige Schlacken von sich ab, wie die Lawine aufs Schneefeld stürzt, um im Abgrund zu verdonnern.“

„Er blendet Sie, mein lieber Graf,“ trumpfte Wurmb mit sauersüßer Miene ab. Er überlegte eben, ob man nicht Leonharts berühmter Brief-Unvorsichtigkeit beikommen könne, der in Briefen sich immer mit einer Art unmäßiger Offenheitsmanie sich unliebenswürdiger malte, als er war. Konnte man vielleicht Leonharts Grimm über die barbarische Litteratur Nichtachtung des preußischen Sparta beim Staatsanwalt denunciren, vielleicht wegen einer Lappelei auf Beschlagname seiner Privatcorrespondenz dringen?

„Hm, Sie gehn denn doch etwas stark für meinen Freund Federigo ins Zeug,“ kopfschüttelte Holbach mit einem tiefgefühlten Seufzer. „Er ist ja ein bedeutender Mensch — hm!“ Er machte eine Pause in der Hoffnung, daß Jemand widerspreche, um dann eiligst gehö-

rige Einschränkungen zuzufügen. Es meldete sich aber Niemand. „Allein, er hat doch auch viel von einem Streber.“

„Möglich. Ein Genie ohne eine gewisse Streberhaftigkeit (ich erinnere an Richard Wagner) ist ebenso undenkbar, wie ein großer Mann der That ohne Opportunismus und despotische Gesinnung. Dieser Naturtrieb wird zu einer Tugend. Denn das Genie fühlt instinktiv, daß es sich ja nicht zu dem, was es werden soll, entwickeln könne ohne äußeren Erfolg. Und seine Entwickelung scheint ihm identisch mit der Entwickelung seiner Kunst oder Wissenschaft. Daher glaube ich ebensowenig, wie an ein sogenanntes ‚faules Genie‘ (Genie ist Fleiß), an ein Genie, das nicht in gewissem Sinne erfolgsüchtig ist, weit mehr als ruhmsüchtig. Denn der Ruhm im höheren Sinne des Wortes scheint ja dem Genie ohnehin erb- und eigenthümlich.“

„Sie sagen immer ‚Genie, Genie‘!“ warf der naseweise Lämmerschreyer gewichtig ein. „Sie wollen doch wohl Leonhart kein Genie nennen? Sieht der wie ein Genie, wie ein Goethe aus? Dieser Knirps!“

Krastinik lachte heiter auf:

„Famos, lieber Herr! Deswegen waren auch Napoleon, Cromwell, Friedrich, Byron, Luther, Richard Wagner, Michel Angelo, Mozart, Gambetta, Victor Hugo solche Hünengestalten, nicht wahr? ‚Sieht Er, mit solcher Kanaille muß ich mich herumschlagen!‘ Aber der brave Pandur, der auf den Helden des Jahrhunderts die Flinte anlegte, sah nur einen

gar kleinen Mann in schmutzigem Anzug mit Krückstock und Schnupftabaksdose. ‚Kein Held ist ein Held für seinen Lakaien‘ noch für Lakaien überhaupt. Aber bei wem die Schuld, beim Helden oder beim Lakaien?“

Eine betretene Pause folgte, welche Luckner mit dem Ausruf brach: „Ei, ei, Herr Graf, Sie treiben ja mit Leonhart die reine Carlyle'sche Heroenverehrung!“

„Pardon, wenn ich etwas erregt sprach!“ entschuldigte sich der Graf gemessen. „Alles begreife ich. Aber die Keckheit, womit der Gewöhnliche über den Ungewöhnlichen urtheilt und an Ausnahmenaturen denselben Maßstab legt, wie an den Dutzendmenschen, ohne je die menschlichen Schwächen der Größe psychologisch zu begreifen — diese Keckheit allerdings verstehe ich nicht. Wenn man mir bewiese, Shakespeare habe gestohlen, so würde ich mich ehrerbietig jedes Urtheils enthalten.“

Holbach zuckte die Achseln. „Sie ziehen aber so übertriebene Beispiele heran! Was heißt Genie!“

„Ja, das frage ich Sie!“ erwiderte Krastinik kalt. „Wie nennt man heut Mittelmäßigkeit? Reife. Was heißt Genie? ‚Sturm und Drang‘. Und was heißt heut überhaupt so Manches! Was heißt Freundschaft?“ Er warf einen anzüglichen Seitenblick. „Die Fehler und Schwächen eines Menschen durch genauere Kenntniß desselben ausspähen. Was heißt Dankbarkeit? Sich durch die Erinnerung empfangener Dienste belästigt fühlen.“

„Ach, ich verstehe. Leonhart wird Ihnen da wieder allerlei vorgegaukelt haben!“ Wurmb schob nervös seine

Brille zurecht. „Und er selbst — ich könnte Ihnen Wunderdinge —“

„Ach, lieber nicht!“ wehrte Jener kühl ab. „Dergleichen kenne ich. O Gott, wenn künftige Goethe-Pfaffen mit ähnlicher Beharrlichkeit auch in modernsten Waschzetteln wühlen sollten! Der Muthigste schaudere bei diesem Gedanken! Was wird nicht alles zusammengeklatscht! Denn das auszeichnendste Merkmal des Durchschnittsmenschen bilden Klatschsucht und Verlogenheit. Alles wird gelenkt von einem großen Gesetz der Lüge. Wer dem Trieb der Selbsterhaltung gehorcht, dämmt übersprudelnden Wahrheitsdrang. Müßte man nicht ein Engel oder ein — Esel sein, um stets zu sagen, was man denkt? Leonhart ist zu nervös aufrichtig, allerdings. Jede Verstellung ist ihm fremd, jede lebenskluge Vorsicht liegt ihm fern und er selbst entfesselt meist die Verleumdung durch seine Unvorsichtigkeit. — Glauben Sie nicht,“ fuhr der Graf nach einer Pause fort, „daß ich Incorrektheiten Leonharts bezweifele. Aber der eigentliche Kern seines Wesens ist hochherzig und edel. Seine Richtschnur wird ewig bleiben: Die Gerechtigkeit, und das ist die schwerste Tugend. Strebe am ersten nach ihr und alles andere wird Dir von selber zufallen! Ja, diese strenge königliche Tugend schleicht auf Erden als Aschenbrödel umher. Niemand will sie. Lobt sie, war's nie genug; tadelt sie, heißt sie gehässig. So kommt es, daß man den Gerechten am leichtesten der Widersprüche zeihen kann. Was schimpfen Sie über seine Herbheit und rücksichtslose Schärfe! Seine strenge Schroffheit ist eine natürliche Folge gerechter

Verbitterung. Haben seine lieben Mitmenschen nicht von jeher alles aufgeboten, was in ihren Kräften stand, um sein Aufstreben niederzuducken? Müßte er nicht mit Fug und Recht allen heimzahlen, was man an ihm verbrach, wenn nicht seine Verachtung stets seinen Haß im Keim erstickte?"

„Sie überschätzen ihn, Sie überschätzen ihn kolossal!" zeterte Wurmb. „In vieler Beziehung tappt er umher wie ein unreifer Knabe. Man hört da kaum glaubliche Sachen von einem Verhältniß mit einem bemakelten Frauenzimmer. Flachköpfige Freigeisterei jenes Naturalismus, der einfach frech und niederträchtig ist! Diese entartete Schweinerei!" Er brach plötzlich ab und erröthete, man wußte nicht warum. Drückte ihn vielleicht gerade auf der Brust ein Briefchen mit einer Freiherrnkrone, wo eine blaustrümpfelnde „Adah Freiin von Geisenheim, geborene Freiin von Ratzko" ihm den Laufpaß gab, weil er ihr schwärmerisch anbot, mit ihr vor seiner Frau und seinen Kindern nach Amerika zu entfliehn? Und sie hatte ihn doch bloß als Redacteur benutzen wollen, aus der Distanz kokettirend!

„Ich gratulire Ihnen zu Ihrer Philosophie", Krastinik biß sich auf die Lippen, um nicht hellaufzulachen. „Ich sah noch Keinen, der nicht die Leiden und Leidenschaften Anderer recht mit philosophischer Geduld belächelt hätte, noch Keinen, der diese Geduld an sich selbst erprobte. Uebrigens, die Mutter der Weisheit ist doch nun mal die Thorheit. Nur aus Most wird Wein."

„O o! Ich bitt' Sie, wo bleibt aber da die Moral?"

Wurmb schlug wieder mal sein idealistisches Schimpflexikon auf. „O dies Wühlen in Unzucht und Größenwahn! O ruppige Struwelpeterei! Warum gründet er sich nicht eine germanische Häuslichkeit mit einer gebildeten Jungfrau? O der Schande, daß er die Geschöpfe der Straße litteraturfähig macht!! Pfui, pfui darüber!“

„Hm,“ erwiderte der Vertheidiger trocken. „Warum er nicht heiratet, weiß ich nicht. Vermutlich, weil er kein Geld dazu hat. Warum er ces dames in seine Bücher bringt, weiß ich: um die Leidenschaft und die Noth an der abgründigsten Wurzel bloßzulegen.“

„Hm,“ ergänzte Gutmann bedächtig. „Ich kenne ihn ja auch. Er aß einige Mal bei uns. Er erinnert mich an Aurelie von Fellmarch. Sie wissen: die so oft bei uns aß und nachher solche Bosheiten über mich, meine Frau und das Kind geschrieben hat! Ja ja, der Leonhart muß noch älter werden. Wie wird er in zwölf Jahren über sich selber denken!“

„Wenn erst die Reife ..“ hob Holbach wohlwollend an. Aber die Adern auf Krastiniks breiter Stirn schwollen bedenklich: „Um Gotteswillen, vertheidigen Sie ihn nicht!“ Er meinte die bekannte Manier aus Sheridans „Lästerschule,“ wo grade beim Vertheidigen tropfenweise Bosheiten nachsickern.

„Nichts als Rhetorik und Sprachverfälschung!“ keifte Wurmb. „In Leonhart arbeiten nur Verstand und Wissen.“ Der bombastische Schulmeister kniff die bösen Augen und die süßlichen Lippen zusammen und salbaderte

mit feierlicher Weihe. Krastinik aber citirte rasch aufs Gradewohl:

Die Sonne weilt noch auf den Hügeln
Und durch die Flut schießt hin das Boot.
Wir schweben wie auf Engelsflügeln
Hinein ins lichte Abendrot.
Und langsam hebt des Mondes Scheibe
Sich übern Wolkenrand hinan.
Schon wandelt überm Weltgetreibe
Die Liebe ihre lichte Bahn.

In Nebelschleiern rings die Welt versinkt,
Der See den Regenhimmel niedertrinkt.
Nichts bleibt dem Auge wesenhaft bestehen.
Am Fenster nur ein Frauenbildniß winkt
Und eines weißen Kleides Falten wehen.

Doch sieh, ein Blitz zerreißt das Nebelnetz,
Ein Augenblick zeigt Berg und Ufer jetzt.
Dann wieder Alles wie in Nacht versunken.
Und so durchzuckt mich wie ein Allgesetz
Die Leidenschaft, von grellem Lichte trunken

Wenn diese jämmerliche Sterblichkeit
Zum Staube kehrt und wenn der Geist zerbricht
Sein Beingehäuse und zum Himmelslicht
Aufschwebt gleich einer Taube, die befreit
Von enger Ketten drückendem Gewicht —
So wird er finden keine Ruhestätte
In Unermeßlichkeit und Ewigkeit,
Des Friedens lieblichen Olivenzweig,
Bis auch Dein Geist gesprengt das Grabesbette,
Um jauchzend und beseeligt sich dem meinen
Im Bunde der Unsterblichkeit zu einen
Und wir in ewiger Entwicklungskette

Zusammenschwimmen durchs Planetenreich,
Zwei zart-vermischten Sonnenstrahlen gleich.

Ade, Ade, Ade!
Rauscht träumerisch der See.
Der Wind seufzt trüb und hohl:
Lebewohl, lebewohl!

Des Herbstes Sonnenschein
Durchfröstelt mein Gebein.
Die Berge nickend stehn:
Auf Wiedersehn!

Thal, wo ich glücklich war,
Heilig für immerdar
Sei mir Dein letzter Blick.
Vorwärts, Geschick!

Mich lullte sanft Dein Wein
Wie Lotosblumen ein.
Zurück aus stillem Tod
In Kampf und Not!

Und als ich in das Wälschland fuhr,
Da duftete jede Blüte.
Mir quoll und schwoll ein junger Mai
Im welkenden Gemüte.

Und da ich in das Deutschland fuhr,
Sah ich die alten Thaten.
Es knospete nun allerwärts
Von bunten Bleisoldaten.

Es strahlt aus jedem Biergesicht
Die deutsche Lieb und Treue.
O Spiegelberg, ich kenne Dich
In deiner biedern Schläue.

Hier saß ich lang am grünen Uferraine,
Die Blicke ruhten auf den silberhellen
Vom Abendduft verklärten Alpenschwellen.
Leis plätscherte der See, als ob er weine.
O daß für immer aus dem bunten Scheine
Mein Sein zerflösse in die klaren Wellen.
Die Leidenschaften, die uns ewig prellen,
Sind Staub und Mittagsglut, die ich verneine.

Dem verrollenden Sonnenrade
Blutet nach das Wolkenmeer
Und den Goldtrunk sonniger Grade
Trank die bleichende Alpe leer.
Schwebe hoch über den Gletscher Scheitel
Und ich werde mir selber fremd.
Starr vereist, was irdisch eitel
Je den Lebensstrom gehemmt.

Dicht am Abgrund bin ich hingegangen,
Hauch des Todes streifte meine Wangen,
Unter mir aus düsterer Tannennacht
Glitzerte des Stromes Silberschacht,
Und am Abgrund bin ich hingegangen
In der brünstigen Leidenschaft Verlangen,
Unter mir als trauter Weggesell
Rauschte hin der wahren Liebe Quell.

„Ist das nüchterne Verständigkeit oder ist das tiefquellender Ausdruck wahrster Leidenschaft und Empfindung?“ Alle schwiegen.

„Mein Gott,“ rief Gutmann achselzuckend. „Sie thun ja gerade so, als ob zwischen Ihrem Abgott und

allen andern lebenden Dichtern eine Kluft gähnte, als ob er nicht nur der Erste wäre, sondern gleichsam allein auf einer Insel säße und das übrige Völkchen weitab von ihm."

„So ist es auch," bekräftigte Krastinik halblaut. „Wenigstens ist etwas Wahres daran."

„Ja, lieber Graf," Wurmb und Dondershausen zuckten vielsagend die Achseln, „man hört Sie ja ruhig an, man läßt sie ausreden. Aber man weiß wirklich nicht . . . man versteht kein Wort . . . es schwindelt Einem . . ."

„Ich kenne ihn ja doch auch am Ende," hob Gutmann an und warf sich in die Brust. „Noch zuletzt, als ich ihn sprach (er aß etwas bei mir), sagte ich ihm: ‚Leonhart, Sie sind noch unerfahren. Sie vermöbeln zwar In- und Ausland, allein jene berühmte Kneipe, wo Sie als neuer Shakespeare mit Ihren Gebrüdern Green, Dekker und Heywood zusammensaßen, ist das Symbol jener Lächerlichkeit . ."

„Ach so, das wollten Sie ihm sagen?" schnitt Krastinik weitere Fanfaronaden ironisch ab. „Hören Sie auf, lieber Herr! Das würden Sie halt wagen, ihm an den Kopf zu werfen! O Jesus Maria!"

„Nun, um ad rem zurückzukommen, worin unterscheidet sich der erlauchte Dingsda denn von uns andern?" Dondershausen grinste wie ein Affe, der in einen sauren Apfel beißt, während Wurmb süßlich lächelte, als sinne er gerade auf eine schurkische Perfidie.

Gutmann machte ein dummes Gesicht, das jedoch einer gewissen Bosheit nicht entbehrte. Luckner fummelte allerlei unzusammenhängende Redensarten dazwischen. Leonhart verstehe nichts von dem einzig wahren Urborn der Poesie, der Germaniestik. (Er sprach dies Wort immer mit einem langen I.) Ein Mensch, der nicht Jakob Grimm studirt habe und über Scheffel, den größten deutschen Dichter nach Goethe, herablassend urtheile, er sei nur ein reizender Idylliker! Neulich noch habe Leonhart sich darüber mokirt, daß Scheffel ins Irrenhaus gewandert sei, weil ihm die dargebrachten Huldigungen der undankbaren deutschen Nation nicht genügten, und daß der biedere Dichter die 46.—49. Auflage seines „Ekkehard" mit großem Kostenaufwand selbst aufgekauft habe, um die 50. Jubiliäumsauflage zu ermöglichen. Auch sei die Fühlung des jungen Poeten zu dem Altmeister und dem „Ring der Nibelungen" nur gering. Das war für Luckner entscheidend. Nach dem Grundsatz, der heut die Welt regiert: Richard Wagner est asylum ignorantiae, versenkte sich der harmlose Knirps-Pimper (wie Leonhart, dessen Verachtung stets drollige Naturlaute fand, ihn zu nennen pflegte) in Musikkennerschaft, um sich über seine Dichterlähmung zu trösten. Für ihn schien das Welträthsel in Bayreuth gelöst. Wie der Bayreuther Meister des Größenwahns keinen Gott neben sich erkannte, so betrachtet auch die Wagner-Gemeinde jeden, der nicht auf ihre lächerliche Einseitigkeit schwört, als eine Art Heiden, und wer noch an die Möglichkeit anderer Weltpropheten glaubt, als Verbrecher. Der Richard Wagner-

Humbug bildet ja gleichsam die symbolische Spitze für alle Großmannssucht unserer Zeit.

Krastinik überlegte wie es schien, und sammelte vielleicht Erinnerungen an Aussprüche seines Meisters. Dann erwiderte er gemessen auf Dondershausens Frage: „Bei den Anderen, deren Schaffen trotz aller äußeren Geschlossenheit als innerlich zerstückelt wirkt, stehn wir immer in enge Kreise gebannt, mit beiden Füßen auf der Erde — das heißt auf den Brettern, welche die Welt bedeuten. Nie wird man bei ihnen die Empfindung des bloßen Theaterspielens los. Kombinirt Leonhart dramatische Gegensätze, so gehen sie stets in symbolische Tiefen hinab, während sich bei Anderen die Leute ganz handgreiflich-plump mit ihrem schrecklichen Edelmuth wie mit einer moralischen Ohrfeige drohen. Leonhart's Vorbild scheint offenbar Shakespeare, welcher auch in seinen realistischen Dramen überall Durchblicke ins Ewige eröffnet. So die Villegiatura von Belmonte im „Kaufmann von Venedig". Dort zerreißt der Vorhang hinter dem Saal des Dogenpalastes, wo man über weltliches Recht und Unrecht streitet, und man erschaut das Ewige in der Mondnacht, wo Lorenzo mit Jessica träumt: „Auch nicht der kleinste Stern, den Du da siehst, der nicht im Schwunge wie ein Engel singt." Was also ist dieser ganze kleine Erdball, mahnt uns der Dichter, dieser Stern unter größeren Sternen! Ist aller irdische Streit nicht müßig?"

„Aber ich bitt' Sie! Shakespeare! Ja, wer möchte den Herkules preisen, den Niemand tadelt — sagt ein

lateinisches Sprüchwort. Shakespeare und Leonhart! Wo liegt da der Zusammenhang! Alle Achtung vor dessen Leistungen, aber —"

„Was er ist und kann, können wir jetzt immer noch nicht beurtheilen, so großartig er auch schon als Gesammterscheinung sich darstellt. Denn er, der eigentliche deutsch-nationale Dichterrealismus, ringt augenblicklich noch mit sich selber, hat sich noch nicht zur letzten Lösung durchgerungen. Er thürmt Cyklopenmauern, hinter denen ein Riese seine Waffen thürmt." Die verbündeten Eklektiker sahen den Grafen so dämlich an, wie die Ochsen vor'm neuen Thor, so daß dieser sich jetzt eilig empfahl.

Nur Holbach nickte langsam vor sich hin, indem er mit seltsam düsterem Ausdruck wieder ins Leere starrte. Seine löwenhafte Reckennatur verseuchte sich zwar durch und durch mit füchsischer Balancir-Verlogenheit eines Weltlings; er repräsentirte gleichsam als Typus die Welt, also die Lüge. Aber das wirkliche Wohlwollen, das ehrliche breite Herz, das unter all der schwindelhaften Schauspielerei in seiner breiten Brust schlug, errieth intuitiv Manches und fühlte instinktive Verwandschaft: Beide hatten ihren wahren Beruf verfehlt.

Als Krastinik gegangen, faßte Arthur Gutmann den Gesammteindruck der illüstren Versammlung zusammen, indem er nachdenklich murmelte: „Wo mag wohl der Grund stecken, daß der Graf diesen Leonhart so eifrig vertheidigt? Sollte Jener vielleicht grade einen lobenden Essay über Krastinik schreiben wollen?"

Ist doch der Begriff einer unbeeinflußten Kritik

längst entschwunden. Man hat heut Kunstbutter, Kunstmilch, alles ist unecht, selbst das Genie wird man noch fälschen können.

III.

Leonhart sah wochenlang keinen Menschen und schloß sich in seine Kammer ein. Er zermarterte wieder sein Gehirn mit tausend Ueberflüssigkeiten, indem er mit dumpfem Groll an die Verräthereien dachte, welche all die Judasse um ihn her gewiß hinterm Rücken an ihm verübten. Mit düsterm Groll reckte er seinen Arm vor sich hin und schwor sich: „Wenn ich je falle (wer weiß, wie und wo sie mir doch noch ein Bein stellen), so reiße ich euch alle mit in den Abgrund!"

Wieder sprach in ihm jene innere Stimme seines Gerechtigkeitsgefühls, das ihn stets schwächte, weil nur der Einseitige durch Selbstsucht stark wird: „Bist denn Du selber ohne Schuld?"

Aber da erhob sich eine andere Stimme in ihm, gewaltig wie die Wahrheit, und laut rief er es zum Himmel empor, daß die Wände seiner Stube dröhnten: „Ich bin nicht ohne Schuld, doch ihr seid schuldig. Schuldig aller Sünden wider den Heiligen Geist, — jener einen Sünde, die nimmer vergeben wird."

Er wünschte blutige Thränen zu weinen, dieser angebliche Ewigkeitsmensch, immer und immer wieder durch Nichtiges abgelenkt und innerlich zerrieben. Viele Tropfen höhlen den Stein — der nie endende nagende Aerger

unterhöhlte seine Geisteskraft. Facit indignatio versum — aber wenn die Indignation nie aufhört, so versiegen auch die Verse zuletzt.

Das ist ja eben das Erhebende bei der deutschen Geschäftslitteratur und -Kunst, daß man die durchgehende Gemeinheit der Welt dort concentrirt findet, gleichsam symbolisch. —

Leonhart's Gehirn fing an, durch sein zerrüttetes Nervensystem und seinen krankhaften Gemüthszustand geschwächt zu werden. Die unnatürliche Lebensweise der jungen Leute in Berlin, das nächtelange Umherschwärmen in den Kneipen und Nachtcafés, das sogenannte „Sumpfen“ lähmt die frische Schwungkraft. Seit er ein ständiger Zuschauer bei dem Hypnotiseur Hansen geworden war, ging es vollends mit ihm bergab. Dieser benutzte ihn bei seinen Experimenten und die leichte Nervose Leonharts wurde hierdurch noch verschlimmert. Er bildete sich ein, magnetische Kräfte zu besitzen; er abonnirte sich auf die „Sphinx“, das Leiborgan der Spiritisten, und ließ sich von einer Collegin, die als begeisterte Prophetin des Spiritusmus galt, immer tiefer in dessen Geheimnisse einweihen. Ueberall sah er gewissermaßen Gespenster seiner Vergangenheit um sich her. In jeder Droschke, wo ein leidlich ähnliches Gesicht herausnickte, glaubte er eine verlassene Geliebte zu erkennen. In der Hasenhaide bummelnd, sah er einst vor der Bude „Des de Mona“ (soll heißen: Desdemona) eine Gestalt mit einem Packet vor sich hergehn, die er zu erkennen glaubte. Er machte sich sofort auf die Beine und stiefelte ihr nach, trotzdem

bei der großen Hitze ihm der Schweiß aus allen Poren rann. Als er sie erreichte, drehte sich die Unbekannte um — ein wildfremdes Gesicht starrte ihn an, so daß er, verlegen etwas vor sich hinstotternd, eiligst vorüberging. Er fing an, um Mitternacht hallucinative Gedichte zu entwerfen — vulkanische Ideen- und Gefühlsmassen machten sich Luft, um alsbald in kalter Lava zu erstarren. Kein „Blümlein wunderhold“ sproßte aus den Abgrundrissen seiner Träume empor — nur Erdpechflammen zuckten gespenstig auf. Sobald einmal ein Gehirn eine solche Richtung genommen hat, daß seine Begriffe alle transcendental werden, sobald also wirkliche Hallucinationen vorliegen, wirkt auch dies wie realistische Wahrheit. So ist Dante zu erklären. Das Menschengehirn hat keine Grenzen, mag also auch transcendental denken. Maßstab für das Alles bleibt nur immer das Streben nach Wahrheit, welches innere Wahrhaftigkeit verbürgt, selbst bei der tollsten Exaltation. — —

Eine gewisse auffallende Kleinlichkeit paart sich oft in einem groß veranlagten Gehirn mit den umfassendsten Ideen. Es ist charakteristisch, daß Goethe auf seinen Manuskripten keinen Klex dulden konnte. Napoleon's welterobernder Geist beschäftigte sich oft mit den kleinsten Nebendingen des ungeheuren von ihm geleiteten Räderwerks und fühlte sich gepeinigt durch die kleinsten Störungen desselben.

So giebt es Schriftsteller, die von ihren Druckfehlern selbst in der Erinnerung noch gefoltert werden. Nun ist ein Druckfehler ja ein häßlich Ding. Aber es steht fest,

daß man selbst die auffälligsten Druckfehler als bloßer Leser übersieht, weil man mehr erräth als liest. Auch bringt es die sonstige Gleichgültigkeit des Lesers mit sich, daß er einen Druckfehler nie tragisch und als Störung empfindet, während der Autor seinen reinlichen Stil unauslöschlich schimpfirt glaubt.

Der Corrector hat ein wichtiges Amt, dessen er sich kaum bewußt. Seine Nachlässigkeit kann einen Autor unglücklich machen. Was hilft's, wenn eine Autoren-Correctur mangelhaft ausgeführt, hinterher darüber zu jammern! Geschehn ist geschehn, und der Flecken bleibt für ewige Zeiten haften, über dem ein Autor verzweifelnd brüten mag, da ihn ein durch Corrector-Nachlässigkeit ruinirter Satz ewig wie ein Vorwurf drückt. Man pflegt zu trösten: Jeder sehe ja, daß dies ein Druckfehler sei! Welch' ein Irrthum! Das Publikum liest so blind und dumm, daß es dergleichen Fehler wirklich für baare Münze nimmt und sich den Kopf über den Sinn derselben zerbricht.

Dieses Kleben am Kleinlichen tritt als natürliche Reaction ein bei Größen, die sonst nur zu sehr ins Große und Weite schauen. So rächt sich die Alltäglichkeit des Außenlebens am Ungewöhnlichen.

Unter solcher Reaction litt eben Leonhart's Ueberarbeitung.

Immer aufs neue zogen ihn allerlei Erbärmlichkeiten ab. Seine ganze poetische Stimmung ging zum Teufel. Schadenfroh wußte man ihn überall bei fremden Fehden zu verwerthen. Vorsicht, Vorsicht mangelte ihm ewig.

Stets ließ er sich zu tief in jede persönliche Zwistigkeit ein und die alberne Furcht vor der Verleumdung der Welt fraß sich immer tiefer. Doch hatte er so Unrecht? Kann nicht aus jeder Mücke ein Elephant werden, den man aufbläht, um die Laufbahn eines genialen Menschen zu hemmen? Ein unbedacht entfallenes Wort wird zum Verbrechen. Man verliest einseitig Briefe und Urtheile über einen Abwesenden, der sich nicht wehren kann. Ewig verleitete ihn seine Gutmüthigkeit, für andre Leute zu eifrig Partei zu nehmen, als wäre dies seine eigene Sache. Er bedachte nicht, daß die Welt überhaupt nicht an selbstloses Wohlwollen glaubt und Allem unlautere Motive unterschiebt. Seine krankhaft argwöhnische Seele, die ängstlich hinterm Rücken Ohren trug, um auf das Geflüster der Menschen zu horchen, setzte immer das Uebelste voraus. Dann aber wuchs auch andererseits sein kühner Muth und er sah Allem fest ins Auge. Was konnte man ihm anhaben, ihm, der über Alles erhaben!

Er fühlte sich rein, er durfte es, so weit er von Pharisäismus entfernt und so oft er an seine Brust schlug: Gott sei mir Sünder gnädig! Denn Viele hielten ihn für edler als er war, Jeder beanspruchte Hülfe von ihm, und raisonnirte, wenn er sie nicht erhielt. Wer aber hatte ihm denn geholfen, wo sein Leben doch so viel wichtiger? Nichts komischer, als die überspannten Anforderungen an die Menschen höherer Art, da man doch die Herzensroheit der sonstigen Gesellschaft kennt. Den riesenhaften Egoismus eines Napoleon zugestanden, stellt ein Vernünftiger stets die Frage, ob die Mehrzahl der

Menschen nicht in ihrer winzigen Weise genau den gleichen Grad von Egoismus verkörpere — ohne die Entschuldigung des Genies dafür beanspruchen zu können. Nichts aber bereitet dem kleinen Philistergeiste so innigen Genuß, als die Schwächen und Mängel der Größe zu erspähen. So wird denn ein unmöglicher Maßstab sittlicher Vollkommenheit angelegt. Man will nicht begreifen, daß auch der größte Mensch nur eben ein — Mensch bleibt und sich der Nothdurft menschlicher Schwäche nicht entziehen kann. Man fragt erstaunt, selbst wenn man vorurtheilslos den sonst edlen Grundstoff einer genialen Natur würdigt, wie es denn möglich, so viel Niedrigkeit mit so viel Größe zu vereinen. Und doch liegt es in der Artung der Ausnahmenaturen, daß sie alle menschlichen Seiten in sich vereinen. Selbstlose Begeisterung paart sich kalter Berechnung, ideale Reinheit schmutziger Sinnengier.

Verzweifelnd an seinem eingeschnürten Leben, suchte Leonhart seine einzige Rettung und Erhebung in der Betrachtung einer edleren Vorzeit. Aus der erstickenden Wirrniß der zwerghaften Kleinigkeitskrämer flüchtete er in den Verkehr mit Geistern vergangener Tage. Seine düstere mystische Gluth entflammte sich an der thatkräftigen Askese des Puritanismus. War nicht auch Cromwell erst in hohem Alter nach vergeudeter Jugend erweckt worden zum Dienste Gottes? „Hie Schwert des Herrn und Gideon! Der Herr hat sie in unsre Hände gegeben!" Der wilde Größenwahn des Puritanismus, der sich berufen fühlte alle Gewaltigen der Erde wie Stoppeln zu vertilgen mit der Schärfe des Schwertes, seiner Gottes-

sendung bewußt, durchrann die Adern des skeptischen Berliners. Durch Cromwells Briefe und Reden geht ein Ton wie von klirrendem Stahl und Milton's Prosa-Polemik stampft wuchtig einher, wie ein Cromwellscher Kürassier im Büffelkoller. — Noch wirft der große Oliver seinen Schatten über das Inselreich, ob auch der Junkerei Hyänenzahn seinen Staub ausscharrte und in die Lüfte streute. Recht so. Die Luft trug ihn über Meer und Länder als befruchtenden Samen, bis die „Maiblume" der transatlantischen Republik emporwuchs. Stets auftersteht im Angelsachsenthum der alte Puritaner.

Sein Schlachtruf rauschte durch das Sternenbanner auf der Schanze von Bunkershill. Und ein Jahrhundert darauf, bei Appotomax Court Station, als vor den neuen „Rundköpfen" die neuen „Kavaliere" den Degen streckten — auch da ritt Cromwells Geist mit Bibel und Feldherrnstab die Reihen entlang. Und im heißen Sande des Sudan, als Gordon sich als Sühnopfer weihte für seines Volkes Sünden, da beugte sich Cromwells Schatten herab auf den letzten Puritaner.

Als der Freischärler sich in den Sattel schwang, zählte er 42 Jahre. Und binnen sieben Jahren erreichte er die höchste Feldherrnstufe, ohne je Soldat gewesen zu sein, so wie ja Friedrich der Große ursprünglich Abneigung gegen alles Soldatenthum empfand und doch blitzschnell die höchsten Höhen der Strategie erklomm. Die innere Untheilbarkeit der genialen Begabung bedarf ja keines Drills, da in jedem Helden ein Dichter, in jedem Dichter ein Held steckt. . . .

In wildem Grimm, seiner eigenen Ohnmacht bewußt, schleuderte er „Gebete eines Puritaners“ aufs Papier:

In meiner Seele haust der Tod.
Jehovah, will dein streng Gebot,
Daß ich soll untergehen?
Der Feinde Schaar ist übergroß
Und ich bin arm und schwach und bloß.
Wie soll ich da bestehen?

In meiner Seele haust der Tod.
Ringsum die feige Meute droht.
Und du hast mich verlassen?
Ich schreie nach Gerechtigkeit.
So strafe der Philister Neid,
Die deinen Diener hassen!

Du bist es, der mich kämpfen heißt.
In deine Hände, heiliger Geist,
Befehl' ich meine Sache.
Die Dummheit und die Schurkerei
Erbebt vor meinem Todesschrei.
Donnre, du Gott der Rache!

Schlag mich ans Kreuz, verfluchte Rotte!
Begeifere, was die Größe that!
Doch glaubt dem unbekannten Gotte:
Euch allen die Vernichtung naht.

Ich werde schreckbar mich erheben
Und Euch zermalmen Stück für Stück,
Daß in erbleichendem Erbeben
Ihr schaudert in Euch selbst zurück.

Du über den Dingen schwebende Gotteskraft,
Aus irdischem Wehe schrei' ich empor zu Dir,
Der in ewig sonniger Klarheit
Thront und richtet!

Lockre des Lebens Bürde auf meinen Schultern,
Nimm die drückende Last von meiner Stirne
Der uralten ewig neuen
Martergedanken!

Nicht erhören sollst Du des Sünders Flehn,
Wenn ich die Sünde, die nimmer vergeben wird,
Wider den heiligen Geist die Sünde
Je ich verbrochen!

Wenn meines Hohns versengender Racheblitz,
Wenn meines Zornes Donner geschleudert je,
Ohne vollgerechte Vergeltung
Der Unbill zu üben!

Wenn dies Gezücht, das schmutzig erbärmliche,
Das mich umkreucht wie zischende Schlangenbrut,
Je gerecht an mir gehandelt
In prahlender Dummheit!

Wenn diese Welt in Waffen, die mich umtobt,
Wenn dieser falschen Freundlinge Selbstigkeit,
Wenn all die neidgeblähten Männlein
Nicht strotzen von Ohnmacht!

Wenn nicht gefrevelt diese verderbte Zeit
An Deinem Erwählten, heiliger strenger Gott,
Wenn nicht moschustriefende Zwerge
Den Riesen geblendet!

Jehova, räche mich! Schenk mir die alte Kraft,
Daß der Philister gleißendes Götzenhaus
Ich zerbreche, auf daß meine Seele
Stirbt mit den Heiden!

Ja, Du erhörst mich, ja, Du erfüllst mein Flehn.
Ich allein gegen sie alle, Ich!
Denn Ein Gott nur lebt im Himmel.
Zittert, ihr Götzen!

Unbeschreiblicher Geisterduft spann sich um ihn her, lehrte ihn die lautlose Sprache einer anderen Welt. Sein Dasein gestaltete sich ihm zur bloßen Pantomime, welche das Wesen und das Wesenlose verquickte und in welcher die eigne Existenz zu einem Schattenspiel der Laterna Magica des Unendlichen ward.

Und doch untergrub diese Weltentrücktheit noch mehr sein Nervensystem. Oft hält man für Charakterschwäche, was Nervenschwäche sein mag. Der Magenkranke ißt am liebsten das Unverdaulichste, der Nervöse sucht ordentlich das ihm Schädliche. Denn eine verhängnißvolle Tendenz zum Unheil liegt in der Menschennatur.

Der Verfolgungswahn brach aus. Ueberall ahnte er Gefahren, sah überall Schurken, die seine Schritte belauerten. Zugleich brach dabei das kranke Gewissen durch. Denn wer nichts zu fürchten hat, der fürchtet auch nichts.

Jene unsagbare Angst, die ihn manchmal befiel, überkam ihn. Während er angesichts jeder Gefahr sich zu be-

herrschen wußte, auf hoher Plattform den Trieb sich hinabzustürzen bezwang, bewältigten ihn im Halbschlaf ähnliche Vorstellungen mit lebenswirklicher Todesangst. Er wand sich hin und her, von schrecklichen Träumen gequält. Und zugleich erfüllte ihn das Bewußtsein, daß seine eigene Unvorsichtigkeit diese grundlosen Befürchtungen heraufbeschwor. Als echter Phantasiemensch lebte er stets in der Minute und kannte da keine Vorsicht noch Rücksicht. In drei litterarische Prozesse zugleich war er als Zeuge verwickelt. In einem sollte eine Postkarte vorgelegt werden, welche Böswillige mißdeuten konnten. In dem andern hatte er nicht ganz correct gehandelt und in dem dritten erschien er theilweise selber schuldig. Seine Phantasie malte ihm nun unabläßig das Schlimmste vor, was irgend eintreten möchte! Die Verleumdung der Welt konnte sich an jede Kleinigkeit heften und die Dinge ausspinnen! In dem allen aber mahnte doch das heimliche Bewußtsein, daß man insofern etwas Richtiges rathen könne, als er, wie jeder Mensch, so manchen Punkt in seinem Leben wußte, der keineswegs dem idealen Bilde entsprach, das seine Verehrer von ihm entwarfen. Oft war er kleinlich und selbstsüchtig, oft lächerlich gewesen (bekanntlich fürchtet der Mensch noch mehr lächerlich, als gemein, zu erscheinen). Und schon dies quälte sein überzartes Gewissen, wie Andere ein wirkliches Vergehen.

Mitten in diesem Zustand eines kindischen „Angstgefühls“, dem Psychiater als Anzeichen einer schweren Nervenkrankheit wohlbekannt, producirte er aber unaufhörlich mit überreizter Fruchtbarkeit.

Leonhart schien wirklich ein Genie-Ungeheuer. Was er wollte, konnte er. Er schleuderte seine Genialitäten aufs Papier, willenlos. Zugleich stieg seine Macht, ohne daß er es wollte. Sein Willenszentrum schien so überwältigend, daß es gleichsam magnetisch ausstrahlte, und Andere, ohne es zu ahnen, in seine Bahn gezwungen wurden.

Das Innere des Genies scheint ein Krater, der fortwährend explodirt und innere Umwälzungen mitmacht. In Folge dessen fühlt sich die Außenwelt dadurch beunruhigt und bedroht. Nun sind aber die Flammenausbrüche des Genies nicht nur verheerend, sondern auch fruchtbar machend wie Nilüberschwemmungen. Erst wenn der Krater schweigt, sieht man, daß Paradiese aus der Erde schossen. — —

Kürzlich war er einem früheren Liebchen begegnet, die als Gesellschafterin einer alten Dame in demselben Hause wie er gewohnt hatte. Er war von dort verzogen. Der Zufall wollte es, daß er eines Tages am Schöneberger Ufer auf sie stieß. In dem Entzücken des Wiedersehens benahm sie sich so anstößig liebevoll, als gebe es gar keine Menschen auf der Straße, so daß er, halb gerührt, halb um unangenehme Ueberraschung zu vermeiden, ihr vorschlug, sie zu Hause zu besuchen. Ihre Dame war zufällig auf eine Woche verreist und sie sollte das Haus hüten. Aber würde der Portier nicht merken — nein, sie in ihrer Leidenschaft redete ihm das aus. Wirklich kamen sie auch unangefochten in ihre Parterre-Wohnung, wo sie, kaum angelangt, in einem Liebes-

paroxysmus über ihn herfiel, daß ihm der Hut vom Kopfe flog. Wer kann dem Wirbelwind widerstehn, wenn ein Weib seinen Willen haben will! Sie habe in letzter Zeit den „Faust“ gelesen und sich an Gretchens Stelle versetzt. Und Die könne sie nicht beklagen, sondern nur beneiden. Sie habe Den genossen, den sie liebte. Was hätten denn Andre vom Leben! Jeden Abend einsam am Fenster sitzen und an den Einen denken! Sie solle sich einen Bräutigam, der's ehrlich meine, anschaffen? Ja, wo fände sich der! Und wenn auch, sie mache sich doch nun mal aus allen Männern nichts, außer Einem. Und die Männer seien alle schlecht, die Weiber freilich auch. Aber er, er allein sei gut. Ja doch, wenn er auch nichts davon hören wolle. Man brauche nur in seine Augen zu sehn, dann sehe man, er sei doch ein guter guter Mensch, wenn auch manchmal etwas unwirsch und heftig.

Dann kamen die Geschichten von all den Nachstellungen, denen sie ausgesetzt, da sie ja auffallend hübsch. Dann wieder ein Strom von Zärtlichkeiten. Mitleid und Leidenschaft zugleich ergriffen ihn, als sie so anbetend vor seinem „Genie“ (sie sprach es wie „Jenny“ aus) auf den Knieen lag, obschon sie im Grunde nur mit „Mein Fritz, mein Fritz“ ihr Eigenthumsrecht auf ihn betonte. Das Sopha war weich. Draußen auf dem Hofe spielte ein Leierkasten — —

Heftiges Klingeln weckte sie auf. Als sie mit noch ziemlich verwirrten Kleidern zur Thür eilte, ergab es sich, daß der Portier Unrath witterte und es für strafbar

erklärte, fremde Herrn in die Wohnung zu bringen; dazu sei sie nicht von ihrer Gebieterin zurückgelassen. „Das ist ja nur mein Bruder!“ versicherte sie. Nach einigem Parlamentiren gab sich der Mann mit dieser berühmten Ausrede zufrieden und verschwand brummend vom Schauplatz seiner Pflichterfüllung, da die Bediensteten und Portiersleute meist zueinanderhalten. „Ach, ich habe ja Ausrede gemacht!“ wiederholte sie mehrmals, als er sich hastig zum Aufbruch fertig machte. Er aber wollte durchaus nicht bleiben, durchaus nicht. Ein widerlicher Schrecken befiel ihn. Wenn man ihn nun hier überraschte — es hing ja nur an einem Haar —, welch ein Skandal! Und der Ruf des unglücklichen Mädchens für immer ruinirt. Wenn das Weib auch rücksichtslos und schrankenlos sich hingiebt, nur den einen Zweck im Auge, so sollte doch der Mann um so mehr sich zu beherrschen wissen. Und ach, er liebte sie ja nicht!

Lüderlichkeit scheint das einzige Mittel, um sich über die Qualen der Liebe wegzusetzen. Die Sinnlichkeit birgt das Lebensproblem. Nur wer sie überwand, ist glücklich. Traurig genug, daß sich mit Genialität fast immer eine abnorme Sinnlichkeit paart. Und was sucht Sinnenlust anders als Liebe? Und scheint nicht Liebe nur ein ewiges Suchen und nicht Finden? Ueberall in jeder Verbindung steckt irgendwas, was vom weltlichen oder vom seelischen Standpunkt aus nicht befriedigt. —

Den Tod im Herzen, riß er sich los, während sie, wie eine Klette an ihm hängend, bis vors Haus (es dämmerte, ein Sonntag-Abend) ihn hinausgeleitete. Wenn

nun aus dieser Ueberrumpelung eines Augenblicks endlose Folgen entstanden, was dann? Schon brach bei ihr der naive Größenwahn aus, der in jedem Weibe schlummert. Wie die Dienstmädchen heut als Damen sich kleiden und das Theuerste grade gut genug finden, so stellt sich auch jedes Weib, ob hoch ob niedrig, auch sofort ihrem Liebhaber gleich, sobald dieser einmal mit ihr demselben Naturtrieb gefröhnt. Die Maitressen der Fürsten sehen nur einen Mann, der nebenbei auch Fürst heißt und dessen geheimsten Schwächen sie kennen.

So behandelte auch dies Mädchen im Triumph eines erlangten Liebeswunsches den Gegenstand desselben schon ganz als ihr zugehörig. Natürlich mußten sie sich morgen gleich wieder treffen, und als er Ausflüchte fand, schalt sie ihn mit zärtlicher Zudringlichkeit.

Auch das noch! Als ein recht trister Würdegreis wankte das Opfer einer erzwungenen Liebe heim und fluchte seiner Schwäche. Und war er etwa schuldlos? Hatte er früher nicht selbst mit dem Mädel angebändelt und ihr nachgestellt? War sie nicht blos ihm allein als Beute zugefallen mit der ehrlichen Zuneigung eines naiven Gemüths? Vor dem Tribunal einer höheren Sittlichkeit blieb er ein Schurke, wenn er das Mädchen nun einfach abschüttelte. Abgesehn davon, was noch leider daraus kommen und was ja Niemand berechnen konnte.

Dazu führen stets diese kleinen Unregelmäßigkeiten, welche die meisten Männer auf die leichte Achsel zu

nehmen pflegen. Niedrig plebejische „Verhältnisse", eigentlich doch komischer Art. Allein, was blieb denn ihm anders übrig, einem jungen Mann und armen Teufel? „Verhältnisse" in der „guten" Gesellschaft kommen viel seltener vor, als das thörichte Gerede annimmt. Und zum Heirathen gehören drei Dinge: Erstens Geld, zweitens Geld und drittens nochmals Geld. Und das besitzt man heut genügend erst, wenn die Zähne schon wacklig werden.

So wie er litten die Meisten. Und wer nicht mal mit solchen „Verhältnissen" beglückt, bleibt auf die Kellnerin und die Straßendirne angewiesen, auf die käuflichen Silberlinge und auf die Charité.

Nach der Dresdener Straße zu seiner Tante Meyer war er seit jenem Abend mit Schmoller nicht mehr hinausgepilgert. Als er sie neulich auf der Straße traf, hatte sie häßlich aufgelacht und ihm den Rücken gekehrt.

Er war wie vom Donner gerührt. Eine unabsehbare Perspektive möglicher Unannehmlichkeiten eröffnete sich vor ihm. Er erkannte, wie Schmoller's böse Zunge jenen Abend ausnützen konnte, welchen Grund zum Klatsch er den lieben Herren Collegen geben würde, in welche seltsame Zwangslage er unter Umständen gerathe. Nachdem nämlich sein Incognito gebrochen und sein dortiges Verkehren festgestellt, mußte die semitische Helena auch bald dahinter kommen, daß er sie in seinem naturalistischen Venuslied „Isauscha" abconterfeit.

Sein Nervensystem zitterte in allen Fugen, Ekel und

Gram quollen ihm zum Magen auf, so daß er eine Art Angst-Cholerine bekam. Schlaflos wälzte er sich hin und her, Nacht für Nacht .. Was würde sie thun? Er erwartete bestimmt, daß sie ihm schreiben werde. Nichts .. Sie hatten ja freilich einander nichts vorzuwerfen. Allein ein Weib denkt über so etwas ganz anders.

Gräßliche Träume plagten ihn, die einen seltsamen erotischen Schrecken verriethen, der seinem Zustand entsprach.

Er sah sich als Zwangsgeliebter der Semiramis, den sie in rasender Tobsucht mänadisch erdrosselt und zerreißt. Und dabei spürte er sich widerstandsunfähig und empfand eine gewisse tödtliche Wollust bei diesem entehrenden Liebestod. War's auch nur ein Traum, aus dem er schweißgebadet erwachte, so lag doch eine düstre Beichte darin, die er sich wachend kaum zu bekennen wagte.

Liebte er jenes Weib? Nein. Er liebte überhaupt nichts. Er suchte nur vergeblich nach einem würdigen Objekt seiner verhaltenen Sinnengier.

Die entsetzliche Liebeskrankheit befiel ihn wieder und nagte an seinen Eingeweiden. Was hilfts dagegen anzukämpfen! Die erotische Leidenschaft herrscht als stärkste von allen, und hat sie sich auf einen einzigen Gegenstand concentrirt, so bricht sie ewig wieder nach derselben Richtung hin hervor. Welch ein Gefühl, mit einem Geheimniß solcher Art umherwandeln zu müssen! Ein Gefühl, das man wie eine Selbstentehrung verbirgt und wie einen Makel empfindet.

Ewig sah er sie vor sich. Vergaß sie ihn wirklich? Was war geschehen? Hatte sie ihm nicht unzähligemal geschworen, daß sie ihn wahnsinnig liebe „ihn nur allein“ und nur sein mephistophelisches Hohnlächeln fürchte? „Ich sage Dir alles, alles, und glaube Dir alles, und Du sagst mir nichts, gar nichts.“ Nun wußte sie ja — — Ein niedlicher Tasso mit solch einer Leonore! Und doch!

Schon in der antiken Entfesselung aller Genußsuchtinstinkte erklärten Lukrez und andere Jünger des Epikur Entäußerung von allen Leidenschaften für das wahre Glück des Menschen. Scheint dies nicht vielmehr Temperamentssache? Bietet nicht die Leidenschaft der Liebe eine stärkere Erfüllung jener inneren Sehnsucht, welcher kein Mensch sich entschlagen kann, als die olympische Ruhe des Denkers oder des Christen?

Und andrerseits, man betrachte das Leben eines Mannes der That, der aus eigener Kraft die höchsten Ziele des Ehrgeizes erklomm, welch ein unermeßlich unglückliches Leben! Wieviel süßer eine Stunde am warmen Busen des geliebten Weibes, als alle Stunden „krönender Gnade“, höchsten Triumphes! Und dort kommt wenigstens die Nervenreizung durch schmetternde Trompeten, Rosseschnauben, wehende Standarten, Blut und Pulverdampf hinzu. Hingegen die Befriedigung des geistigen Arbeiters, etwa durch das schale Lob auf bedrucktem Papier, wie werthlos wäre sie, wenn nicht die Arbeit selbst ihm Nervenreizung gewährte!

Die Sinne wollen gesättigt sein, koste es was wolle. Wozu das Belasten mit allem möglichen Wissen! Was

frommt es, sich mit den Begebenheiten der Vergangenheit vertraut zu machen! Wieviel glücklicher der Handwerker in seinen vier Pfählen bei Weib und Kind, dessen Gedanken nicht über sein Tagewerk hinausgehn! Traurige Ehre, ein „Erwählter des Herrn" zu sein! Sei lieber der Erwählte eines Weibes, das dein Gemüth und deine Sinne befriedigt! Die geschlechtliche Liebe ist die einzige Poesie des Glücks, die einzige Leidenschaft, die kein wesenloses Ziel erheischt. Halb Empfindsamkeit, halb Schmutzerei. Man sollte für jede Hälfte zugleich ein verschiedenes Liebesobjekt wählen. Natur verlangt's. . . . .

Als er nach längerer Pause, dämonischem Zwange folgend, seine alte Flamme aufsuchte, fand er sogleich die Lösung des Räthsels, nämlich die Schöne Helena scharmuzirt von dem schönen Erich v. Lämmerschreyer. Dieser glatte schleimige Bursch hatte eiligst, sobald ihm Schmoller davon klatschte, seinen Finger in die erotischen Wundenmale seines früheren Gönners gelegt und denselben gar leicht in der Gunst dieser ehrgierigen Donna Laura verdrängt, die sich durchaus vom Schicksal erkoren fühlte als morganatisches Ideal eines lorbeergekrönten Petrarka zu dienen!

Da wäre sie bald schön hereingefallen mit ihrem „festen Verhältniß". Sie mochte ihn ja sehr gern — that er doch immer, wer weiß wie, als ob er mindestens der Großtürke wäre, dieser überspannte Exaltado — nein, dieser pauvre bürgerliche Leonhart, über dessen Schimpfmaul die allwissende „Berliner Tagesstimme" stets so witzig herfiel, konnte ihrem hohen Streben nicht genügen —

lang für den erhabenen Herrn von Alvers gehalten! Hingegen, Herr von Lämmerschreyer, Redakteur der „Berliner Tagesstimme“ — wie anders wirkte dies Zeichen auf sie ein!

Ja, der ideale Jüngling war wirklich zu der weltbeherrschenden „Berliner Tagesstimme“ durch Schlangenwindungen ankriechender Streberei emporgeglitten. Auch sein Freund Rafael Haubitz tauchte zugleich als Theaterkritiker einer größeren Zeitung auf, so daß nun das Jüngste Deutschland alle Segel seines idealen Schwunges zur Reinigung der Litteratur einsetzen konnte. Betrachtete doch Haubitz die gesammte Theaterwelt als eine Mistjauche, die im weitesten Umfange ausgepumpt werden müsse!

Lämmerschreyer aber erstand dem deutschen Volke als geschätzter Kunstkritiker. Wie er das wurde, o es geschehn noch Zeichen und Wunder! Nach seiner eignen Erzählung (er übte sich manchmal in einer wohlfeilen Selbstpersiflage) verhielt sich die Sache so: — — —

„Sie wollen bei uns eintreten?“ schnob ihn der Chef des großen Blattes imperatorisch an. „Was können Sie? Womit empfehlen Sie sich?“

„Mein Styl —“ begann Jener zaghaft. „Ich schreibe —“

„Ach was! Bei uns wird überhaupt nicht geschrieben — da wird nur geschnitten und geschmiert — geschnitten mit der Scheere, geschmiert mit dem Kleistertopf. Ich frage nach Ihren journalistischen Fähigkeiten. Können Sie machen Skandalnotizen?“

„Ich weiß nicht, ob — wenn Stoff und Grund —“

„Aha, ein Anfänger! Stoff und Grund braucht nicht da zu sein — man findet ihn. Ich frage, können Sie verdächtigen, wie? Können Sie verleumden?“

„Ich glaube, daß in einer guten Schule —“

„Daran wird's Ihnen bei uns nicht fehlen. Doch ich sehe, Sie sind noch grün. Man kann Ihnen den politischen und lokalen Theil nicht anvertrauen. Wie wär's denn mit der Kunst-Kritik, was?“

„Ich verstehe leider nichts davon.“

„Sancta simplicitas! Sie sollen aber verstehn! Hier — da! Da ist der Katalog der Kunstausstellung. Schreiben Sie mir ein Feuilleton. Was roth angestrichen ist, wird gelobt. Was gelb angestrichen ist, wird gerissen.“

„Ich werde mich sofort an Ort und Stelle begeben.“

„Gut, tummeln Sie sich. Ich gebe Ihnen eine Stunde zum Besuch der Ausstellung und zwei zur Niederschrift des Artikels. Hoffentlich haben Sie keinen sogenannten ernsten Geschmack?“

„Nein, ich habe gar keinen.“

„Desto besser! So haben Sie doch etwas, was zu einem Journalisten gehört. Vorwärts! An's Werk!“

Der Neuling fuhr per Pferdebahn zur Ausstellung und sah sich die Sachen flüchtig an; dann ging's an's Schreiben à fünf Reichspfennige per Zeile. Zwei Stunden später hatte der Chef das Manuskript in Händen. Bei der Lectüre desselben entglättete sich seine Stirn und er war zufrieden.

„Russikow's Portraits zeichnen sich wieder durch jene markige kecke Pinselführung aus, welche die überwundenen Standpunkte der alten Schule beschämt. Seine breite massige Farbengebung, sein schönes rothes und gelbes Colorit, seine feinen Pinselstriche, seine unvergleichliche Wiedergabe der Spitzenmantillen, seine wunderbare Kraft in Darstellung des Ewig-Weiblichen und Ewig-Nackten seine saftige Frische — alles athmet die Gesundheit des modernen Realismus.

Adolf v. Werther's herrliches Bild zeigt diesen größten deutschen Meister auf der vollen Höhe seiner gigantischen Genialität, welche zugleich die Phantasie eines Cornelius mit dem Realismus eines Hogarth vereinigt Da ist Nichts von den althergebrachten Formeln eines abgestandenen Idealismus. Alles so natürlich, so naturwahr, so phothographisch genau bis auf die Uniformknöpfe, daß man wirklich vor einer kolorirten Photographie zu stehen glaubt. Und Dies ist ja das einzig Wahre. Nirgend eine Spur von sogenannter Poesie, nirgend jene akademische Composition, wie die Leute der guten alten Zeit sie anzuwenden pflegten. Alles ist da nüchtern, man möchte beinah sagen steif — aber hierin eben bewundern wir die treue Wahrheitsliebe, die tiefe Auffassung dieses Koryphäen. Die größten Bildflächen werden hier mit einer Schnelligkeit kolorirt, welche staunenswerth erscheint. Wie in einer Fabrik wird die Kunst größten Styles en gros betrieben. Wir glauben nicht fehlzugehn wenn wir den Meister gleichsam als einen in's Große übersetzten Signor Carlo — jenen berühmten

Musikmaler des „Walhalla-Theaters“ —, als einen wahren Maler der Zukunft bezeichnen, in welchem das Vorbild Amerikas auch auf künstlerische Sphären zurückwirkt.

Erhaben und unvergleich groß zeigt sich wieder wie gewöhnlich der größte Maler der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Adam Brenzel, dessen urwüchsige Titanenkraft den falschen Idealismus und Schönheitscultus mit der Keule des Naturalismus zu Boden schlug und den tiefsinnigen Ausspruch Macbeths: „Schön ist häßlich, häßlich schön“, mit so erfolgreichem und umfassendem Verständniß in die Wirklichkeit übertrug. Sein neuestes, kaum eine Hand breit großes Meisterwerk „Schmutzige Kinder im Bade“ ist von einer liebevollen Versenkung in die intimsten Details, für welche jegliches Lob zu groß. Wie das eine Kind sich das Näschen schneuzt, wie das andere die Zunge herausstreckt, wie das dritte das Hemdchen aufhebt — das ist alles von einer wunderbaren Schönheit, von zauberhafter Lieblichkeit und Süße der Empfindung. Und wie der kleine Schmutzfleck in dem besagten Hemdchen gemalt ist — es ist wonnig. Auch mache ich den Beschauer noch auf das entzückende Kerlchen im Hintergrunde aufmerksam, das dort seitwärts in den Gebüschen sich dem Naturgenusse hinzugeben scheint. Das heißt die Natur gleichsam, wie Aktäon die Diana im Bade, in ihrer vollen Blöße belauschen. Getrost und unbefangen schreiben wir es nieder: Dieses kaum eine Handfläche breite Bildwerk des Altmeisters wiegt ganze Galerien Rafaels auf.

Allen deutschen Frauen und Jungfrauen sei auch die neue Schöpfung Tischenborn's innig empfohlen „Helena und Cassandra an der Thränenweide“, welche in ihrem glatten, gleichsam gefirnißten Pinselstrich den gewiegten Meister erkennen läßt. Besonders vorzüglich sind die Aschenkrüglein und die hellen Perlenzähren gemalt, welche, den schönen Augen entquellend, sicher das tiefe Mitgefühl unserer geneigten schönen Leserinnen erwecken.“

„Junger Mann,“ sagte der Chef, welcher während der ganzen Zeit in heiligem Kampfzorn die Scheere geschwungen und einen wahren Ballen von kaltem Ausschnitt auf dem Redaktionstisch angehäuft hatte, „Sie gefallen mir. Sie verrathen Spuren eines spekulativen Kopfes. Sie haben meine Intentionen in diesem Artikel nicht übel ausgedrückt. Natürlich, hätte ich das Feuilleton geschrieben — doch dazu habe ich ja gar keine Zeit Die Politik reibt all meine Kräfte auf. Lesen Sie meine „politische Rundschau“ jede Woche — daran werden Sie erkennen, was Styl ist. Ihre Sätze sind noch ungelenk. Das ist der Tod für ein Journal. Schreiben Sie ganz knapp und kurz — recht viele Punkte. Doch Sie sind noch jung. Ich als älterer gereifter Journalist belehre Sie. Sogar Ich habe so angefangen. Da, recensiren Sie mal gleich dieses Buch!“

„Ich bitte um Entschuldigung, ich habe seinen Inhalt leider noch nicht kennen gelernt.“

„Unglücklicher, genügt es nicht, wenn ich Ihnen sage,

daß dies Buch von einem unserer Gegner herrührt? Vorwärts an's Werk!"

Lämmerschreyer blätterte fünf Minuten in dem Buche und schrieb:

„Dunkle Verhängnisse von Fritz Leonhart. — Ein ungesunder Zolaismus durchweht dieses Machwerk. Es erweckt einen widrigen Eindruck. Die Charaktere sind verschroben. Die Handlung dürftig. Der Styl läßt Alles zu wünschen übrig." —

„Zum Teufel!" schrie der Chef wüthend, „Sie ververstehn ja gar nichts. Zolaismus?! Das ist ja eine Reklame-Recension. Haben Sie noch nie vom „vernichtenden Lobe" gehört? Das wenden Sie hier an — ich mache Ihre Anstellung davon abhängig."

Jener zerbrach sich mehrmals den Kopf, blätterte nochmals in dem Buche und schrieb gelassen die großen Worte:

„Ein hübsches Büchlein. Eine gewisse, deutlich die Jugend des Verfassers verrathende, rührende Naivetät fordert eine strenge und gerechte Kritik zur Schonung auf. Diese Schilderungen des Berliner Lebens entbehren nicht der Frische. Häufig schlägt Verfasser einen kecken Ton an, wird aber dann leider herzlich langweilig. Doch sind in diesem ansprechenden Versuch immerhin das redliche Streben und der Jugendmuth dieses arbeitssamen und fast wie Calderon und Lope (man kennt Platen's Distichon) fruchtbaren Schriftstellers anzuerkennen. Wird Leonhart erst gründlicher das Leben kennen lernen, so werden auch seine Charaktere jene Unreife jugendlicher

Anschauung verlieren, die in jeder neu auftauchenden Romanfigur einen Karl oder Franz Moor zu sehen glaubt. Vielleicht gewinnt die jetzt recht alltägliche, magre und schattenhafte Fabel dann auch an Spannung. Die Sprache verräth oft Nachlässigkeit und die mangelhafte Schulung des Autors. So heißt es — wir könnten zahllose andre Beispiele anführen — z. B.: „Edgar saß ruhig auf dem Felsen und starrte in die blaue Unendlichkeit (!).“ Möge es uns der Autor nicht verübeln: Herr Edgar gleicht wirklich dem berühmten Greis, welcher auf dem Dache saß und sich nicht zu helfen wußte. Haben Sie schon mal eine „blaue Unendlichkeit“ gesehn? Ich nicht. Auch finden sich zahlreiche Anklänge an ältere Meister. Z. B. S. 163: „Gehorsam ist die Pflicht eines Christen,“ grobes Plagiat aus Schiller's „Kampf mit dem Drachen“, u. s. w. Kurz, trotz unserer redlichen Bemühung, dem strebsamen Autor gerecht zu werden, und obwohl wir nicht daran verzweifeln wollen, daß dieser später einmal etwas Ordentliches zu leisten fähig sein werde —, müssen wir dies Büchlein doch im Ganzen als ‚kaum eben genügend‘ bezeichnen.“ — —

Der Chef las — „Sie sind zum Feuilleton-Redakteur ernannt!“ rief er aus. „Das Buch liest Keiner von unsern Abonnenten. Haha, neulich hat Leonhart mich nicht auf der Straße gegrüßt — na!“ Er rieb sich mit dem wohlthuenden Bewußtsein einer guten That die fettigen Hände.

Jetzt war Lämmerschreyer schon einen vollen Monat Feuilleton-Redakteur und fühlte sich als sechste Groß-

macht. Während dieser ganzen Zeit hat der Chef immer nur für kalten Ausschnitt gesorgt und jede Erhitzung des Kopfes mit eigenem Federansetzen verschmäht. In der ersten Zeit schrieb der Neuling noch viel — das ist so eine Art Rekrutenfieber, „l'enthousiasme du départ“ nennen es die Franzosen. Später entwickelten sich seine journalistischen Fähigkeiten jedoch bedeutend und jetzt maß er sich selbst mit den gewiegtesten Meistern der Scheere und des Kleistertopfs. Auch als Kritiker druckte er gewöhnlich die eingesandten Schemas der Verleger ab oder forderte die Autoren auf, wenn sie ihm bekannt, selbst über sich zu recensiren. So hält man sich die Mühen vom Halse.

Nur über's Theater schrieb er gern selbst. Es giebt da so hübsche Schauspielerinnen und was thut die Kunst nicht für den Ruhm! War er doch der Gewaltige, der selig machen und verdammen kann — war er doch der Spender des Ruhmes, der Feuilletonredakteur eines täglich erscheinenden Blattes!

Manchmal stiegen auch verhungernde Poeten an, die ihre selbstgeschriebenen Opera empfahlen. Nun, da mußte man den Chef sehn, wie er Jedem rieth, seinen Styl nach Ihm zu bilden!! In der That geht die dunkle Sage, daß der Chef neulich einmal sechs Zeilen zu zwanzig Zeilen Ausschnitt hinzugeschrieben haben soll.

Auch Kasimir Pakosch erschien vor seiner neuen Première und ließ aus Versehn in der Nähe des dickbauchigen Kleistertopfs einen knittrigen Brief liegen, in welchen sich eine Banknote verirrt hatte. Doch rief ihn

Lämmerschreyer ernsthaft zurück und machte ihn als ehrlicher Finder aufmerksam. Pakosch erröthete. Hatte er sich doch in der Adresse geirrt, da er von hier aus zu Rafael Haubitz wallfahrten wollte. Dafür versicherte er Lämmerschreyer mit verschwimmenden treuen wasserblauen Germanenaugen: „Ja, nur zu Ihnen komme ich, mein verehrter Herr, nur zu Ihnen. Wie würde ich sonst —! Aber die Reife Ihres Urtheils —! Ach, wie wenig liegt mir sonst am äußeren Erfolg, der so leicht in Scherben fällt! Ich bin ein müder Mann, lieber Freund. Nur der Glaube an das ewig Schöne, diesen heiligen Sebastian mit dem Pfeil in purpurner Wunde — nur er hält mich noch aufrecht als Stab meines müden Lebens!“

Ein andermal erzitterte sogar die Redaktionsstube unter dem klobigen Dichterschritt des Herrn von Alvers. Puterroth vor edlem Zorn über den mangelnden Schutz seiner künstlerischen Persönlichkeit, biederte er mächtig darauf los. Sein breiter urgesunder Brustkasten bildete gleichsam den dröhnenden Resonnanzboden seiner sittlichen Ueberzeugung, daß Er als der Erkorene allein den Weg zum Herzen seines Volkes gefunden habe. Um dies Bewußtsein ja nicht einschlafen zu lassen, erließ er von Zeit zu Zeit dröhnende Ukase, worin er Gott und den Menschen sein Leid klagte, er werde lange noch nicht genug bewundert.

„Ja,“ rief er mit edlem Freimuth, indem seine große Pickelwarze vor Begeisterung ordentlich karfunkelte, „ja, Herr von Lämmerschreyer, schon als mein Standesgenosse, als Royalist, sind Sie verpflichtet, für mich zu wirken.

Ich bin das patriotische Element der deutschen Dichtung. Ich wirke auf mein Volk, ich liebe mein Volk und mein Volk liebt mich. Sehn Sie, für mich besteht heutzutage die ganze Bedeutung eines Dichters in seiner praktischen Einwirkung auf sein Publikum. Hundert Aufführungen hintereinander im ‚Neustädtischen Volkstheater‘ — he, was soll's? Laß doch dumme Neidlinge wie Leonhart faseln, Ich sei bloß Theatraliker — ihre respektlosen Ausfälle werden Mir keinen Mann meines Publikums rauben. Mein Volk steht zu Mir, seinem erwählten Dichter.“ Er malte jetzt in wenigen Strichen, die den Meister nicht verleugneten, sein neuestes Opus „Gorm der Alte“ dem andächtig Lauschenden vor. Gorm der Junge heirathet darin, nachdem er zwei Bräute erdolcht, seine Tante. „Also Sie bringen wohl darüber eine ganz kleine Notiz, etwa dreißig Zeilen oder so, nicht wahr? Ich verlasse mich darauf. Adieu, mein lieber Herr von Lämmerschreyer, adieu. Sie sind ein verehrtes Mitglied jener patriotisch-royalistischen Jugend, die ich begrüße.“ Damit schüttelte er dem jugendlichen Redakteur biderb die Hand aus dem Gelenk, indem er jedoch zugleich den Oberkörper würde-kollernd drei Schritt vom Leibe zurückwarf — und stürmte weiter, um seine durchsichtigen Reklamezwecke mit Wasser zu kochen. Wer wollte ihm das verübeln!

Gewiß nicht der Onkel des jungen Lämmerschreyer's, der große Malermeister Adolf von Werther, der seinen Neffen mit manch gutem Rathschlag empfing, als Dieser ihm seine Aufwartung machte.

„Jaja, mein Lieber, mit die Kunst is das Allens ja

janz nett, aber so'n bisken Mumpitz muß mit dabei sein. So sage ick immer zu meine Schüler auf die Akademie: Kinder, lernt auf die Guitarre (sprich ‚Juhitarre‘) spielen! Damit habe ick viel gemacht. Ein gutes Bild malen is ja janz nett, aber das Bild ooch verkoofen — des is noch besser. Und das jeht nur mit Mumpitz, nie ohne dieses! Carrière machen — darin liegt die wahre Musike. Nich wer am besten malt, jewinnt — sondern wer am besten schwatzen und kneipen thut.“

Lämmerschreyer beeilte sich zu versichern, daß er Violoncell spiele.

„Siehst de wie de bist! Violoncell is jut. Damit kannst Du den Damens imponiren un des is die Hauptsache. Komm Du nur mang meine jroßen Abfütterungsjesellschaften — da wirst Du Dein blaues Wunder erleben. Mach' Du man zuerst eine reiche Parthie — das Uebrige findet sich.“

Und es fand sich ja bald. Kaum angelangt und schon einflußreiche Autorität, Feuilletonredakteur der „Berliner Tagesstimme“ — man sieht, das wahre Talent bricht sich doch immer Bahn.

Die Hauptsache bleibt immer, daß man von Adel sei. Denn in China, dem Reich der Mitte, wo das Pulver und die Buchdruckerkunst erfunden, gelten nur die Mandarinen vom blauen Knopfe etwas.

Als Lämmerschreyer im „Café Liedrian“ an jenem Abend seinen früheren Protektor mit ausgesuchter Höf-

lichkeit begrüßte, stürzte dieser eiligst ein Glas Cognac hinunter und empfahl sich, vom Gekicher Frau Meyer's begleitet. —

Er hatte zu drei Krügen Bier eine große Portion Sülze gegessen. Dies, verbunden mit der Kälte und dem Ostwind der Nacht, wirkte offenbar auf seine Eingeweide. Denn er erwachte mit einem so brennenden Durst, daß er mit nackten Füßen aus dem Bette sprang und die Wasserkaraffe auf dem Toilettetisch halb ausschlürfte. Auch dies sänftigte jedoch nicht die Unordnung seiner Nerven. Denn er wurde von den peinlichsten Träumen heimgesucht. Am vorigen Abend war er in dem Moment auf einen Pferdebahnwagen gesprungen, von links statt von rechts, wo ein andrer im vollen Lauf vorüberschoß. Dabei wäre er fast ausgeglitten. Er malte sich nun in der schweigenden Nacht, während der Sturm um die Dächer pfiff, lebendig aus, wie er so leicht unter die Räder und Pferdehufen hätte gerathen können — ebenso wie er oft an der krankhaften Vorstellung litt, er werfe sich in seiner Nervenzerrüttung in unwillkürlichem Wahnsinn vor einen heranrasenden Courirzug. Nun schwebte ihm wiederum der Traumwahn vor, er setze sich, wie dies Kinder so oft thun, aufs Fensterbrett, schaue vier Stockwerk tief herunter, verliere das Gleichgewicht und stürze hinab.

Es liegt etwas allgemein Menschliches, etwas Weltwahres in solchen Nerven-Hallucinationen. Deutlich prägt sich darin die Angst vor jähem Unglück aus, das verzweiflungsvolle Bewußtsein von der ewigen Nähe

des Todes. Und doch würde derselbe Mensch auf dem Schlachtfeld furchtlos den Kugeln trotzen.

IV.

Am andern Morgen erhielt er einen wenig willkommenen Besuch. Verschiedene Male hatte er sich verleugnen lassen — diesmal ging's nicht mehr an. Eine seiner zudringlichen „Verehrerinnen" (aus der Ferne) lief ihm die Bude ein. Fräulein Aurelie v. Fellmarch („Baroneß" ließ sie sich betiteln, aus eigener Machtvollkommenheit), die wabernde Brunhild-Sängerin versicherte ihm in hundert Briefen und auf einem Dutzend Photographien, er sei der männlichste Mann und sie das weiblichste Weib der Literatur. Sie gab's ihm Schwarz auf Weiß, daß nur ein großer Mensch auf Erden lebe, nämlich Er. Außer diesem Ur-Normal-Universalmenschen gebe es aber noch ein Riesenwesen, nämlich die Urmenschin, das Normalweib, und zwar Sie selbst — die Einzige, die Ihn begriffe.

Leonhart erwartete sie mit gelindem Entsetzen. Erinnerte er sich doch der urkomischen Enttäuschung einer bekannten Schriftstellerin (natürlich „Baronin," darunter thut man's heut nicht mehr und hebt am liebsten auf den Büchern den Titel ausdrücklich hervor, um die schöne Leserin zu leimen), als sie auf dem berüchtigten Schriftsteller-Strebertag Anno 1885 einige Geisteshelden leibhaftig sah! Hätte sie nicht noch die „hohe blonde vornehme Erscheinung" eines vielbegehrten Damenlieblings und einige letzte Säulen entschwundener Pracht bewundern dürfen, so wären all ihre Illusionen geknickt worden.

Mit sardonischem Lächeln ließ Leonhart also seine heißhungrige Verehrerin in seinen Käfig ein. Er wußte, was er von dem genialen Brunhildenthum schmierender Löwinnen zu halten habe, da hinter patchoulíduftiger Geziertheit beim Weibe stets nur die philiströse hohle Äußerlichkeit lauert.

Eine ziemlich hübsche leidlich imposante Donna trat ihm entgegen und schien auch wirklich etwas betroffen über den unerwarteten Anblick, der sich ihr bot. Doch ließ sie als gewandte Weltdame sich nichts merken, sondern bemerkte nur mit erzwungen unbefangenem Lachen: „Ich hätte Sie mir freilich etwas anders gedacht, viel wilder und viel — viel riesiger."

„Einen, der gut . ." wollte es Leonhart herausplatzen, aber er verschluckte es noch rechtzeitig und lud die Dame höflich ein, Platz zu nehmen. Diese begann nun in hochtrabendem Ton, indem sie ihn immer „Herr Wahlverwandter" anredete, ihren größenwahnsinnigen Weltbeglückungsunsinn vorzukäuen. Sie schien sich für eine Art Madame Théot, für eine Regeneratorin des Menschengeschlechts zu halten. Mit ihrem rothen Sonnenschirm (sie trug auch rothe Stöckelschuhe und rothes Hütchen) wies sie figürlich auf sich als neue Madonna, als jungfräuliche Mutter eines neuen Heilands der Idee. Leonhart glaubte ja gern an dies tiefgefühlte Bedürfniß — nur die unbefleckte Empfängniß wollte ihm nicht recht einleuchten.

Indem sie eine russische Papyros sich ungenirt ansteckte, betrachtete ihn die holde Wahlverwandte immer noch

mit zweifelhaften Blicken. Leonhart lächelte verstohlen und seltsame Gedanken schossen ihm durch den Kopf.

Die Enttäuschung der begeisterten Emanzipirten, die keinem Sterblichen ihre schöne Hand zur Ehe gereicht, „weil sie noch nie einen ihrer würdigen echten Mann gefunden“, entbehrte nicht der Tragik. Welchen übermenschlichen Heros hatte sie sich wohl erträumt (eine Art Seiltänzerkönig Murat spukt dabei stets in der weiblichen Phantasie) — und nun fand sie einen bleichverbitterten Schreiber, mit Tintenflecken an den Fingern! Auch wohl nicht so harmlos wie er aussah, sondern einen kleinen Teufel im Leibe. Wer löste ihr dieses Räthsel!

Jedes Menschen Charakter und Geist steht deutlich in seinem Gesicht geschrieben. Doch nur Wenige verstehen zu lesen. Von Genies hat man gesagt, sie sähen unbedeutend aus. Vor dem klassischen Kopf Napoleons riefen die Pariser: „Die häßliche Kröte! Wie gelb er ist!“ Und die englischen Royalisten schimpften Oliver den Großen: „Der kleine ungeschlachte Bierbrauer!“

Alles was wir von Shakespeare wissen, die Thatsache seiner Verkleinerung bei Lebzeiten und plötzlichen Vergötterung nach dem Tode, wo nur noch seine Werke sprachen, zeigt an, daß er in Allem der völlige Gegensatz eines Goethe gewesen sein muß.

Man möchte die Jungfrauen sehen, die begeistert zum Goethe-Denkmal hinaufschmachten, wenn dieser Himmlische die irdische Hülle eines Aesop gewählt hätte.

Das Genie soll man aus der Ferne bewundern. Rückt man den hohen Bergen zu nahe auf den Leib,

so scheinen sie nur unförmliche Felsklumpen voll Schnee und Eis.

.. Die Frau scheint unfähig, abstrakt zu denken, sondern denkt immer concret. An sich kein Fehler; sie ist eben geborene Realistin. Maria Magdalena verstand den Heiland, weil sie das Persönliche desselben transcendental empfand. Dies kann beim Weibe genau so ideal und immateriell sein, wie die reflektive Begeisterung des Mannes. Die Genialität der Frau steckt eben in der Liebe, als weitester Begriff gefaßt, in der warmen Selbstentäußerung des Herzens, womit sie Wunder thut. Die Frau will drum auch einen persönlichen Gott, den sie als Begriff des Guten und Schönen anbeten kann, woraus wiederum die Macht der katholischen Kirche herzuleiten.

Leonhart lächelte immer noch, aber ein wehmüthiges Mitleid verwischte die Ironie, während die wabernde Lyrikerin und Philosophin mit stark slavischem Accent auf ihn einredete. Wenn sie sich als neue George Sand und Staël vorstellte, so dachte er, daß wohl auch ein gefährlich Stück Madame de Remusat in ihr gähre. Wenn auch ihr Größenwahn mitspielte, so hatte sich doch aufrichtige Sympathie für den kühnen Kämpfer in ihr festgesetzt wie eine fixe Idee. Die arme Person suchte umsonst in diesem alltäglichen Gesicht nach dem ersehnten Welterschütterer. Nur seine kalten tiefen Augen sprachen eine beredte Sprache, die sie aber nicht recht verstand; und was er nicht sagte, schien noch beredter. Sein unheimliches Schweigen ängstigte sie.

„Ja, ich die dämonische Lélia-Natur, bin

Ihre Genossin!“ rief Aurelie in einer ungesunden Aufwallung verspäteter Begeisterung. „Was soll Ihnen ein Intimissimus wie dieser Schmoller! Ich allein verstehe Sie.“

Leonhart verbeugte sich kalt:

„Einen Intimissimus, meine Gnädige, besitze ich nicht. Nach meinen Erfahrungen danke ich auch herzlich für diese edle Gottesgabe. Ich achte am höchsten meinen intimsten Freund, nämlich mich selbst. Dem traue ich, sonst Niemanden. — Sie staunen? Ja, denken Sie sich den denkbar stolzesten und wenigst eiteln Menschen — dann haben Sie mich!“

„O welch ungerechtes Mißtrauen!“

„Durchaus nicht. Mißtraue Keinem und vertraue Keinem, vor allem laß Dir nicht in die Karte gucken. — Ach, mein gnädiges Fräulein, ich sehe dort einige Streifen Rosapapier aus Ihrem Muff hervorlugen. Sollte ich mich täuschen, wenn ich einige Ihrer Gedichte darin vermuthe? O bitte, verleugnen Sie nicht den Heiland, ehe der Hahn dreimal kräht, und kommen Sie gleich zur Sache! Ich bin ganz Ohr!“

„O wie Sie alles errathen! Ich fürchte nur —“

„I, wie werden Sie fürchten! Sind Sie sonst so furchtsam? Also bitte!“

Nach einigem Geziere deklamirte also Aurelie mit Emphase:

Im heißen Biledulgerid
Einsam und stolz ein Löwe schritt.

Doch fing man ihn, um ihn dem Dey zu schenken.
Der ließ ihm einen Käfig baun,
Drin waren Palmen selbst zu schaun.
Der Löwe sollte sich in Sudan denken.

Doch in des Käfigs Ecke lag
Er mürrisch wohl den ganzen Tag.
Aufsprang er nur, ging roth die Sonne unter.
Das Gitterthor er rüttelte
Und zornig brüllend schüttelte.
„Was fehlt Dir?" rief der Dey, „so sei doch munter!

Was mangelt Dir, mein schönes Thier,
In Deinem goldnen Hause hier?
Willst du vielleicht in Ambraduft Dich baden?
Soll ich die Herzen allzumal
Der Lieblingssclavinnen als Mahl
Dir zubereiten? Komm und sei geladen!"

Antwortend donnerte der Leu,
Die Nacht erzitterte aufs neu:
„Mein Haus ist Gold, doch eng ist seine Schwelle.
Die Palmen mögen prächtig sein,
Doch bilden sie nicht Nubiens Hain.
Dies Marmorbecken, ist's die Wüstenquelle?

Die Herzen Deines Harmes gieb
Nur Deinem Tiger, dem sie lieb.
Ich mag nicht Deine duftigen Gewürze.
Doch willst Du mich beschenken, Dey,
So schieße mir ins Herz Dein Blei:
Mit meinem Tode meine Haft verkürze!"

Eine Fee erblickte
Vom Regenbogen
Im Menschengewimmel
Einst eine liebliche lächelnde Maid,
Die Blumen pflückte,
Und ward ihr gewogen,
Trug zum Himmel
Den Liebling ins Reich der Seligkeit.

Schöner dort Alles,
Als auf Erden!
Die Blume glühte
Wie Demantschein!
Des Wasserfalles
Funke sprühte
Und schien zu werden
Ein Edelstein!

Und doppelt empfanden
Dort alle Sinne.
Wie Zephirfächeln
Die Stunden entschwanden.
Auf neue Wonnen sann immer die Fee,
Damit sie gewinne
Ein einziges Lächeln
Von der Erdentochter verschwiegenem Weh.

Denn ewig traurig
Sie Thränen vergoß.
Im Reich der Sphären
Ward es ihr schaurig.
Und holte Wasser die Fee aus der See,
Dann fielen Zähren
Vom Himmelsschloß
Und sie sah dort weinen die Maid in der Höh.

Schmachtend sie schaute
Zur Wolke nieder,
Die über der Erde
Düster braute.
„Was wünschest Du? Wonach sehnst Du Dich?
Zieht es Dich wieder
Zur Menschenheerde?
Sprich, o sprich!“

„Dort fallen Sterne
Und durch mein Haar
Gleich Perlenkränzen
Flöcht' ich sie gerne!“
Die Fee ihr brachte das Sternengeschmeid.
Umsonst sein Glänzen!
Und traurig war
Aufs neue die Maid.

„Fort, Gram, von der Stirne!
Was willst Du? Befiehl!“
Sie sprach: „Ich sehe
Manch schlanke Dirne
Dort unten tanzen im Frühlingshain.
Sie lachen zur Höhe
Im frohen Spiel,
Sie lachen mein.

Glücklicher freilich
Sind sie als ich.
Doch ihre Zöpfe
Sind mir nicht heilig.
Ballspielen möcht ich! Bringe mir
Der Dirnen Köpfe,
Zu trösten mich!“
Die Fee sprach: „Hier!“

Doch traurig wieder
Blickte die Maid
Mit heißen Zähren
Zur Erde nieder.
„Was dünket Dir denn noch wünschenswerth?
Ich wills gewähren,
Zu stillen Dein Leid,
Zu ersetzen die Erd'."

„Jünglinge wandeln
So schön und lieb
Drunten heiter
Auf flinken Sandeln.
Ich bin im Himmel, doch bin ich allein.
Liebe nur gieb,
Ich will nichts weiter,
Liebe sei mein!"

Die schöne Dichterin legte die Rosapapierchen hin und blickte den Kritiker triumphirend an.

„Nun, was sagen Sie dazu?"

„Liebe sei mein!" hüstelte Leonhardt vorsichtig. „Sehr gut. Es ist ihr ewig Weh und Ach aus einem Punkte zu curiren."

„Wie, wären Sie etwa mit der Pointe nicht einverstanden? O ich weiß, Sie Cyniker verachten die Liebe!"

„Gott soll mich bewahren! Nichts Menschliches verachte ich. Nur soll man die Dinge beim rechten Namen nennen."

„Nun was wäre denn die Liebe nach Ihrer Auffassung, Verehrter?" Aurelie schlug kokett die Augen nieder.

Leonhart nahm eine gravitätische Magistermiene an und docirte bedächtig:

„Liebe ist verkappte Sehnsucht nach einer höheren Einheit, mit welcher der einsame Einzelmensch sich in Verbindung setzen möchte. So bildet der Geschlechtstrieb die Poesie im Kampf ums Dasein. So geistig ist der Mensch, daß selbst beim Sinnenkitzel er die Leidenschaft verlangt, die ihn unbewußt veredelt. Freilich, wie rächt sich diese geistige Unzucht! Aus süßester Hoffnung sauerste Enttäuschung, wie Essig aus verdorbenem Wein. — Aber was wird sonst nicht alles über den schönen Instinkt der Fortpflanzung gefabelt! Wenn ich den Namen „Liebe“ höre, muß ich schon lachen. O Lüge, dein Name ist Mensch! Wer mit seiner Humanität prahlt, ist meist ein Schurke, und sicher ist grade Der ein grober Sinnenmensch, der Heine's Dictum nicht unterschreibt: ‚Denn weißt du, Kind, was Liebe ist? Ein Stern in einem Haufen Mist.‘“

„Ach Sie Schrecklicher, Sie sind Pessimist wie ich!“ seufzte Aurelie und schmauchte ihre Papyros mit gedankenvollem Behagen. „Ach, wir Tiefempfindenden machen stets trübe Erfahrungen, nicht wahr?“ Sie kreuzte ihre wohlgenährten Beine, so daß ihre Stiefeletten bis zu den Waden sichtbar wurden. „Wieviel Schufte und Narren vergällen uns das Leben!“

„Pah!“ Leonhart reichte ihr jetzt eine seiner schlechten Cigarren dar, doch war ihr das zu starker Tobak. „Dann ginge es noch an. Aber 's ist ja viel langweiliger. Ein Franzose urtheilte triftig: Die Welt bestehe nicht aus Schuften und Narren, sondern aus Leuten, die nicht Talent

genug haben, um das erstere, doch etwas zu viel, um das Letztere zu sein.“

„Madam Dudeffant bemerkt sehr schön: ‚Ceux qu'on nomme amis sont ceux par qui on n'a pas à craindre d'être assassiné, mais qui laisseront faire l'assassin!‘“ orakelte die geistreiche Dame, die an der Citatwuth litt.

Leonhart zuckte die Achseln. „Die Niederträchtigkeit der Männer und die Putz-Dummheit der Weiber zu schildern ist fast unmöglich. Physische Laster scheinen im Buch lange nicht so schlimm wie psychische Niedrigkeit. Den Begriff eines Mordes oder den Begriff einer Dirne können wir uns bei bloßer Lectüre kaum vergegenwärtigen. Aber dafür erhalten wir im Buche einen viel stärkeren Begriff von der landesüblichen Seelenverderbniß und Verlogenheit, welche wir sonst im Leben täglich gelassen hinnehmen. Uebrigens macht alles Geschriebene vor einer letzten Grenze Halt und bleibt daher nur halbwahr.“

„Sagt eure triftigen Gründe, Junker Bleichenwang!“

„Gründe wie Brombeeren!“ lachte er schlagfertig. „Das Höchste und das Schrecklichste kann man nur fühlen, nicht denken, noch weniger aussprechen. Wie beschränkt ist überhaupt unser Anschauungsvermögen! Daher die Unmöglichkeit, eine ferne Zeit naturgetreu nachzuempfinden. Darin war die naive Renaissance uns voraus, die das instinktiv fühlte und sich wenig Skrupel machte, wenn sie Pharao's Tochter einfach als irgend eine Herzogin von Ferrara mit ihrer Hellebardier-Garde und die Hochzeit zu Cana als das Gastmahl irgend eines Loredano oder Contarini malte.“

Da die Brunhilde spürte, daß sie auf diese Weise nie Oberwasser für ihre geplante Mentorrolle gewinnen könne, wenn man bei allgemeinen Gegenständen blieb, so lenkte sie das Gespräch auf Leonhart's krankhafte Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Die solle er sich endlich abgewöhnen. Sie selbst lache nur über die Verleumdung der Welt. (Diese schien ihr allerdings gut anzuschlagen, wie ihr elegant geschnürtes Embompoint bewies.)

„Jeder Aerger über die Welt zeigt doch nur Kleinlichkeit."

„Hm, seltsam genug, daß des Weltgebieters Napoleon ganzer Hofstaat vor dem Tage zitterte, wo er die englischen Blätter erhielt. Dann gerieth der Empereur in unzurechnungsfähige Wuth. Und Bismarck, der jeden schimpfenden Rotzbuben in Posemuckel gerichtlich belangt und durch seine Bismarck-Beleidigungs-Anträge seine Größe herabwürdigt? Allerdings, einen vornehmen Mann hat es gegeben, der die Leute lächelnd schimpfen ließ: Friedrich — der aber darum mit Recht auch ‚der Einzige' heißt."

„Jaja, der hatte eben ein reines Gewissen."

„Oder er war ein zu großer Menschenverächter und Skeptiker, hatte auch ein kühles Naturell und die natürliche Vornehmheit eines Purpurgeborenen. Uebrigens warf auch er der Maria Theresia heftig ihre Wiener Schmähschriften vor. — Doch haben Sie Recht: Das Toben auf die Welt und das ewige Geärgertsein zeigt ein schlechtes Gewissen, mindestens einen krankhaften Gemüthszustand. Allein, wessen Gewissen ist denn rein, wessen Gemüth ist gesund? Es ist eine Schande feig zu sein. Und doch

habe ich Wenige getroffen, die sich nicht vor der Verleumdung schwer gefürchtet hätten, die nicht danach ängstlich umgespäht hätten, was die Leute sagen. Geradezu komisch wird dies, sobald es sich um sinnliche Ausschreitungen handelt."

„Ja, sinnliche Ausschreitungen — da wird am meisten geheuchelt! Sagen Sie mal, finden Sie es nicht eigentlich unverschämt, daß die Welt sich über dergleichen ein Urtheil erlaubt? Mischt sich doch in gewissen Fällen sogar die hohe Obrigkeit des Gesetzes ein!"

„Ah, doch nur, wenn öffentliches Aergerniß gegeben wird und die betreffende Ausschreitung einer andern Person zum Schaden gereicht."

„Allerdings, im Ganzen wohl. Doch giebt es ja Fälle, wo der Staat sich einmischt, ohne daß — — Sehn Sie z. B.," sie sah ihn keck an und warf herausfordernd den Kopf in den Nacken. „Da soll es unter Frauen z. B. die Lesbische Liebe geben. Ich habe mir das erklären lassen. Hat wohl das Gesetz irgend ein Recht, sich in solche Dinge hineinzumischen?"

„O ja!" erwiderte Leonhart trocken. Er erinnerte sich, daß man von der Dame behauptete, sie habe zwei junge Mädchen auf diese Weise zu Grunde gerichtet. „Das kann auch Andere schädigen. Natürlich ändern sich die Sittengesetze. In der alten Welt war das erlaubt. Siehe Sappho!"

„Ach ja, die soll ja auf Lesbos geboren sein!" Die Augen Aureliens funkelten in einem eigenthümlichen feuchten Glanze.

Leonhart hatte genug. Er erhob sich plötzlich und bedauerte unendlich, nicht länger dem Genuß ihrer Unterhaltung fröhnen zu können. Sein Arbeitstisch rufe ihn. Mit einigen oberflächlich galanten Redensarten setzte er sie an die Luft und fand ebenfalls Ausflüchte, als sie mit nochmaligem Besuche drohte. Ein Zucken um ihre sinnlichen Lippen bewies ihm, daß die Brunhilde ihn recht wohl verstand.

V.

„Ja, liebster Herr, das wird eine schlimme Geschichte.“ Leonharts Rechtsanwalt, Isidor Knaller, klatschte sich auf sein emporgezogenes Knie. „Das giebt zwei faule Preßprozesse. Doch wie ich mir denke, ist Ihnen das ganz Recht. Macht ja Reklame.“

„Danke schön. Mir sind meine Nerven wichtiger Ich bin verzweifelt. Schon wieder eine neue Aufregung!“

„Werden zwei cause célèbre, liebster Bester. Sie sind also verklagt wegen groben Unfugs in Sache I und in Sache II ist Confiscation verfügt wegen unsittlichen Inhalts.“

„Das laß ich mir nicht gefallen!“ schrie Leonhart aufgeregt. „Diese Oelgötzen! Ich appellire an alle Instanzen.“

„Sehr hübsch, liebster Bester. Kostet zwar eine Menge Geld, doch des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Wollen also mal die Corpora delicti durchgehn. Da ist also ad I Ihr Cyklus ‚Russische Juchten‘. Ori-

gineller Titel. Also gedacht als Text zu Wereschagins Bildern. Lesen wir mal genau."

Beide lasen.

Der Zar bei Plewna.

Noch labt man sich an Kirchenweihrauchdämpfen —
Da krachte draußen schon das Ungewitter.
Es toastete der Zar, der edle Ritter,
Beim Dejeuner „auf Jene, die dort kämpfen."

Vierspännig fuhr er dann zum Schlachtgefilde
Und satzte sich auf einen Feldstuhl nieder.
Die Adjudanten zuckten hin und wieder
Zurück vorm grausen Bild — er lächelt milde.

Einmal fuhr Väterchen auch etwas näher,
Doch kehrte er bald um, es war ihm eilig.
Eine Granate flog vorüber freilich.
Dann trank er Wotka, melden freche Späher.

O großer Alexander, lieber wär ich
Diogenes in einer morschen Tonne,
Als solch ein Xerxes, den die liebe Sonne
Durchscheint wie einen ausgestopften Kehrig!

Vor dem Angriff.

Gelbbranstiger Nebel flort um die Redoute,
Aufwirbelt Dampf von ausgebrannten Lunten.
Stumm wird es an den Pallisaden drunten.
Erwartungsvoll nur wiehert eine Stute.
Das Herz zum bersten an die Rippen hämmert,
Am Fernrohr zittert selbst des Führers Rechte.
Rauchsäule, Hornsignal! Klar zum Gefechte!
Die schwere Stunde der Entscheidung dämmert.

In Linien glitzern schon die Bajonette
Entlang den Erdaufwürfen aus den Gräben.
Die Käppis schon in Reihen sich erheben.
Langsam entwickelt sich die Schützenkette.
Der Odem stockt dem Bravsten angstbeklommen.
Da schmettert's Sturm! Aufspringen alle Haufen.
In wilden Sätzen schon sie vorwärts laufen.
Der Festung Mauern sind in Dunst verschwommen.

Kein Schuß antwortet. Mangeln schon Patronen?
Ob schon der Feind die Außenwerke räumte?
Ob er absichtlich mit der Antwort säumte,
Dieweil er sparen will die blauen Bohnen?
Das war ein Schweigen, schaurig, ungeheuer,
Wie vorm Orkan. Stumm die Kanonen starrten,
Wo die Vertheidiger lauern, aus den Scharten.
Da schwingt der Pascha seinen Säbel: „Feuer!"

Das letzte Bivak.

Zu Tausenden liegen sie rings erstarrt.
Die Krähe forscht, wo sie verscharrt
    Unter den Schneeaufwürfen.
Wo ohne Spuren ein Heer verschwand,
Zeigt kaum ein Fuß und eine Hand,
    Nach denen die Krallen schürfen.

Ein türkischer Vater mit seinem Sohn
In eines verflackernden Feuers Loh'n
    Starrten sie stumm und ergeben.
Der Junge träumte vom Houriarm,
Da wird er schlummern sanft und warm.
    Mit der Flamme erlosch sein Leben.

Der Alter öhrte und regte sich nicht,
In Schmerz versteinte sein starres Gesicht,
Vom Rauch der Asche umqualmet.
Allah Akbar! Gott ist groß
Und der Mensch ein Hund und erbarmungslos
Ihn Azrael zermalmet.

Skobeleff.

Entlang den eisgehelmten Alpenriesen
Dehnt sich der Sieger lange dünne Fronte.
Vom letzten Strahl besonnt, am Horizonte
Abheben sich Spitzmützen der Kirgisen.

Der neue Suvaroff mit seinem Stabe
Sprengt froh vorbei. Ihm regnet es ja Orden,
Wenn Völker um des Kaisers Bart sich morden,
Für diese prächtige Hekatomben-Gabe.

Hurrah! Werft hoch die Mützen, Tusch, Fanfaren!
Er selber grüßt begeistert mit dem Hute.
„Ich danke, Brüder, eurem Heldenmuthe
Im Namen Sr. Majestät des Zaren."

Ich dank euch! O des unbewußten Hohnes!
Siegt oder fallt, sonst lehrt es euch die Knute!
Unmündigen Unterthanen ziemt die Ruthe
Oder Versprechen unbestimmten Lohnes.

Ein Seitenstück zu jenes Raben Krächzen:
„Gott und der Zarin Ruhm!" (Wie aber kommen
Die Zwei zusammen?!) „Ismail ist genommen!"
Die Nordpol-Melodie zum Todesächzen!

„Am Schipka Alles ruhig."

Ein weißes Leichentuch bedeckt die Erde.
Wie weiße Lavawellen unaufhaltsam
Nachdrängt vom Berg der Schnee und stürzt gewaltsam,
Als ob ein Donnerkeil geschleudert werde.

Ein jeder Athemzug macht hier Beschwerde.
Der Odem wandelt sich zu Nadeln Eises,
Die sich zerreibend knistern. Und Gefährde
Bringt jeder Fleck des ungewissen Gleises.

Zelte als Mäntel brauchend, in Kaputzen
Die Wachen bei dem letzten Kienspahn kauern.
Den Kugeln zu entrinnen kann nichts nutzen,
Wer nicht verhungert, stirbt in Frostesschauern.

Sie liegen hier ganz einfach, um zu sterben
In Myriaden, wie's dem Zar gefällig,
Die Posten einsam, Bivouaks gesellig.
Doch massenhaft hinrafft sie das Verderben.

„Am Schipka-Paß ist's ruhig" hieß die Kunde,
Die angenehm das Ohr des Zaren kitzelt.
„Am Schipka Alles ruhig" mit dem Munde
Des Todes rings der Erde Echo witzelt.

Der Todtenacker.

Ein ungeheurer Kirchhof ist der Acker,
Dort modern sie in ungezählten Scharen,
Bluthunde, die sich würgten flink und wacker,
Die ebenbürtigen Bestien-Barbaren.

Das heilige Rußland und die heilige Knute —
Der Sultan, der den Paschas, die nicht siegen,
Die seidne Schnur verehrt — vereinigt liegen
Des Molochs Opfer hier in ihrem Blute.

Wie eine Ampel schwebt im düstern Dome,
Hängt hoch ein Geier an der ernsten Wolke.
Ein Pope steht bei diesem Todtenvolke,
Sprengt darüber aus dem Weihgefäß Arome.

Ein rohes Nothkreuz, wo der Berg sich lichtet,
Ist eingerammt den dichten Leichenhügeln.
Ein Crucifix der Pfaffe hier errichtet
Als Vogelscheuche, Rabengier zu zügeln.

Und Geier auch und Wölfe, wilde Hunde,
Sie nahen rings zum Leichenkarnevale.
Sie zehren all von unserem Verfalle.
Der Luft und Erde Raubzeug steht im Bunde.

Wer aber kann den inneren Wurm verscheuchen,
Der schon im Leben heimlich an uns bohret?
Fort, Unsinn, mit des Aberglaubens Bräuchen!
Kein blauer Weihrauch-Dunst den Tod umfloret.

Er grinst dich an aus Schädelpyramiden.
Und lacht der Tod — was sollten wir nicht lachen
Ob all den Nichtigkeiten, die im Frieden
Das Glück und Elend unsers Lebens machen?

O Krieg, du bist der Menschheit Dornenkrone.
Durchzuckt von ewigen Wehen der Geburt,
Geheftet an des Todes Eisengurt,
Hängt sie am Kreuze gleich dem Gottessohne.

Die Hunnenschlacht.

I.

Ich träumte jüngst von einem wilden Walde,
Voll alten Bäumen, die vom Sturm entlaubt,
Der von Sibiriens Strömen niederschnaubt.
Schon färbt der Herbst den Blätterschmuck der Halde.
Matt klomm empor der Sonne Gluth,
Sturm prophezeiend, roth wie Blut,
Durch Nebel sie verdrossen kam,
Wie ein Gefangner voller Scham,
Ein Mörderaug' mit irrer Wuth
Verstohlen lugt durch Kerkergitter.
Es wälzte nahendes Gewitter
Dicht übern nackten Boden dieser Steppen
Die Wolkenschaaren hin, wie Riesenschlangen,
Die sich von Ast zu Ast nun weiterschlangen,
Wie Geister mit langwallend-blassen Schleppen.
Der Regen schoß herab in schweren Bächen.
Der schmerzlich-grüne Todtenfluß des Hades
Schien sich zu wälzen durch die feuchten Flächen.
Mir schnitt durchs Hirn das Drehn des Weltenrades,
Schwerfällig knirschend über blutigen Leichen
Von schwachen Völkern, überlebten Reichen.

II.

Und da ich also sann, da ballten sich
Aus diesem Nebelmeere drei Gestalten
Sie wuchsen aufwärts ernst und feierlich.
Den Ersten sah zu Roß ich vor mir halten,
Wie er hinaufstrebt einen Felsenstrich.

Der ehrnen Stirne tödtlich düstre Falten,
Das Wechselloſe seines Blickes schien
Durchbohrend mir die Seele zu zerſpalten.
Tartaren und Kosaken vor ihm knien
Und all die heimiſchen Mongolenhorden.
Die Schweden und die Türken vor ihm fliehn.
Die ehrne Kiefer schnappt nach ſtetem Morden,
Entſetzlich ſträubt ſich ſein Gorgonenhaar —
Er iſt der Baal, des Molochs Bild im Norden,
Ein unerſättlich gieriger Barbar.

Und wie einſt Iwan that vor Nowgorod,
So ſeine Kiefer knirſchend ſich bewegt,
Als fräße unſre Welt ſein Machtgebot,
Die ſich ihm hülflos ſelbſt zu Füßen legt.

Ich ward zu Stein. Doch Grauſen mir durchrann
Aufs neu die Adern, als ich vor mir da,
Langſam herſchleichend neben jenem Mann,
Ein greiſes welkes Schemenweſen ſah.
Die Krallenhand ſich hin nach Süden ſpreizt.
Die Krim, das ſchwarze Meer, die Donau reizt.
Nach Weſten ſtürzt die geiergleiche Gier
Und Polen's Kraft verblutet unter ihr.
Ihr Kuß iſt tödtlich wie des Vampyrs Biß,
Des Nordens ſchreckliche Semiramis!

Doch jetzt ſah ich ſich erheben ſüßlich fad ein Angeſicht,
Amoretten es umſchweben, Grazie es ſanft umflicht.
Alexander, parfümirter Ritter für Europas Recht,
Du lebendig balſamirter Lügenpopanz, Pfaffenknecht!
Ja, das Widerlichſte ſcheinet mir ein fürſtlicher Tartuffe,
Der den Dandy-Chic vereinet mit dem Diplomatenkniff.

Während Polen wird vernichtet, tanzt sich die Quadrille gut.
Doch im Innern selbst sich richtet frömmelnde Despotenwuth.
„Heilige Schwermuth“ oder besser: Reue hat sein Herz zerfleischt!
Denn am stygischen Gewässer andre Tugenden man heischt.
Keine Fürstengroßmuth, keine Heilige Allianz, o nein!
Gottesgnadenthum ist eine leere Fabel dort allein.
„Liebenswürdig“ warst Du? Braten sollst Du, heuchelnder Despot,
In der Hölle Dantes. Platen hat Dir das vorausgedroht.
Triffst den „guten Kaiser Franzel“, den gemüthlichen, auch dort,
Während frech man auf der Kanzel euch canonisirt sofort.
Du, der trieb wie Alexander (wohl damit ihr Beide so
Etwas ähnlich säht einander!) Vatermord incognito!
St. Georg, der gern erdrücken will den „Robespierre-à-Cheval“
Und doch hinter Preußens Rücken mit ihm theilt den Erdenball!
Held von Erfurt, sanfter Schmeichler, der mit einem Judaskuß
Selbst den größesten der Heuchler übertölpelte zum Schluß!
Gecken-Zar und Großmuthsschwätzer, Haupt der Heiligen Allianz,
Frommer Buhler, Polenhetzer — Heil sei Dir im Siegerkranz!

III.

Schon keimt der nordische Upasbaum
Und eine Boa von Ketten
Zuschnürt den ächzenden Weltenraum —
Wer wird Europa retten?
Schon ist die Sonne des Gerichts
Am Horizont entglommen,
Ein Held entsteigt der Zukunft Nichts —
Du Heiland, sei willkommen!
Und Geister der Vergangenheit,
Sie nahen vielgestaltig.
Sind wir noch wie in alter Zeit
Ueber alle Völker gewaltig?

Zum ersten ein unabsehbarer Zug
Mit schleppenden Hermelinen —
Den Reif des Kaisers Jeder trug
Mit majestätischen Mienen.

Die Schwarzen aus salischem Herrschergeschlecht,
Rothblonde Hohenstaufen —
Weltgebieter nach ewigem Recht
Nahten in hellen Haufen.

Verächtlich zuckte der stolze Mund.
Den Speer hob Otto der Große,
Als sollte ein neuer Ottensund
Als Grenzmal ihn bergen im Schoße.

Das baltische Meer schon ahnend zuckt
Bis an die östlichsten Ränder —
Grimmhaftig Jeder am Gurte ruckt
Der schleppenden Kaisergewänder.

Dort stack das Schwert des Reichs und wild
Ausholten sie alle zum Streiche
Und schlugen an des Reiches Schild
Am Zweig der Walser-Eiche.

Der sechste Heinrich stolz und starr
Wuchs auf vor des Ostens Dämonen.
Er lachte heiser: „Wer bist Du, Narr,
Der den Kaiser will überthronen?

Wer ist's? Des Nordens kleiner Zar,
Der neben den Ungarn und Polen
Als Lehnsmann mir zu eigen war,
Er will den Tribut sich holen?

Hoiro! Alle Ritter, auf!
Der Bär hat schlechte Sitten.
Versöhn' Dich mit dem Hohenstauf,
O Löwenherz der Britten!

Mit dem Adler jage der Leopard!
  Im tobenden Weltgedränge
Sei deutscher Langmuth nicht bewahrt —
  Ich lehre euch die Strenge!“

. . . .

Da stiegen empor zwei Recken frisch,
  Der eine ein derber Bauer.
In ihm vereint ein seltsam Gemisch'
  Weltlust und entsagende Trauer.
Eine neue Götterdämmerung
  Weissagen muß er bange.
Er droht wie Tór mit Hammerschwung
  Der römischen Midgardschlange.
Der Andre war ein lustiger Fant,
  Ein scharfer Gedankenspalter
Er liebte Minne und Vaterland,
  Wie der Minnesänger Walter.
Sonst schonte er nichts und fürchtete nichts
  Und haßte Philister und Kutten — —
An eurem Wesen uns gebricht's,
  O Luther und o Hutten!

. . . .

Da aus dem Nebel des Traumes stieg
  Eine Dreizahl von Heroen:
Ich sah des deutschen Geistes Sieg
  Im Anblick dieser Hohen.
Sie schwebten auf wie Adlerflug
  Vereint zur Morgenröthe.
Ihr Genius sie aufwärts trug,
  Lessing, Schiller, Göthe!

. . . .

Jetzt hob sich aus dem Nebelmeer
  Eine riesenhafte Erscheinung.
Er war allein und um ihn her
  Der Feinde Völkervereinung!
Der kleine Mann und der kleine Staat
  Drückten allein sie nieder.
Zorndorf war nur eine Nebenthat
  Im Kampf mit dieser Hyder
Und gegen die östlichen Nebel zu
  Hob er drohend die Krücke
Und scheucht mit herrischem „Du, Du!"
  Sie in sich selbst zurücke.

. . . .

Nun aber langsam mächtig wuchs
  Wie der steinerne Gast zur Höhe
Eine ernste Gestalt, ich erkannte flugs
  Den Stein vom Haupt zur Zehe.
Er kannte den treuen Bundesgenoß,
  Den theuern Moskowiter,
Der unsern hündischen Dank genoß
  Der Freiherr lächelte bitter.
Das war ein Freiherr jeder Zoll,
  Ein Herr und auch ein Freier!
O Judasküsse tückevoll
  Bei Deutschlands Freiheitsfeier!
Europas Herz durchbohrt, verkauft
  Von lauernden falschen Beschirmern!
Der Einheit Blüthe, mit Blut getauft,
  Zernagt von schmarotzenden Würmern!

. . . .

Das Herz schwoll mir vor Kummer an.
  Da sah ich Ihn auferstehen
Aus der Gruft von Deutschlands Ehre — ein Mann,
  Fest von Haupt zu Zehen.

Einen Flamberg hielt er vor sich stracks,
Fest in den Stiefeln stand er.
Den Trotz des Slaven- und Wälschenpacks
Zertreten die miteinander.
Er ist gar schreckbar anzuschaun,
Gleich wie ein Götze der Wenden,
Mit dem Wodanaug' unter düstern Braun
Und immer das Schwert zu Händen.

. . . .

Und da er einen Blick nun warf
Nach dem gährenden tobenden Osten,
Scholl dort ein Lärmruf grell und scharf:
„Laßt nicht die Waffen rosten!
Was schwingen wir gegeneinander das Beil,
Wie einstmals die Strelitzen?
Für uns liegt dort das wahre Heil,
Im Westen zu stibitzen.
Den Deutschen Erbfeind in den Bann!
Er ist der große Verschlinger.
Er wuchs aus kriechender Ohnmacht an
Zu einem Weltbezwinger.
Entscheidungskämpfe schwer und scharf
Erwarten euch, Teutonen.
Denn nur das heilige Rußland darf
Als Weltenherrin thronen.
Stets weiter unsers Reichs Polyp
Den ehrnen Fangarm dehnte.
Siebirien rastlos vorwärts trieb,
Bis sich's an China lehnte.
Nach China gings vom Kaukasus!
Von dort zum Himalaya!
Am Ganges und am Bosporus
Erwartet uns der Raja.

Afghanen-Emir, Perser-Schah,
Ihr werdet uns Vasallen!
Am Donau-Ufer fern und nah
Der Ukas Donner schallen.“

IV.

Sind das Lithauens unendliche Strecken?
Ein Schlachtfeld sah ich in ahnendem Schrecken.

Die Flamme beleuchtet im öden Raume
Mit bläulichem phosphorartigem Schein
Die reifen Früchte am Pflaumenbaume
Und wandelt in Golddukaten die Birnen.
Hoch über dem Feuer in stillem Verein
Schweben die Raben mit finstern Stirnen,
Wie schwarze Kreuze auf goldenem Grunde.
Still wird es in der unendlichen Runde.
Die Welt der Insekten brummt und summt,
Das Zirpen der Heimchen nie verstummt.
Das trockene Schilf als Wachtfeuer lodert.
Der einsame Schwan, der sanfte Störer,
Wie eine silberne Glocke fodert
Gebet und Andacht von jedem Hörer.
Und rauscht er empor zur nördlichen Fahrt,
So wird er plötzlich, eh er's gewahrt,
Von rosigsilbernem Licht übergossen.
Und dann erscheint das Wolkengewimmel,
Als flögen rothe Tücher am Himmel.
Durchsichtige Lämmerwölkchen flossen
Am Äther hin, rothgoldene Streifen
Den blauen Horizont umreifen,
Wie von einem Riesenpinsel gezogen.
Die Zieselmäuse der Steppe pfeifen.

Die Gräser, von frischer Brise gebogen,
Rauschen zusammen wie Meereswogen.
Die grüne jungfräuliche Oede strahlet,
Dies goldiggrüne Meer sich bemalet
Mit tausend Farben. Wollüstig badet
Die Steppenmöve im Sonnenstrahl.
Den Habicht zu reichlichem Raube ladet
Die Musik des Tages im Steppenthal,
Wo alle Würmer der Erde erwachen,
Wo das Rebhuhn hinhuscht am feinen Stengel
Der Weizenähre, wo aus den flachen
Steppenstrecken, ein schüchterner Engel,
Die hellblaue Kornblume sich erhebt
Und pyramidenförmiger Ginster.
Leuchtkäfer erblassen, der Schatten verschwebt,
Hellgrün ist Alles, was schwarz und finster.

— — — — — — — — — — — — — —

Und dieses Land der Zukunft trug
Des Deutschen Colonisten Pflug.

„Hm, hm," urtheilte der Rechtskundige, nachdem die Lectüre beendet, bedenklich. „Das steht schlimm. Zweifellos ‚Grober Unfug'! Sehn Sie, der Paragraph wird jetzt so gedehnt nach Belieben, daß Sie ja ganz unrettbar verloren scheinen. Beleidigung verschiedener Zaren, speziell des verstorbenen, eines engbefreundeten Souverains — o, o! Und dann überhaupt die ganze aufreizende Tendenz! Dieser Haß gegen das engbefreundete Rußland! Ihre Dichtung ist geeignet, Zwietracht zwischen verbündeten Völkern zu schüren. Nein, lieber Herr, vom Standpunkt eines königlich preußischen Richters aus muß

man Sie ja wegen ‚Groben Unfugs‘, begangen durch die Presse, verdammen. Kommen wir nun zu Punkt Zwei!“

Er las.

Messalina.

I.

O welch ein Wechsel! Neidische Fortuna, du
Willst hemmen meinen sieggekrönten Frevellauf
Und wähnst, statt Süßes müss' ich Herbes kosten nun?
Doch hierin irrst du. Denn des Unglücks Aschenfrucht
Schmeckt jetzt erfrischend mir und gaumenreizend nur,
Da ich der Hesperidenfrucht zu viel genoß.
Und hat der Wechsel selbst nicht manches Reizende?
Des Zufalls ungeahnte schlaue Wendungen,
Das neue Ungewohnte, das Aufregende
Der Furcht und Ahnung und der Hoffnung andrerseits,
Der angestrengte Kampf um Leben und Besitz —
All' dies ergötzt mich, wie ein fremdes Drama schier.
Der Erdballs Herrin gestern, heut auf Tod verklagt,
Gestern in sichrer Burg und heut im Haftgemach!
Ha, Gestern: meines Lebens wonnevollster Tag!

Wir feierten das Winzerfest im Bacchanal
In süßer Raserei in des Vergnügens Arm,
Mänadisch toll, wie in verschwiegner Mitternacht
An Lesbos' Strand in Thraciens Kluft Trybadenschwarm
Evoë-kreischend feiert lüsterne Mysterien.
Wir aber tobten offen unterm Sonnenlicht.
Die Kelternbäume knarrten und vom süßen Most
Die Kufen überströmten. Frauen, nackt an Bauch und Brust,
Vom Pantherfell umflattert ihre Schultern nur,
Das ihre Lenden los umgürtet, tanzten rings.
Und Allen ich voran, des Festes Königin,

Ich der Mänaden Tollste und Verführendste,
Cäsarin aller Lüste auf dem Weltenrund.
Als Scepter, Zeichen meiner unumschränkten Macht,
Den Thyrsus schwingend überm Haupt bacchantisch wild.

Zur Seite mir, den Epheukranz im blonden Haar,
Herwankend auf Kothurnen, einem Trunknen gleich,
Im Chor der Zecher, er, mein Liebling Silius,
Mein Buhle, mir auf offnem Forum angetraut,
Mit dem die Hochzeit ich im Kaiserhaus beging
Bei Lebzeit meines Schwachkopfgatten — hahaha!
Doch mitten in der allerfrohsten Lustbarkeit
Erklomm der Gäste Einer einen Palmenbaum
Und als wir riefen: „He, was siehst da oben Du?"
Schrie er voll Angst: „Gewitter naht von Ostia!"
War's eine Ahnung, war's ein Scherz, weißsagend halb?
Genug, einschlug es wie ein Blitzstrahl unter uns
Und horch! Durchs Evoë der Gäste klirrte Stahl.
Enteilend dem Verderben, auseinander stiebten wir,
Doch rings umschlossen uns die Garden, mordgewohnt.

Mein bärtiger stiernackiger Calpurnius
Wird hier durchbohrt, dort Plautius, mein Herkules,
Dort Vettius, mein lieblicher Narciß, dort windet sich
Cäson, der feiste Zotenreißer, Lehrer aller Gräu'l
Und Schüler aller Laster. Reizt uns niemals mehr
Zu wieherndem Gelächter Dein gewagter Witz?
Weh, Mnester, schonten sie nicht Deinen schlanken Bau,
Der dem Caligula, dem Kenner, wohlgefiel?
Ich ehre meines Vortyrannen Kunstgeschmack,
Obwohl mein Blick für schöne Männer noch geübter ist:
Drum, feiler Tänzer, übernahm ich Dich von ihm,
Lustknabe einst des Cäsars, liebte die Cäsarin Dich.
Haha, er sträubte sich, der vielerfahrne Frauenheld,
Der Abentheuer fast für jedes Löckchen zählt:

Er wußte, daß verhängnißvoll ich immer ward
Für Jeden, den ich liebte. Widerstand er mir,
Erreichte ihn mein Gift. Und lieferte er aus
Sich meiner Gier, so räumte ich ihn selbst hinweg,
Ward er mir lästig, oder meines Gatten Beil
Traf seinen Nacken. Ha, er weigerte sich drum,
Mein schlauer Mnester. Und was that ich? Holte mir
Von meinem Ehe-Esel einen Staatsbefehl,
Daß er mir ausgeliefert werde, sintemal
Der Knecht nicht tanzen wolle auf der Fürstin Wunsch!
Der Spröde tanzte nun, doch in viel feinrer Art.
Auch er ward hingeschlachtet, mir zur Freude fast:
So straft ihn das Geschick, weil er mich schmachten ließ.
Doch Du — das war ein harter tiefempfundner Schlag,
Auch Du, mein Silius, mein Pseudo-Ehgespons,
Sankst hin zu meiner Seite pfeil- und speerdurchbohrt,
Die blonden Locken mischten blutig sich dem Staub.
Wann werd' ich wiederschaun Dein frisches Angesicht,
Die Rosenflur, auf der mein Mund sich weidete?
Nie lehn' ich schmachtend an der glatten Schulter mehr —
Nein, Alles ist nun Raub und ekler Würmerfraß.

Ich selbst entrann und schleppte durch den Markt mich hin
Durchs halbe Rom. Zuletzt ich einen Karren fand,
Den rief ich an und setzte mich als Fracht hinauf.
So fuhr ich, die Cäsarin, in die Nacht hinein
Wie ein erbärmlich Hökerweib. Und als ich mir
Den Wagenlenker recht ins Auge faßte jetzt,
Sieh da! So war's ein Wohlbekannter, doch von wo?
Mit so unzähl'gen Männern pflog ich ja Verkehr!
Bald brachte die Erinnrung mir sein Bild zurück:
Ein ausgedienter Gladiator war der Bursch.
Doch in Arena und Theater nicht mein Aug' ihn traf,
Nein, in der nächtigen Taverne, jenem Lupanar,
Wo als Lycisca selbst als Dirne ich gedient.

Ha! süßer Dienst, nur war er mir nicht schwer genug.
Denn nimmer konnte ich befriedigt seufzen: „Gut!
Ich kann nicht mehr.“ — Ach wie behaglich war es doch
Fortschlich ich mich vom ehelichen Thalamus,
Wenn mein kahlköpf'ger Schlottrer schnarchte neben mir
In tücht'gem Rausch, von Trunk und Völlerei beschwert.
Manchmal macht' ich den Spaß mir, den erquicklichen,
Zwei Gassenmetzen zuzuführen ihm im Rausch,
Calpurnia und Kleopatra, an meiner Statt!
Haha! dämonisches Vergnügen labte mich,
Weil so das Kaiserlager doppelt ward entehrt.
Denn bester Kitzel für den Lüderlichen ist
Das Uebermaß der stinkenden Ruchlosigkeit.
Ich aber schlich als Priest'rin der Vulgivaga
Durch Höf' und Gassen, bot mich jedem Strolche an
Und kehrte endlich in der Morgendämmerung
Erschöpft, doch ungesättigt zum Palaste heim.
(Weh' mir! Was kühlte jemals meine sieche Brunst?)

Und sieh, der alte Zechcumpan erkannte mich,
Erinnerte sich gern der drallen Buhlerin,
Die jeden nervigen Bootsknecht schwelgen ließ im Schooß,
Und grüßte mich: Lycisca. — War's ein Schicksalshohn?
Ich ließ den Mann im Wahn, der ihn ermuthigte
Mich derb zu drücken in verliebter Possenreißerei,
So daß die Langeweile eben noch bewältigt ward
Und ich mich tröstete in meinem Ungemach.
Der Arme, hätt' er mich erkannt, so starb er ja!
Gleich jenen Höflingen, die einst im Lupanar
Mich trafen und erkannten, und sich weigerten,
Um keine „Gottesschändung“ zu begehn, wofür als Lohn
Ich ihre Töchter schänden und verführen ließ!

II.

O Höhe meiner Allmacht! O mein tiefer Sturz!
Die Diebin Agrippina stiehlt mein Diadem.
Ich sehe sie vor mir im Geist, die Schmeichlerin,
Im heimlichen Gemach bei meinem Schattenmann.
Wie sie den abgebrauchten Lüstling kitzeln wird
Durch schlaues Zeigen und Verhüllen, Bieten und Verwehren auch
Wie sie mit schlauem Honigwort ihn reizen wird
Der Güte Taubensanftmuth bald im feuchten Blick,
Bald edlen Zornes Löwenmuth im Feueraug'!
Bald süßlich lächelnd, abgefeimte Buhlerin,
Zweideutige Späße lispelnd und gemeinen Scherz!
Bald ernst und stolz, der Frauenwürde hehres Bild,
Mit majestät'schem Faltenwurf der Tunika,
Die leider sich in jedem Augenblick verschiebt,
Wenn sie in plastisch schöner Stellung Arm und Bein
Heroisch von sich streckt! Wie wird in hohem Ton
Vor ihm sie deklamiren aus dem Aeschylus,
Zur Lyra singen den Catull, feinsinnig gar
Ihm den Horaz erläutern und zuguterletzt
Tiefschmerzlich seufzen über den Euripides,
Weil er die Frauen so abscheulich schwarz gemalt,
Denn unsre schönen Seelen, ach! verstand er nicht.
Dann giebt es Ziererei, wenn er sie trösten will
Und ihr versichert, heilig sei für ihn das Weibliche.
Dann wechselt schroffe Kälte, strenge Züchtigkeit
Mit heißem Ausbruch gut gespielter Leidenschaft —
Lukretia, Cornelia, Antigone
Verwandeln plötzlich sich in die Semiramis,
Vampyrisch lüstern und bacchantisch liebeheiß.
Wohl, Agrippina, gleichst Du der Assyrerin:
Im Herzen Völkermord, im Auge Sinnenbrand,
Staatsweisheit auf der Lippe, die von Küssen brennt,
Vom Thron sich wälzend in der Unzucht Lotterbett.

Ha, dessen rühm' ich mich: Ich war zu stolz dafür,
Von Pallas mir zu borgen ihren Tugendschild,
Deß glatter kalter Stahl die Blöden blenden soll.
Ich war der Sünde offenste Verkörperung,
Mein Fleisch und Blut verläugnete durchaus den Geist,
Nie heuchelte ich höher'n Sinn. Ich bin die Lust,
Denn weiblich ist die Sünde und ich bin ein Weib.

III.

Des Fatums Netz hält mich umstrickt, das unentrinnbare:
Entweder trifft mich des Kroniden Racheblitz
Oder die Himmelsfürstin Juno drückt
Das Scepter voller Macht aufs neu mir in die Hand.
Versucht hab ich, was möglich, und ich hoffe noch.
Bittschriften und Fürbitter bot ich sämmtlich auf,
Um unablässig zu bestürmen meines Gatten Sinn.
Der Dickbauch hat kein Herz von Stein, ist schnell erweicht
Und glaubt am Ende, daß ich schuldlos angeklagt,
Denn dumm genug dafür ist der Vortreffliche.
Ich selber warf mich ja ihm weinend in den Weg
Bei Ostia, vor seiner Sänfte knieend bat
Gehör ich für die Mutter des Brittannicus.
(Als dessen Vater sich der Geiferer berühmt,
Mir selbst ist der Erzeuger nicht so ausgemacht!)
Da überschrie mich zwar sein feiger Kämmerling,
Erstickend meiner Klagen süß beredtes Fleh'n.
Auch hielt er eine Rolle von Papyrus vor
Dem Weltbeherrscher, wo verzeichnet meine Schuld:
Natürlich konnte dem der Tropf nicht widerstehn,
Ihm hat ja stets besondern Reiz Geschriebenes.
Doch jetzt zum Gnadenbitten habe ich bestimmt
Die älteste Vestalin. Diese Fürsprach' muß
Erretten mich. Haha, ein schönes Bild auch dies

Und möglich nur in dieser Weltkloake Schlund,
Daß die Vestalin für die — Messalina fleht!
Natürlich fielen zwar die Meisten von mir ab:
Der Mensch vergiebt der Macht der Frevel Uebermaß,
Dem Fallenden verzeiht er Nichts. Das tröstet mich,
Daß ich den Lumpen rechten Grund zum Hasse gab:
Dreihundertfünfzehn Ritter, Dreißig vom Senat,
Und von Quiriten eine ungezählte Menge noch,
Ließ ich vernichten: Theils weil abhold meiner Macht
Und meine Frevel tadelnd, theils aus Eifersucht
Und Rachsucht den, der meinen Schlingen sich entzog.
So räumte den Vicin ich aus dem Wege mir,
Den Gatten von der Nichte meines Hahnreimanns.
Die Nichte war gefällig, näherte dem Cäsar sich,
Und mir gefiel Vicin. Der Geck hat mich verschmäht,
Und sprach von Treu' und Tugend — Beide starben drum.
Silan auch starb, der blöde Held. (Stiefvater mir,
Denn meine Mutter gab ihm Claudius zur Frau.)
Ich war nach seiner Liebe lüstern und umarmte ihn
Einst etwas zu verwandschaftlich. Das merkte er
Und deutete mir drob sein Mißbehagen an,
Blies auf die Freundschaftsflöte, sprach von Unnatur!
Pah, Unnatur! Natur ist alles, was Natur erlaubt,
Was ich begehe, ohne grad zu sterben dran.
Naturinstinkt ist jeder Trieb im Menschenblut:
Was ich besitzen will, ist mir auch drum gewährt,
Gestattet ist, was mir gefällt. Pasiphaë
Verliebte sich in einen Stier. Und fühle ich
Verlangen, mich zu paaren einem Krokodil —
Wer schreit da Unnatur, da mir's Natur gebeut?

Ja, Sinnlichkeit war meines Lebens Lust und Qual:
Verzehrend And're, hab' ich so mich selbst verzehrt.
Um den zu fangen, der sich meiner Macht entzog,

Verlieh ein Gott mir Schönheit — schnell bestrickend wie
Medea's Zaubertrank und Paphos' Sommernacht.

IV.

O süße tolle Orgien, wo in dem Kreis
Geliebter Frechheit, von Begierde wild zerfleischt,
Becher nach Becher lachend ich hinabgestürzt
Von honigduftendem Falerner rauschgewohnt.
— Nie sah ich so verlockend meiner Schönheit Bild
Vor Augen, als da ich mich heimlich spiegelte
In dem geschliff'nen Erzschild an der Marmorwand
Einst im Zenith des Sinnentaumels, wild verzückt.
Mein wallend Haar, in krausen Locken ringelnd sich,
Wie einer Furie oder Gorgo Schlangenhaar,
(Die Furie der Begierde hauste ja in mir,
Selbst hetzend den Genuß, von innerem Fluch gehetzt)
Blauschwarz wie Ebenholz, von Wollustthränen feucht,
Gleich wie ein perldurchwirkter dunkler Seidenflor,
Peitschte den weichen Nacken und des Rückens Schnee,
Sich schmiegend um des Busens makellose Form
Bis zu geschwellter Hüften üppiger Fülle hin.
— Des Unterkörpers Stellung war nicht minder schön.
Die kleinen Füße in goldfranzigem Pupurschuh
Zerstampften ruhelos des Estrichs Mosaik
Zum Tact der Flöte, die verlockend girrte rings.
Die runden glatten Kniee bebten im Genuß,
Matt ausgeglitscht. Wie göttlich hingegossen lag
Der Leib, der schmachtend hingeglitt'nen Glieder Pracht,
Die Grazie der Wollust jedem aufgeprägt!
Durch der zurückgebogenen Schenkel rosige Haut
Pulsirte schimmernd Scharlach des erhitzten Bluts
Im Blau der Adern, wie der Freude Morgenroth.
Purpurgesäumt, schneeweiß, die seidne Tunika

War abgestreift, der goldne Gürtel losgelöst,
Die blüh'nden Arme nackt und voll emporgestreckt.
Und nur des Purpurvorhangs rosiges Dämmerlicht,
Der Weihrauchampel matter Schein nun fiel
Auf die weißrosigen Formen, lüstern hingedehnt
Auf Kissen von Tyrrhenerpurpur perlbestickt.
Das goldne diamantbesetzte Diadem,
Symbol der Weltmacht, kollerte vergessen dort
Auf Perserteppich. Palmzweig, grüner Epheu war,
Ihr Weiß zu zeigen, auf die Schulter hingestreut —
Durch's schwarze Haar schlang sich der Rosen rother Kranz.
Das Auge brauchte keine farbige Zierde, traun!
So glühend, wie der Sonne Gold, des Blutes Roth
Brach durch die schwarzen Wimpern schwarzer Augen Gluth
Im ungezähmten Feuer herrschender Begier,
Durch Wollustthränen süß gedämpft, wie durch
Des Tropenregens Schleier der Canopus brennt.
Die rothen Lippen — heiß geöffnet waren sie,
Doch nicht wie eine Rose, die den Kelch erschließt —
Wie eine aufgeriss'ne Wunde dürstend stets
Nach Balsam für die Qualen einer innern Gluth.
Doch kühlt und lindert nicht der Küsse Feuerthau:
Drum sog mein Busen ewig unter Seufzern ein
Die schwüle Ambraluft, gleich wie den Wüstenwind
Des Berberrosses Nüster saugt, zum Ritt bereit.

V.

Und welch' ein Götterspaß, welch' witziger Frevel war's,
Wenn ich die Jungfrau'n und Matronen, die zum Fest
Ich lud und die aus Furcht zum Pallatin gefolgt,
Preisgab den Lüsten abgefeimter Lüstlinge.
Unwürdig Deiner nicht, o Göttin Aschera,
War dieser Einfall. Denn wie Deinem nächtigen Dienst

Man unberührte Mädchenblüthe opferte,
So fordert' meine Gottheit auch der Keuschheit Raub.
Welch greller Angstschrei, welch verzweifelt Wehgestöhn,
Welch wildes Weinen der erzwungnen Wolluſtpein
Erscholl da, lieblich meinem Ohr — zu bald erstickt
Von meinen nervigen Buhlen vor dem Hochaltar
Der Göttin Unzucht, die in Saales Mitte stand.
Ja, all die bittern Thränen, die vergossen dort —
Auffangen hätt' ich mögen sie im Goldpokal
Und schlürfen nimmersatt ihr bittres Salz,
Damit der Hunger meiner Grausamkeit gestillt.
Wie manche Unschuld, manche Herzensreinheit ward
Von mir geknickt und faulig in den Koth gestampft!
Doch bei Matronen (ehrbar keusche wählt' ich nur)
War sorgsam ein besondrer Reiz von mir erdacht.
Denn ihre Gatten lud ich alle ein zu gleicher Zeit:
Die zwang ich nun vor ihren Ehgesponsen selbst
Mit siechen Freudenmädchen sich genugzuthun.
Die armen Weiber aber, die vor Gram und Eifersucht
In Ohnmacht fielen, lieferte den Meinigen
Ich aus vor ihrer Männer Aug' zum Ehebruch! —
So ließ ich sich ergießen einen Unflathstrom
Von namenlosen Gräueln, bis im eklen Sumpf
Der Sinnlichkeit, im Pestpfuhl der Verderbtheit ganz
In Schlamm getreten alle Tugend, Würde, Sittsamkeit.
Ha, welch homerisches Gelächter schallte hell
Aus dem Gehege meiner Perlenzähne dann,
Wenn der Entehrten Fluch zu mir heraufgetönt.
„So geh es Jedem!" rief ich triumphirend aus
Und drückte wild ans Herz den Allerschändlichsten
„Wer albern sich der Sinnenlust entziehen will
Und meines Wandels spottet durch Anständigkeit!"
Ha, Beifall wieherte mir der verruchte Schwarm,
Noch siedet froh mein Blut bei der Erinnerung —
O wie behaglich war's im Pandämonium!

— Abscheulich führte sich nur eine Dirne auf,
Vestalin war sie: Diese gab sich selbst den Tod
Vor meinen Augen — hu, wie sie so bleiern lag,
So steif und still! Und langsam rann der Lebenssaft.
Ja, er verrinnt und dann ist Alles, Alles aus.
Getrost. Noch kocht mein Blut in voller Sinnenkraft
Und schleicht nicht siech durch altersschwache Adern hin.

Auch jene Arria empörte mich mit Fug,
Die standhaft frech im Tod beschämte meine Wuth.
Doch welche Lust hinwieder bot der Augenblick,
Wenn in der Leidenschaft Umarmung festverstrickt,
Wie eine Schlange ihn umgürtend, heimlich ich
Auf einen Buhlen, deß ich überdrüssig ward,
Den Dolch gezückt und ihm durchbohrt das trunk'ne Herz,
Der ahnungslos an meinen Lippen festgesogen hing.

Ja, Grausamkeit und Wollust, süße Zwillinge!
Erzarmiger Büttel mit dem stumpfen stieren Blick
Erbarmungsloser Roheit — welch bezaubernd Bild!
Braunfette Dirne mit der schweißig feuchten Hand
Und lüstern blinzelnd wie ein Geier — mein Idol!

Ein Brief? — Von wem? Von meiner Mutter Lepida?
Sie räth, anständigen Tod zu wählen? — Rast die Frau?
Warum? — Anständiger Tod? Meint sie freiwilligen?
Ich willig aus dem Leben scheiden? Nimmermehr! —

VI.

In ungewissem Jugendbrüten, als mein Geist
Noch nicht zur nackten Klarheit der Erkenntniß kam,
Daß Alles Rauch und Unsinn, außer Sinnlichkeit,
Daß Scham und Scheu nur Dummheit, Frechheit Größe ist —

Da blättert' ich in faden Philosophen oft,
Nach einem Etwas suchend, das ich würfe froh
Der Langeweile in den nimmersatten Schlund.

Die faselten nun ewig von Unsterblichkeit,
Von Seelenleben. Seele? Was ist Seele denn?
Ausfluß des Blutes und Gehirns, so ahne ich,
Abhängig völlig von des Leibes Regungen,
Bethätigung des Körperlebens in Gedank' und Wort
Durch ihn geboren, sterbend mit dem Leibe auch.
O süßer Leib, du der Genüsse Zeugerin!
Dich schmähen sie und nennen ein Gefängniß Dich,
Das nur die Seele hemme in dem freien Schwung.
Was soll das heißen? Dunkel ist mir dieser Spruch.
Hab' je von freiem Schwung ich einen Hauch verspürt?
Nichts da! Auf sogenannte Seele habe ich
Nie viel geachtet, nur den Sinnen unterthan.
Der Leib ein morsch Gefängniß? — Dies ist leider wahr,
Daß er höchst unvollkommen für Genuß gebaut
Und daß ich oft der Thiere Loos beneidete.
Des Löwen Stärke und des Affen Leistungskraft,
Des Elephanten Magen ist wohl neidenswerth.
Insofern hab' ich allerdings gar oft gestrebt,
Mich auszudehnen, diese schwächliche Natur
Hätt' mit des Nashorns dickem Leib ich gern vertauscht.
Doch sonst schien grad' die Seele mir ein Folterknecht,
Ein dummer Richter, der mit frostiger Mahnung stets
Durch das Gewissen uns die Lust vergällen will.
Wenn wirkliche eine künftige Unsterblichkeit,
Wo von dem Leib die Seele, wie man's nennt „befreit",
Verzicht' ich gern darauf, darf ich nur länger hier
Im Erdenkothe waten. Ohne Leib — was nützt
Mir weit'res Dasein noch? Giebt's drüben Straf' und Lohn,
Für meiner Sünden Rechnung müßt' ich zittern dann.
Doch Sünde — was ist Sünde? Sünde giebt es nicht an sich.

Gesetz und Menschenbrauch erschuf nur diesen Wahn,
Ein Freier höhnt der blöden Menge Formelzwang.
Und jene Götter, (diese Dichter-Spottgeburt
Sie sünd'gen wie die Menschen, übermenschlich fast.

Der Göttervater, prachtvoll ist er nach dem Bild
Der Künstler, die zwar lügen wie die Dichter auch.
Die Locken, die ambrosischen, die Stirn, das Aug'
Vor allem seine majestätisch breite Brust,
Die mächt'gen Knie, der massige gewölbte Arm —
Ach, ein Phantom, ein unerreichter Weibertraum,
Ein Mann in jedem Zoll! Wie gerne wär'
Ich seine Io-Kuh und schmiegte tastend mich
Europa gleich an ihn in brünst'ger Stiergestalt!
Und wahrlich, wenn der Tod nun einmal droht,
Den würd ich wählen, zu vergehn in seinem Arm,
Semelegleich im Gipfel des Genusses grad'.
Ach, all die prächtigen Götter lieb' ich sehnsuchtsvoll,
Nur Amor nicht, obwohl ich ihm verpflichtet bin.
Er ist ein Kind und kost und schmeichelt mir zu zart:
Ich will kein Spielen unter Blumen, keinen Scherz,
Nein grimmen Ernst und brünst'gen Kampf der Leidenschaft,
Der strammen Mannheit Ringen nur befriedigt mich.

Den sonnenlockigen Apoll, so schön er ist,
Lieb' ich am mind'sten: Zu erhaben ist er mir.
Der Mann, den ich begehre, habe wenig Herz
Und gar kein Hirn — so paßt er mir zur Liebelei.
Der listige Merkur, den auch sein Gold empfiehlt,
Ist mir schon theurer. Ueppig schöner Bacchus gar,
Wie möcht' ich dankbar pressen Deiner Lenden Rund,
Weil Du den Wein, der Liebe Bruder, uns verliehn!
Viel Reize hat der grimmig finst're Pluto auch:
Er ist so süß gewaltsam, greift so unverzagt
Mit Fäusten zu und wirbt nicht lange, stürmt sogleich;

Vielleicht darf ich im Hades seinem Lager nahn,
Abschmeichelnd als Proserpina ihm manche Gunst.
Neptun, der sehnige Seemann, er gefällt mir sehr
Mit seiner Muskeln strotzend rauher Ueberkraft.
Ich denk' ihn mir ein wenig grob, er schimpft und schlägt,
Ist sonst gemüthlich, kurz ein Muster-Ehebär.

Doch ganz besonders, Mars, verehr' ich Deinen Reiz,
Starkschenkliger Anbeter der Kythera Du!
Wie oft genoß ich dieser Episode Kunst
Im langweiligen Epos, das Homer geschmiert,
Wo euch Vulkan in traulichster Zusammenkunft
Verkettete! Wie lüstern das geschildert ist! — —
Nun, wenn Du so der Venus huldigst, holder Gott,
Ist nicht mein Mund gleich schwellend und gleich weich mein Schooß
Gleich üppig nicht mein Busen wie der ihrige,
Wenn meiner Wang' gesunde Röthe auch verblüht
Im Fieberroth und schwülen Blaß der Leidenschaft? —
Man sagt, das Roma's Stamm erzeugt, weil Du bezwangst
Im Tiberhain die Rhea Silva, deren Kind
Nachher die Wölfin säugen mußte. Nahtest Du
Auch mir doch überraschend ungeladen so!
Denn hier der Park Lukulls hat manche Rasenbank,
Weich-warm und dunkle Lauben voll Verschwiegenheit:
Besuche mich, ich lade Dich als Gast zu mir.
Und brauchst Du eine Wölfin, dien' ich selbst dafür:
Der Wölfin Brunst verglich man mit der meinen oft!

Doch leider ist dies Alles Fabel und Phantom —
Nicht Götter sind noch Dauer nach dem Tode, nein!
Und dennoch möcht' ich's glauben, täuschend die Vernunft,
Denn Nichtsein scheint mir doch das Allerschrecklichste.
O wär' doch Seelenwandrung uns bescheert!
Macht mich zur Wildsau oder Natter, tückisch geil,
Zur Tigerkatze, wühlend in dem Eingeweid

Der Unschuld mit der Kralle, die sie sonst verbirgt
In Sammet-Pfötchen, dürstend nach der Opfer Blut!
Nur, nur nicht Nichtsein! Dies allein ist fürchterlich!
Macht zum verworfensten Geschöpf, zum niedrigsten,
Zum wehrlos unterm Tritt gekrümmten Wurme mich!
Nur laßt mir das Gefühl des Seins im Sonnenlicht,
Des Athmens, sich Bewegens, Schlafens, laßt mir noch
Des süßen Nichtsthuns Wonne, den Ernährungstrieb,
Des Fressens Nothdurft und der Zeugung süße Qual,
Laßt kriechen, brüten, paaren, wühlen mich im Staub! —
Ja, selbst des Hades Marterstrafen zög' ich vor
Dem ewigen Schlaf: Der Schmerzen Wollust lernt' ich dann.
Der Probe werth auch dies für Unersättliche.

VII.

Wer kommt? Wer seid Ihr? Ein Tribun — und Du erscheinst
Ein Freigelassner? Evodus, so nennst Du Dich?
Nun denn, was willst Du? (Jung und hübsch ist dieser Knecht,
Vielleicht will er mich trösten in der Einsamkeit.)
Willst zur Gesellschaft dienen und als Zeitvertreib,
Nicht wahr? Wir wollen sehn. Nun, Du gefällst mir wohl.
Ich mag Dich. Doch gewöhn' Dir ab den stieren Blick!
Was starrst Du mich so an? — Komm her, ganz leise Freund!
Schick' den Tribun doch fort, den Kerkermeister hier:
Der alte Griesgram stört uns im Beisammensein.
Wir wollen plaudern. — He, Tribun, was weilst Du noch?
Ungnädig bin ich übrigens. Mein Lager dort
Ist mir nicht weich genug. Hol' Pantherfelle her
Und Wolle, Linnen, Lammvließ, seidne Kissen auch.
Vale. — Mein Schooß ist um so weicher, Evodus.
Komm, laß uns kosten, was uns Venus hier bescheert.
Komm! — Nein, was grinsest Du so schauerlich?
Das ist kein Wollustgrinsen, das ist Henkerhohn.

Was packst Du so mich an? Das ist kein Liebesgriff.
Ich mag Dich nicht. — Tribun! Noch stehst Du auf dem Platz?
Ich hieß Dich gehn. Gleichviel! Jag' diesen Burschen fort,
Er ist betrunken. — Keine Antwort? Hörst Du mich?
Tribun, gehorche der Cäsarin! Furchst die Stirn,
Ein finstres Lächeln huscht um Deinen bärtigen Mund?
Was kündet das? Weh, sprich ein Wörtchen! Bist Du stumm?
Riß aus dem Hals man Dir die Zunge? Ha, wenn nicht,
So will ich's jetzt gebieten, daß Du künftig lernst
Zu reden, wenn ich will. — O Zeus, noch immer stumm?
Weh mir! Tribun, Du süßer treuer Römerheld,
Du Säule unsers Staates, kannst Du weinen sehn
Die gnädige Herrin und noch länger foltern sie?
Ah! — Rette mich! Zu Hülfe, heda! — Ueber mir
Ein Schwert?! — Du trunkner Sclav, wagt Deine Hand zu nahn
Den heiligen gesalbten Locken? Wehe Dir!
Das ist Verrath, Verschwörung! Fürchterlich soll meine Wuth
Euch treffen, falls Du nicht die Klinge senkst sofort.
Wie wagst Du's nur auf eigene Verantwortung?
Was sagst Du da? Welch schrecklich Wort vernahm mein Ohr?
„Auf das Geheiß des Cäsars, hier sein Siegelring!“
'Sist wahr! O Grausen, namenlose Todesangst!
So muß ich sterben — noch so jung? Ich habe kaum
Zur Hälfte den Pokal geleert. Genuß, Genuß!
Entgleitest meinen Händen Du, o Zaubertrank?
Ich schreie — höre mich! — O Leben, bleibe mir
Tod — Nichtsein — Strafe — Ende — kein Genuß mehr — Schmach,
Pein, ewige Pein — Vermodern — — Ah, so schlag' herab
Du Blitz des Rächers! Stürze nur, Damoklesschwert!
Was schwebt die Klinge über mir? Stoß zu!
Verflucht sei Deine Hand! — Nein, gieb mir einen Kuß!
Ich lechze noch nach einer Neige Sinnlichkeit! —
Was, ich verschmäht? Du lachst mir in die Augen, Knecht,
Stöß'st mich zurück? — Wie sollst Du büßen! — Nein, ich irrte mich,
Du bist ein braver Bursch. Wie mild Dein Lächeln ist!

So laß mich noch ein kleines Weilchen leben, Freund,
Im angenehmen Sonnenlicht, ein Stündchen nur! —
Zu lang schon wartest Du? So laß mich winselnd Dir
Den Fuß umschlingen, mit Verzweiflungswuthgeheul
Nach etwas Leben schrein! — Kein weiterer Verzug?
So muß ich denn hinab? Nie darf ich buhlen mehr,
Nie süßer Sünde fröhnen? — — Schuld gebiert den Tod,
Das größte Uebel — Leben ist das höchste Gut.
Tod — gräßlich! — — Ah, das traf! —
Ein Schmerz noch — — und dann — Nichts.

Rechtsanwalt Isidor Knaller hatte mit Andacht den Kelch zur Neige geleert und leckte sich unwillkührlich die schmalzigen Lippen ab. War er doch ein gebüldeter Mann, der mit Vorliebe in Goetheana herumschnüffelte und die Liebesabenteuer jenes alten Herrn am Schnürchen auswendig wußte. Ob Goethe in platonischen oder andern Beziehungen zu Frau von Stein gestanden, darüber verlautbarte er schon manch schneidiges Wörtlein.

„Nein, nein, mein Hochverehrtester, auch das steht schlimm. Sie treiben's aber auch zu arg. Sie machen aus Ihrem Herzen keine Mördergrube und nennen ja alle Dinge beim rechten Namen. Aber ich bitt' Sie, so 'was geht doch nimmer an! War denn das je erhört? Bei Ihrer ‚Messalina' wird man ja ganz aufgeregt."

„Ei, das bedaure ich! Ich selbst verfolgte nur den sittlichsten Zweck, die Nichtigkeit der Sinnengier zu zeigen und ihre Strafe. Außerdem aber, was kümmert sich die Kunst um die Anstandsbücher einer Gouvernante! Ja, dies

sind nicht die Geheimnisse der Alten Mamsell, dies sind die Geheimnisse der Messalina. Wem bin ich Rechenschaft schuldig, ich der Schöpfer? Ich thue was mir beliebt und singe, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

„Aber ich bitt' Sie!“ Knaller schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Wer soll denn Ihre Werke lesen?“

„Die Männer.“

„Ach herje, wir haben doch alle zu viel zu thun, jeder in seinem Amt. Abends ist man müde, da spielt man Skat und trinkt sein Schöppchen Bier. Aber unsre Damen, die holden Schützerinnen der Litteratur —“

„Pfui Teufel!“ Leonhart spie aus. Schreckliche Pause.

Der Rechtsanwalt saß geknickt da und murmelte: „Herr Doctor, Sie sind mir ein Räthsel. — Ja, aber die Gerichte, verehrter Herr, die Rechtspflege dieses Landes müssen Sie doch anerkennen. Unter dem Gesetz stehen doch auch Sie, Sie — Schöpfer. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber die Herrn Dichter haben manchmal sonderbare Begriffe. Sie z. B. —“

Leonhart unterbrach ihn: „Ja, ich gebe es zu, ich habe mich nie als Bürger und sozusagen als Mensch, sondern immer nur als Dichter gefühlt, dem Dämon meiner inneren Mission alle Säfte meiner Jugend geweiht.“

„Hm, sehr — sehr interessant,“ näselte Knaller. „Aber paßt das wohl noch in unsere nüchtern praktische Zeit? Da sind Sie doch schief gewickelt. Und dann — hehe — wenn Sie so ganz Ihren schönen Idealen leben, so sollten Sie doch eben das unpoetische Weltleben ganz unberück-

sichtigt lassen. Sehen Sie, unsere Damen — ich weiß das von meinen Cousinen her — hassen Sie ja gerade, weil Sie so — so realistisch, so unpoetisch denken. Sehen Sie, Julius Wolff — das ist ein gottbegnadeter Poet, der das Schöne pflegt. Aber Sie — sehen Sie, die Politik und die sociale Frage gehören doch nicht in das Reich des Schönen, der göttlichen Kunst."

Leonhart hielt mit Mühe an sich. Ruhig erwiderte er: „Ja, mein lieber Herr Rechtsanwalt, ich begreife, daß Sie, ein so reichbesaittes poetisches Gemüth, das Ideale vertheidigen. Schönheit lebt nur in dem Reich der Träume, in Wolkenkuckucksheim. Aber wir Armen gehen einer ernsten furchtbaren Zeit entgegen, wo der hohle Schönheitscultus, die ästhetische Formfexerei sich endlich verkriechen müssen. Nur die Feder gilt dann noch, welche von Stahl ist — Gänse- und Schwanenfedern zerbrechen. In Bereitschaft sein ist alles."

„Na, ich grüße Ihre Schwertfeder!" Der Rechtbeflissene räusperte sich vielsagend. „Aber Ihre Sache steht faul, so viel kann ich Ihnen nur sagen. Ich widerrathe Ihnen zu appelliren. Es kostet Ihnen nur ein schmähliches Geld und der hohe Gerichtshof" Knaller sprach dies Wort immer mit ehrfürchtiger Salbung, „kann ja nicht anders entscheiden als der Herr Staatsanwalt. Denn Ihre ‚Messalina' — darüber sind wir uns ja alle wohl klar — ist ein unsittliches Erzeugniß, hehe!" Er kniff schelmisch ein Auge zu und zwinkerte den Dichter an, als handle es sich um ein vertrauliches Privatzugeständniß zwei schlauer Bierbrüder.

„Herr," schrie Leonhart wüthend, „ich verbitte mir jedes weitere Urtheil darüber. Was verstehn Ihre verstaubten Codices von der höheren Moral eines Dichters? Ich Ihre Gesetzbegriffe respektiren? Nein und dreimal nein. Sie haben überhaupt keine Competenz, Höheres nach Ihrer Buchstaben-Elle zu messen. Ich kenne das: Das ist so der rechte juristische Größenwahn!"

Knaller sprang erregt auf. „Ich muß mir ernstlich verbitten, Herr Doctor —! Und Sie reden von Größenwahn — erlauben Sie, das ist günstig! Wie, Sie bestreiten die Competenz der Rechtskunde?"

„Gewiß thu ich das. Was versteht ihr Buchstabenkrämer vom Geist des Rechts? Alles glaubt ihr mit strenger Amtsmiene beschnüffeln zu dürfen und verstoßt doch in jedem Fall, wo ihr mit Buchstaben-Frevlern zu thun habt, gegen alle Rechtsmoral."

„Das wäre! Demonstriren Sie das doch gefälligst an einem Beispiel!"

Leonhart sann einen Augenblick nach. „Ich hab's!" rief er dann. „Positus gesetzt den Fall, ein junger idealangelegter rechtsunkundiger Mensch —"

„Unkenntniß der Gesetze entschuldigt nicht," fiel Knaller eilfertig ein.

„Aha, da haben wir's ja! — Nun also, der soll einen Wechsel unterschreiben, sagen wir mal: als Künstler für noch unbezahlte Leinwand oder Rahmen oder Farbentüben. Der Kaufmann aber, dem der Jüngling nicht ganz sicher scheint, gängelt ihn so beiläufig dahin, ob er nicht den Wechsel lieber im Namen seines Vaters oder Onkels oder

Vormunds, bei dem er wohnt und dessen Erbe er ist, unterschreiben wolle."

„Oho!" Der Rechtsanwalt spitzte die Ohren.

„Und der Jüngling in seiner Einfalt, begierig die Farben oder die Leinwand für sein Schaffen zu erhalten, da er zudem weiß, daß der Wechsel von dem Unterschriebenen honorirt werden wird, setzt arglos den Namen seines Vaters oder Onkels oder Vormunds darunter. Was sagen Sie dazu?"

„Hm," Knaller wiegte nachdenklich sein Denkerhaupt. „Grobe Wechsel- und Urkundenfälschung. Zuchthaus ist das mindeste, was —"

„So und was bekommt der Händler, der ihn dazu verleitete, auf die Unwissenheit des Andern bauend?"

„Hm, so 'was ist schwer zu beweisen. Das Jus hält sich an Thatsachen."

„Aha! Und wenn nun der Wechsel wirklich honorirt wird und sich herausstellt, daß der rechtsunkundige Urkundenfälscher im Grunde genommen nur pro cura geschrieben, etwa wie ein Redactionssecretär oder Verlagsprokurist sich als Redacteur oder Verleger unterzeichnet, falls er in deren Auftrage schreibt?"

„Bleibt ganz egal. Ein Wechsel ist kein Brief. Bekommt der Staatsanwalt das Dokument zu Händen, so geht die Klage von Rechtswegen ihren Gang und der harmlose Jüngling wird im Zuchthaus lernen müssen, daß ein deutscher Reichsbürger die Gesetze seines Landes zu kennen habe." Knaller stand in majestätischer Pose da (das eine Bein wie ein Ballettänzer vorgestreckt, unwill-

führlich die Hand in der Brusttasche), als wolle er gerade eine Arie singen. Leonhart lachte laut und anhaltend auf.

„Dacht ich's doch! Ich habe dies Beispiel, das mir gerade durch den Kopf schoß, gut gewählt. Ich sag's ja: Was ist Wahrheit, fragt die Welt mit Pontius Pilatus. Buchstaben und Geist befehden sich in uraltem Kampf. Sie haben mich gar nicht verstanden, wie's scheint, wir wollen uns also nicht ereifern über ein Phantom. Der juristische Größenwahn, der für alle Fälle eine Formel im Futteral trägt und sich im Besitz der höchsten Weisheit wähnt, gleicht dem theologischen Größenwahn an Dummheit und dem Mediciner-Größenwahn an eingebildeter Selbstsucht — er disputirt über den „schönen Fall" und doktert das kostbare Leben darüber zu Tode."

„Erlauben Sie, mein Herr . ."

„Jawohl, stellen Sie den Antrag auf Beleidigung der juristischen Fakultät! Ich selbst pfeife auf eine Rechtspflege, die z. B. noch nicht einmal die Entschädigung unschuldig Verurtheilter kennt. Recht! Wenn Allen geschähe nach Recht, wer wäre vor Schlägen sicher! Gott, der die Nieren prüft, urtheilt sicher gar verschieden und stellt manchen Mörder noch über seinen correcten Richter. Das Recht, das von den ewigen Sternen niederflammt — — Doch genug. Auf Wiedersehn, Herr Rechtsanwalt! Ich appellire bis ins Aschgraue — daß Sie's nur wissen! Also bitte bald den Termin zu betreiben!"

Als Isidor Knaller die Treppe hinabstieg, tippte er mit zwei Fingern gegen die Stirn, nachdem er den Kneifer abgenommen, sich die Augen gerieben und die Nase ge-

schneuzt hatte: „Ein merkwürdiger Fall! Muß doch mit Sanitätsrath Niemeyer reden. Hochgradiger Größenwahn auf der Basis nervöser Zerrüttung.“

VI.

„Ach, erzählen Sie mir doch, hochverehrter Herr Graf!“ Dondershausen stellte Krastinik auf dem Dönhofsplatz. „Wie ich höre, ist Ihr Freund, der Maler Rother, in Norwegen auf mysteriöse Weise umgekommen. Steht heute in der Zeitung. Er soll ja an Sie und den Genremaler Knorrer noch vor seinem Tod geschrieben haben.“

„Ja, aus Hönevoß. Einen ganz heitern Brief.“

„Ganz recht. Und ob ein Unglück oder ein Selbstmord vorliege, ist nicht ersichtlich. Er hat die Flasche mit Carbolsäure vielleicht schlaftrunken aus Versehen statt der Wasserkaraffe geleert — gräßlicher scheußlicher Tod! Aber wie, wenn bewußte Absicht —?“

Krastinik zuckte die Achseln und sah finster vor sich nieder.

„Ich weiß von nichts.“

„Hm, mir schien der Mensch immer krankhaft. O unsre Zeit! Alles Folge der schlechten Erziehung“

„Und was wäre denn eine gute Erziehung?“

„Die einzig gediegene Methode der Pädagogik ist die meines Kastellans daheim auf Schloß Dondershausen!“ entschied der Oberst hochtrabend. „Dieser versammelt seine Buben jeden Sonntag Morgen, in der einen Hand eine

Ruthe, in der andern eine Rhabarberflasche. ‚Fehlt euch was?‘ ‚Nein, Vater.‘ ‚So? Man kann nicht wissen, wofür's gut ist. Da trinkt mal eins!‘ Sie schlucken pflichtschuldigst. ‚Zeigt mal eure Schulbücher!‘ Nun findet er entweder Fehler und haut sie oder findet keine und haut dann der Aufmunterung wegen. So docirt er jeden Sonntag die Bitterkeit des Daseins mit Rhabarber und Haue! — Jaja, heut giebt's zu wenig Hiebe, daher schmeckt den Muttersöhnchen auch Mandelmilch wie Rhabarber."

Krastinik biß die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

„Wie gesagt, Rothers Brief an mich ließ keinerlei Mißstimmung spüren. Ich schrieb an seinen Intimus Knorrer (ich kenne ihn ja nur kurze Zeit), ob der vielleicht wisse — erhielt aber eine flüchtige kühle Antwort. Es machte auf mich den Eindruck, als ob Dem das Unglück nicht sehr nahe gegangen sei. Mein Gott, der Mann soll so viel mit seinen eignen Liebesgeschichten zu thun haben!"

Man wähnt, daß die leichtsinnigen Tom Jones immer die Gutmüthigkeit gepachtet hätten — mit Unrecht. Joviale Genüßlinge, denen ihr Vergnügen über alles geht, sind innerlich kalt. Krastinik mochte wohl richtig gerathen haben.

„Jaja," Dondershausen gähnte, „unsre jungen Leute haben keine Lebenskraft. Glauben Sie mir, mein theurer Graf, Ihr Freund Leonhart nimmt auch noch ein übles Ende."

„Meinen Sie?"

„Ach ja, der Umgang mit ihm schadet Ihnen, glauben

Sie mir.“ Er vergaß im Augenblick, daß er gerade eine Stunde vorher an Leonhart das briefliche Ansuchen gestellt, doch ja in die Presse zu bringen, daß unser verdienter patriotischer Dichter Gebhart Lebrecht v. Dondershausen wieder mal einen Orden mit Schwertern und Eichenlaub durch erhabene fürstliche Huld empfangen habe. „Nun, was machen die Proben zu Ihrem Drama, Theuerster?“

„Es geht flott,“ erwiderte Jener kurzab und empfahl sich nach flüchtigem Gruße. — Auf ihn hatte die seltsame Todesnachricht aus Norwegen doch einen tiefen Eindruck gemacht. Sollte der Unglückliche wirklich seiner wahnsinnigen allverschlingenden Leidenschaft zum Opfer gefallen sein? Und sollte irgendwie die bewußte Geschichte damit zu thun haben? Aber in Norwegen — kaum denkbar. Nun, was kümmerte Das ihn!

Auch aus England war betrübende Kunde zu ihm gelangt.

Dorrington's Gesundheitszustand schien wenig erfreulich.

Ob er seinen jungen Freund wohl noch wiedersehn werde? fragte er in seinem letzten Schreiben.

Da er bei Siechen vorüberkam, trat Krastinik ein, um in aller Eile einen Schoppen zu leeren. Zu seiner Verwunderung traf er Leonhart, der soeben die „Kreuz- und Schwertzeitung“ las. „Lesen Sie!“ Damit reichte er dem Freunde das Junkerblatt, welches bekanntlich im Verleumden erbliche Traditionen pflegt.

„Es ist ein Unglück für ein jugendliches Talent, ohne den Ernst des Lebens und Strebens kennen gelernt zu haben, mit berufslosem Behagen sich dem sogenannten Dichter-Beruf zu widmen. Die schauernde Bewunderung aller mit-jugendlichen Zeitgenossen begleitet ihn und einige Jahre lang wird das Publikum fragen: ‚Was, noch so jung und schon solch ein Haufe von Büchern!‘ Noch länger wird es heißen: ‚Für sein Alter sehr hübsch‘, bis man allmählich anfängt nachzurechnen, wie alt das junge Talent jetzt ist. Es überschleicht jeden Vernünftigen eine Wehmuth angesichts des Lebensganges solcher Wunderkinder. Wer sieht es später der armen leeren Hülse dort im Staube an, daß sie einst ihre Karrière als Rackete begann? Solche Empfindungen beschleichen uns angesichts des neuen Romans von F. Leonhart. Ganz so schlimm ist es zum Glück mit unserm jungen Autor nicht. Die erste Jugend hat er hinter sich, aber es droht ihm auch eine große Gefahr. In seiner überreizten Fruchtbarkeit liegt ein Mangel an echter Produktivität. Friedrich Leonhart hat ganz entschiedenes Talent, doch seiner frühreifen Leistungsfähigkeit sind zwei Eigenschaften beigesellt, welche die Entwickelungskraft im Keime zerstören. Jeder Dichter sollte sich Schleiermachers schönes stolzes Wort zu eigen machen: ‚Ich gelobe mir ewige Jugend‘. Unvereinbar mit der Jugend des Herzens sind aber: Unbescheidenheit und Blasirtheit! Sehr oft findet sich Größenwahn mit einer liebenswürdigen und rührenden Kindlichkeit verbunden. Wo aber die Augen so scharf für menschliche Schwäche und Gemeinheit sind, wo die Verachtung der

andern so erfahrungsmäßig und treffend begründet wird, da fehlt doch die Hauptbedingung der Jugend: Der Glaube an Ideale. Mit der Begeisterungsfähigkeit schwindet die gesunde lebenerweckende Kraft und der Jüngling wird zum Greise, ohne Mann gewesen zu sein. Das Maß ist voll, übervoll seiner maßlosen Selbstüberhebung. Schade um das schöne Leben! Was sind das für Züge seniler Blasirtheit und Frivolität! Möchte der junge Dichter doch unsere Wünsche berücksichtigen, die aus einem ernsten Wohlwollen entspringen: Hüte er sich vor seinen Freunden und lerne er von seinen Gegnern! A. v. F."

Leonhart wand sich in Lachkrämpfen. ‚Seht ihr es nicht, das hirnverbrannte Weib?' citirte er aus Kleist. „A. v. F.! Aurelie v. Fellmarch! ‚Hüte er sich vor seinen Freunden' — diese Mahnung aus diesem Munde! Pfui Deibel!" Er spie aus.

„Sollte man nicht eine solche Frechheit sofort festnageln?" rief Krastinik zornglühend. „Ich an Ihrer Stelle —"

„Pah, pah, ruhig und fein still darüber! Gleich kommen Holbach, Luckner und sogar der großmächtige Wurmb, die mich mal wiedersehn möchten. Wahrscheinlich wollen sie mich wegen irgendwas aushorchen."

„Da geh ich um so schneller. Hab' ohnehin keine Zeit. Muß ins ‚Deutsche Theater', um mit Friedmann und Förster zu reden — die Herrn machten heute in der Probe einen Fehler in ihren Rollen. Auch mit Fräulein Sorma klappt es nicht recht."

„Na, die ist wohl verdammt liebenswürdig gegen Sie, he?“

„Na i glaub's halt! Ein Graf! So 'was sieht man nicht alle Tag'!' Krastinik lachte bitter. „Also adieu, mein Engel. Hahaha, ich bin doch herzlich gespannt auf den Skandal, wenn nun nachher — —“

„Sst, die Wände haben Ohren.“ — —

Leonhart starrte finster in sein Glas. Heute Nachmittag war er mit jenem Mädchen, das er halb gezwungen verführt, im Thiergarten umhergebummelt. Sie schrieb ihm jeden Tag Briefe, die ihn in Verzweiflung setzten, und so hatte er denn heute zwangsweise zu einem Stelldichein sich eingefunden. Da, als sie in einem abgelegenen Theil des Gehölzes sich in einen Dickichtwinkel zurückzogen, hatte er bei zufälligem Hinausspähen ein Gesicht bemerkt, das hinter einem Baumstamm etwa 50 Schritt entfernt hervorlugte, offenbar mit der löblichen Absicht, eine etwaige Missethat auf dem Fleck zu ertappen. Als Leonhart ihn strategisch wegmanövrirte und seine Rückzugslinie bedrohte, verschwand der Strolch laufend in der Lichtung. —

Dies komisch-unheimliche Bild verfolgte die nervöse Phantasie des Dichters. Fortwährend schien ihn aus jedem Winkel ein tückisches Auge anzublinzeln, ein frecher Mund anzugrinsen. Er schauderte — diese Hallucination des Verfolgungswahns schien ihm typisch für sein ganzes unseliges Dasein, das von tausend Tückebolden allerorts bedroht.

Das Eintreffen Holbachs, Luckners, Wurmbs weckte ihn aus seinem Brüten. Mit Letzterem ward eine frostige

Versöhnung gefeiert und bald befand man sich in lebhaftem Gespräch über das Ding an sich. Wie gewöhnlich stellte Holbach, weil ihm das in seinen Kram paßte, den Grundsatz auf, das eigentliche Grundmotiv aller Handlungen sei immer ein erotisches. Mit jeder neuen Geschlechtstriebbethätigung werde immer ein Brett vorm Kopfe weggenommen. Leonhart sei nicht erotisch genug; da liege der Kernpunkt all seiner Weltschmerzelei. Dieser aber dachte so für sich hin: „der tiefbedächtige schlaue Bukingham soll nicht mehr Meister meines Rathes sein.“ Er glaubte nämlich, daß Jener ihm nachspüre und darauf laure, eine schwache Seite zu entdecken. In der That fing er auch ein paar Mal einen durchdringenden Blick Holbachs, weitvorgestreckten Halses, auf, in dem ein dumpfer Haß schillerte. Als Leonhart mit seiner gewöhnlichen Bissigkeit einige anzügliche Bemerkungen über einen Händewascher Holbach's losließ, rief dieser emphatisch: „Ach, der ist ja so harmlos!“ Aber er selbst sah dabei verteufelt wenig harmlos aus, in der vollen Gloriole seines Edelmuths und seiner Deklamation wider schnöde Pharisäer. „Pah, er hat so wenig Aeußeres!“ machte er, als Leonhart wie gewöhnlich die Genialität Schmollers herausstrich, da die Rede auf diesen kam. Dies empfand nun wieder Wurmb unangenehm obschon er sich ja für einen sehr schneidigen Kerl hielt, dabei aber Holbach's „vornehme“ Erscheinung grimmig beneidete. Man dürfe doch nicht ewig, wie Holbach dies thue, die Leute nach ihrem Exterieur beurtheilen.

Leonhart lachte laut auf: „Wir sind doch alle eitle Gecken. Sage Du einem Weisen, der das Ding an sich und

die Phänomenologie des Weltganzen intus hat: ‚Liebster, Sie sind häßlich wie ein Affe', so vergißt er Dir das sein Lebtag nicht. Auch wird er Dich darüber belehren, daß alle großen Männer häßlich waren, z. B. Voltaire, und daß er daher schon seiner Häßlichkeit halber ein großer Mann sei."

„Jaja, 's ist sehr nett, die Motive der Andern zu durchschauen, wenn man sich dabei nur Selbsterkenntniß bewahrt, mein Theurer!" meinte Holbach mit vielsagendem Blick. Er schauspielerte sich selbst wieder was vor und brauchte unablässig das Gleichniß vom „Splitter und Balken". Er redete gut von Andern aus purer Diplomatie und flocht manche Andeutung über seine Großmuth gegen eigene Spezial-Schützlinge ein, welche er gleichsam als Ablaß für seine Sünden benutzte. Alles verstehen heiße alles verzeihen.

„Ja gewiß, gleichsam platonisch ist das auch meine Ansicht," meinte Leonhart trocken. „Das Leben aber ist stählern und verlangt eine andere Politik. Man hüte sich vor denen, die Tugend und Idealismus unnützlich im Munde führen, aber auch vor den allzu feurigen Bekennern der Nachsichtstheorie. Es ist die thörichteste und schädlichste Philantropie, die Taugenichtse und Schwächlinge zu unterstützen auf Kosten der ernsten Kämpfer, die eher sterben als sich ergeben."

„Ja, Du hast sehr harte Ansichten," gab Holbach achselzuckend zurück.

„Ach Gott, die Welt regulirt sich ja doch danach, gerade wie das Gewissen beim Einzelnen der Regulator

des Willens sein mag. Wer weint, wird von Jedermann geohrfeigt. Man sieht das bei den Kindern, diesen harmlosen Ur-Egoisten. Nur wer wiederhaut, findet Mitleid. Der Stärkere hat Recht."

„Sehr gut." Luckner lächelte spöttisch. „Darum hauen Sie also so viel. Will hoffen, daß Sie stets der Stärkere bleiben."

Leonhart nickte beschaulich und äußerte: „Alle Angriffe gegen mich, selbst die anfangs gelungenen, — es ist, als ob eine unsichtbare Hand sie von mir zur Seite lenke und auf die Urheber zurückschlage."

Die Andern sahen sich an. „Nun, wenn das nicht completter Größenwahn!" dachte Holbach und runzelte unwillig die Stirn. „Das ist doch seltsam, bei Gott!"

Wurmb rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, indem er sich die Brille zurechtschob. Er schien an einem großen Wort gelassen zu würgen. „Hören Sie," hob er plötzlich an, indem er energisch den Deckel seines Bierkrugs zuklappte. „Ich bin nicht so talentvoll wie Sie — das weiß ich wohl." Gotthold Ephraim brummelte dies mit sauer verdrießlichem Gesicht und hielt sein Zugeständniß für sehr bescheiden, obschon es in Wahrheit nur von bodenloser Unverschämtheit zeugte, da die unüberbrückbare Kluft zwischen dem Genie und seiner Winzigkeit ihm gar nicht sichtbar schien. „Ihre enorme Produktivität — in diesem Punkte kann ich mich ja nicht mit Ihnen vergleichen. Aber über den Realismus, nehmen Sie mir's nicht übel, denke ich reifer als Sie."

„Es war einmal ein großer Dichter, der den Realis-

mus als Maske benutzte," murmelte Leonhart halblaut. Hier kam die Rede auf einige Zierden des jüdischen Jungdeutschland, die mit wenig Talent und viel Behagen ihren Kohl pflanzten und mit fabelhafter Geschicklichkeit eine Leitersprosse nach der andern emporkrochen, theils als geschmeidiger Ohrwurm, theils als kecker Radau-Husar. Leonhart sprach sich sehr wohlwollend aus. Wurmb aber nannte sie „ebenso frech streberhaft wie frech eingebildet."

„Eingebildet? Worauf denn?" lächelte der Dichterdenker.

„Ach je!" fiel Luckner giftig ein. „Wir halten uns doch alle für den jungen Goethe."

„Das ist hier keine passende Antwort darauf, mein Lieber!" mahnte Leonhart leise und ruhig. Es lag etwas in diesem milden Ernst, was den schnodderigen Neidtrotz entwaffnete. Er bekannte dann in längerer Rede, daß er sich in Gesellschaft talentvoller Juden viel wohler fühle, von deren Energie, gesunder Weltlust und Unabhängigkeitsgefühl sympathisch berührt, als inmitten weltschmerzwinselnder und philosophischer Germanen. Fleiß wirke auf die allgemeine Moral günstig zurück und rüstige Streber seien ihm lieber, als faule Impotente. Als er aber dann auf die deutsche Nation schimpfte, welche jedes wahren Idealismus und jedes Kunstgefühls entbehre, da erhob sich Wurmb in seiner Würde als deutscher Mann und donnerte ihn gehörig nieder. Der Dichter müsse darben und entsagen, nicht durch schnöden Botenlohn seine erhabene Bestimmung entweihen. Schiller — ja, Schiller! Eben deswegen! Seht ihr, sogar Schiller hat

so viel gelitten. Also dann könnt ihr Kleinen doch erst recht leiden!

So saugt der Philister aus allem nur das Gift.

„Jaja, Federigo, Dir fehlt eben die lieblichste Tugend: die Lebensklugheit. Du machst Dir tausend Feinde.“ Holbach klopfte ihn herablassend mit seiner breiten Bärentatze auf den Rücken.

Der Unkluge zuckte die Achseln: „Jeder folgt instinktiv seiner Naturanlage und so bin ich vielleicht schlauer, als ich selbst denke. Ein Andrer würde sich mit meinem Vorgehen ruiniren. Ich hingegen kann es nur so zwingen.“

„Du wirst Dich noch ändern, Dir die Kanten abschleifen!“ meinte Holbach wohlwollend.

Leonhart lachte auf. „Aendern! Der Mensch ändert sich nie, die in ihm schlummernde Vererbung entwickelt sich logisch fort und die Umstände beeinträchtigen sie nicht. Bedenkt man alle Dummheiten seines Lebens, selbst die tollsten, so erkenne Jeder, daß er unter gleichen Umständen just ebenso handeln würde. Nichts lächerlicher als die Phrase: ‚Wie der Mensch sich geändert hat!‘ Ein Hitzkopf bleibt ein Hitzkopf, ein kalter Weltmensch bleibt ewig derselbe, alles Andere ist äußere verbrämende Maske.“

„Jajaja,“ Holbach zog mißmuthig den Mund schief. „Aber ich rathe Dir doch, endlich die Krallen einzuziehn und das Schimpfen einzustellen.“

„Da hast Du allerdings Recht. Schimpfen ist nur Verschwendung. Seine wahre Verachtung kann man der

Welt nur bezeugen, wenn man sie mit denselben Mitteln schlägt."

Hier unterbrach ihn großes Hallo, indem eine ganze Horde verdächtig aussehender Individuen sich in die Bierstube ergoß und die vierblättrige Tafelrunde mit einiger Zudringlichkeit begrüßte. Lauter Vertreter der öffentlichen Meinung, sogenannte Preßbengel, welche soeben die Weltdichtung „Germania, Ballet in 15 Tableaus" mit aus der Taufe gehoben hatten. Der Therpsichore-Dichter, nach glücklich überstandener Première mit dem Schweiße des Edlen und obligatem Lorbeer gekrönt, befand sich in aller Munde und in aller Mitte. Man setzte ihn an die Spitze der Tafel neben Holbach nieder und hieß die beiden berühmtesten Reklamedichter sich gegenseitig die Hände schütteln.

Da die Stunde schon vorgerückt, warf man des Tages Sorgen völlig ab und widmete sich, jedes litterarische Gespräch als Fach-Simpelei verpönend, nunmehr völlig dem innigsten Klatsch.

Alle fingen vice versa an, sich zu entschuldigen wegen allerlei kleinen Schmutzereien, nach dem Grundsatz: Qui s'excuse, s'accuse. Wer, ohne daß man ihn darum fragt, plötzlich sich zu vertheidigen anfängt, wird sicher von einem Gewissensbiß gequält. Der Eine, ein vereidigter Syndikus aller Preßaffairen, erzählte allerlei Prozeßchikanen ohne Pointe. Ein Andrer, ein wichtigthuender Affe, stocherte mit seinen ungewaschenen Fingern in den Affairen anständiger Leute herum und fabelte

schwungvoll. Dann lobte man sich gegenseitig unverschämt ins Gesicht.

Leonhart lächelte verschmitzt. Der Eine von den Herren, ein hochgemuther Vorfechter der Schriftstellerrechte, hatte einem armen Blaustrumpf in aller Stille ihre Sparpfennige durch Eheversprechen abgeschwindelt. Der Andre, ein fetter Lustspielfabrikant, hatte eine Kellnerin geheirathet, um 4000 Mark zurückzubekommen, die sie ihm nach und nach abgeknapst und dann auf Zinsen gelegt hatte. Die Gerissensten fallen immer mit solchen Weibern am leichtesten herein. Ein andrer wohlklingender Autor aus Oesterreich, Namens „Edler von Ferchwan“, hatte die Tochter einer Souffleuse geheirathet, um sich durchzumästen, da er als Mitglied eines sogenannten „Schmieren“-Theaters verhungerte. Die arme junge Frau war aber sehr schwächlich. Es wurde also contraktlich festgesetzt, wie oft er seine Eherechte üben dürfe, wofür er dann Wohnung und Atzung frei erhielt: im Uebrigen führte Schwiegermutter die Kasse. — Es ist doch immer hübsch, wenn man solche Personalia aus der Vergangenheit eines Mannes zu klatschen weiß, der jetzt als erfolgreicher Possendichter im Golde watet. Ja, der hatte kein Pech an den Fingern!

Leonhart hörte schweigend zu und machte seine physiognomischen Studien. Jedem stand als Lebensdevise aufgebrannt: Die Zunge zum Lecken 'raus nach oben und den Stiefelabsatz drauf nach unten; so, mein Sohn, wird Dir's wohlgehn und wirst Du lange leben auf Erden.

Zur Feder griffen diese Leute, wie ein Schuster zum Pfriemen. Sie kannten keine andern Dichterschmerzen als die ums „tägliche Brot“. Die Kunst vom Standpunkt der Wohnungsmiethe aus! Was kann man auch von einer solchen Geschäftslitteratur anders erwarten! Unter all den Klatschweibern und Spekulanten des „Marktes“, für welche die Litteratur nur die melkende Kuh bedeutet, fühlte sich Leonhart manchmal wie ein Mensch unter Larven und Mollusken, wie ein Fremdling aus andern Welten.

Er dachte, was wohl wirkliche Künstler fühlen möchten, wenn sie diese Geldschmerzen der Ritter vom Geiste mit den ihren vergleichen. Z. B. der Bildhauer, der das Modell einer großen Gruppe zerschlagen muß, falls es unbestellt bleibt — weil in seinem Atelier kein Raum mehr dafür bleibt und der Thon zerbröckelt. Welches Gefühl, wenn er auf eigene Faust das Kind seines Geistes und seiner Arbeit, großgesäugt in kummervollen Tagen und Nächten, zerschlagen muß! Und der Dichter, der seine Manuskripte verbrennt, weil er keinen Verleger für so Hohes findet!

Ach, wie gerne hätte er wie Karl Moor fürchterlich Musterung gehalten unter dieser Bande, auf daß da Heulen und Zähneklappern sei in Juda und Israel!

Doch warum, wozu? Diese Sorte wird ja doch ewig die Litteratur als ein Leihamt oder ein Hospital betrachten, jeder tief davon durchdrungen, daß er leben und gedeihen müsse, natürlich auf Kosten der Fleißigen und Talentvollen. „Ich sehe nicht die Nothwendigkeit

ein," dachte Leonhart, wenn er den bekannten Appell an das gute Herz des „Collegen" über sich ergehen ließ. Der Gedanke, daß das Gedeihen eines Genies für die Welt hundertmal wichtiger, als das von zehntausend Dutzendschmierern, konnte diesen Durchschnittsgehirnen ja ohnehin nie dämmern. Und daß es nur eine Todsünde der Inhumanität gebe, nämlich Niederduckung des Bedeutenden und Aufblähung des Mittelmäßigen, schien ihnen noch schleierhafter. Die allgemeine Verdummung und seichte Verkommenheit machte nicht nur das Aufkommen, sondern sogar das bloße ahnende Erkennen eines großen Dichters unmöglich. Hier gab es lauter große Dichter! Jeder grüne Junge, der mal ein Buch verbrochen, sandte es: „Seinem Genossen Leonhart in collegialischer Kameradschaft." Jeder, der etwas leidlich Tüchtiges leistete und das Wohlwollen des großen Dichters ausnutzte, fühlte sich in Vorreden eins mit ihm oder zählte ihn mit zehn andern bunt zusammengewürfelten „Namen" in einem Athem als gleichberechtigten „Mitstreiter" auf. Hält doch das Hündchen sich stets selbst für den Löwen, wenn der gutmüthige Leu mit ihm spazieren geht! War doch das litterarische Leben zu allen Zeiten eine Verschwörung der Talentlosen gegen die Talente, der Talente gegen die Genies! Schwer fällt es der Mitwelt, mit sehenden Augen zu sehen. Und die sittlichen Begriffe stumpften sich so ab, daß man die Unsterblichkeits-Assekuranzen als den Normalzustand hinnimmt. Auch unterscheidet sich ja die Presse erheblich von der Straßen-Prostitution: Letztere ist für Geld feil, erstere aus —

Passion. So wurde denn die Muse zur Milchmagd, zur schwatzhaften Gevatterin, zum kichernden Backfisch, zur faselndeln Großmutter. Die bramarbasirenden „Idealisten“ und die angeblichen „Realisten“ ersticken mit ihrem Tamtam die Stimme der Dichterdenker mehr und mehr. Sahnenpoesey, aufgewärmter Mumienkohl, Schweinekarbonaden mit sentimentaler Zwiebel und Berliner Paprika genügt — gegen solche Tafelgenüsse vermögen Nektar und Ambrosia nicht aufzukommen. Ueberall Verwirrung der Begriffe. Die Sonnen sind erloschen, kein Mond zieht feierlich am Himmel herauf. Rings lastet tiefe Nacht, nur durchleuchtet von zuckenden Blitzen. — —

Leonhart fuhr aus seinem Vor-sich-hin-brüten auf; er hatte stier in sein Glas geblickt, während der Wortschwall schleusenlos um ihn her brauste. „Sie wollen schon gehn, Herr Kollege?“

Als Leonhart gegangen, wurde über ihn das Verdikt gefällt, er sei eine nervös überreizte Natur, aber ein sehr anständiger Mensch. Nur leide er an allzu tollem Größenwahn. Doch bemerkte ein Wohlwollender: „Wer litte heut nicht daran!“ und man ging zur Tagesordnung über.

Daß ein gewisser Unterschied zwischen dem „Größenwahn“ verkannter Größe und der hohlen Selbstaufblasung hohler Nichtse bestehe, diese Idee schien Keinem beizufallen. Denn kein Wörtchen wird ja heut lieber mißbraucht, als das ominöse „Größenwahn“. Zerlegt man das Wort in seine Bestandtheile, um sich über den Begriff klar zu werden, so ergiebt sich „Wahn“

einer „Größe“, die nicht existrt. Wo also wirkliche Größe hervorleuchtet, bleibt der Wahn ausgeschlossen. Heut aber in unsrer nivellierenden Trivialität würden wir Christus ebensogut wie Shakespeare und Michel Angelo des Größenwahns bezüchtigen.

— — — — — — — — — — — —

Das Genie hat nie etwas davon gewußt, daß das „Genie immer bescheiden“ sei. Diese bequeme Doktrin hat sich das Philisterium erfunden, um sich der Heroenverehrung entschlagen zu dürfen. Denn dieser Einbildung liegt nur das Prinzip zu Grunde, daß Rentier Schulze ein ebenso wichtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei, wie das unbequeme und nirgends nach Schablone einzuschachtelnde Genie. Wäre freilich das Genie „bescheiden“, so würde Schulze es völlig übersehen; sobald es aber hochmüthig auftritt, ruft man ihm zu: „Sie sind kein Genie, weil Sie nicht bescheiden sind — so bescheiden, wie Bonaparte, Byron, Goethe, Schiller, Jean Paul, Kleist, Racine, Victor Hugo, Richard Wagner und all die anderen bescheidenen Größen.“ Ein meisterhaftes Manöver, das nach beiden Seiten hin deckt. — So kraß und nackt ausgedrückt, scheint vielleicht Karikatur, was doch nur buchstäbliche Wahrheit ist.

Es wirkt unbeschreiblich komisch, die sittliche Entrüstung und Abneigung zu verfolgen, mit welcher Jedermanns Eitelkeit kollert, sobald Jemand sich für etwas Besonderes hält. Die Ochsen, die ein rother Lappen blendet, stoßen mit heißhungrigem Grimm ins Blaue.

Von einem gewissen Shakespeare hieß es grollend, er halte sich für den einzigen „Shakescene“ („Bühnenerschütterer“); er sei ein strebernder Hansdampf in allen Gassen („Johannes Faktotum“); ein Eklektiker, der jeden Stil nachahme, sogar ein Plagiator. Wenn man ihn mit Meister Ben Jonson vergleiche, da sehe man, wie dilettantisch und verfehlt seine Versuche seien, so größenwahnsinnig er auch sein Froschtalent aufblase.

Also quakten aus ihrem Sumpfe die Greenes, Kyds, Dekkers, Haywoods und all die andern Gebrüder.

Shakespeare aber, so bescheiden wie das Genie nun einmal ist, schrieb in sein Sonett-Tagebuch: „Nicht Marmor noch der Könige vergüldete Denkmäler werden überleben mein machtvolles Lied, das da währen wird bis zum jüngsten Gericht, bewundert von noch ungeborenen Geschlechtern.“

Wie kann man gegen das Selbstgefühl des Verdienstes etwas einwenden, wenn man die Großmannssucht all der hohler Impotenzen damit vergleicht! „Schriftstellerrepublik“ — ja wohl! Aber jede Republik hat ihren Präsidenten und es giebt ebensowenig eine Gleichheit der Geister, wie der socialen Bedingungen.

Die Litteraten unter sich wollen auch gar keine Republik, sondern Anarchie, wo jeder naseweise Reporter sich als stimmberechtigt neben dem Dichter fühlt und jeder Zaunkönig den Adler „Kollege“ schimpft. Eine Republik von lauter Königen — Percy, Prinz Heinz, Falstaff und seine Rekruten in Reih und Glied nebeneinander. Diese Disciplinlosigkeit schadet unendlich. Denn

sie bildet die auf Gegenseitigkeit arbeitende Kameraderie aus, welche das Bedeutende nur anerkennt, wenn sie selbst als bedeutend begrüßt wird.

So kommt das Große nicht auf und andrerseits vergeht dem Großen die Lust, wohlwollend das Kleinere zu fördern, weil dieses sich sofort ellenhohe Kothurne unterschnallt.

— — — — — — — — — — — —

„Da kommt ja zuletzt noch was Schneidiges!"

Um eine zugige Ecke biegend, begegnete er einer alten Freundin, Adele der Chansonneuse mit dem griechisch-gemeißelten Köpfchen und dem griechischen Haarknoten, die aus einem Café Chantant in der Alexanderstraße nach Hause wanderte, pflichtschuldig der Polizeistunde 11 gehorchend. Dies freudige Wiedersehen zu begießen, nahm er sie in ein Bierlokal mit und erkundigte sich lebhaft, was denn seine alte Flamme, die Polin Wanda, mache, die sich vom „Geschäft" zu ihrem Liebhaber, einem Xylographen, zurückgezogen hatte und mit ihm wirthschaftete.

„Ach Jott, die erkundigt sich immer noch nach Ihnen, ob Sie mal wieder zu uns ins Lokal kämen; dann will sie immer alles haarklein wissen, was Sie jeredet haben. Ja, Wanda hält immer noch große Stücke auf Sie. Neulich sprachen wir noch von dem letzten Mal, wo wir uns sahen, da am Halle'schen Thor, wo ich bekneipt war und wie Ihr Euch auf offener Straße so abküßtet. Wie ich noch sagte: ‚Ach, die Wanda ist gar nicht so

stolz! Die nimmt alles!“ Und Sie ihr nachher das Armband schickten. Und dann war's auf einmal mit der Liebe zu Ende.“

„Ja, weil sie mich die ganze Zeit über belogen hat!“ brummte er mißmuthig. „Selbst als ihr Kerl sie eines Nachts abholte und ich sie mit ihm absegeln sah, schwor sie Stein und Bein, das sei eine Andere gewesen.“

„Quatschkopf! Warum läßt Du Dich auch so anlügen?“ Die kleine Adele schien immer noch so ausfallend wie früher. „Aber interessirt haben wir uns für Sie doch immer, wir alle Beide. Aber ich hab' ihr immer gesagt: ‚Heirathen thut er Dich doch nicht.‘ Neulich waren Sie ja bei uns in der Alexanderstraße mit'n paar Herrn.“

„Ja wohl und Du hast mich gar nicht gegrüßt.“

„Ich wußte ja nicht, ob Sie nicht wünschten, nicht gegrüßt zu werden. Leute in meiner untergeordneten Stellung —“ Sie verzog schnippisch den Mund.

„Halt den Rand, Fischerin Du Kleine!“

„Ja und dann war ich auch wüthend auf Sie, weil Sie sich so lange nicht nach mir umgesehn haben. Das heißt, ich —“ sie simulirte reizende Verwirrung. „Man braucht ja keine Gefühle zu haben, aber nur so aus Freundschaft. Wir kennen uns doch nun schon sechs Jahre. Erinnern Sie sich, da auf der Treppe bei Wanda —“ Sie kicherte.

„Du trugst den Dolch im Gewande. — Nun, wie geht's sonst?“

„Schlecht. Ich weiß die Leute nicht zu nehmen. Von Leuten in meiner untergeordneten Stellung verlangt

man Dummheit. Und die Dummen sind immer klüger als die Klugen."

„Hört, hört! Sehr wahr!" murmelte er. „Also Wanda ihr Verhälniß —"

Hier erhob Adele sofort Zoll für ihre Mittheilsamkeit: „Ich möcht' was essen," worauf sie später kauend allerlei Interessantes zum Besten gab. Die Wanda sei ja verrückt, sich mit so 'nem jungen Menschen wie ihrem Xylographen zusammenzukoppeln, blos weil sie hoffte, Der würde sie doch noch heirathen. „Den nähme ich nicht, in Watte gewickelt und in Gold dazu! Aber das muß man sagen, gut ist er zu Wanda und läßt nicht von ihr!"

„Dann muß er aber doch ein edler Mensch sein. Das erhöht nur meine Achtung."

Leonhart wurde nachdenklich. Ja, das war Liebe! Nur in den unteren Regionen blühte dies Blümlein noch. Wanda mit dem vornehmen Gesicht und dem guten Herzen — hatte er sie nicht wirklich geliebt? Als Adele mal in der Charité lag, waren sie Beide zu ihr hingewandert, um ihr Bücher und Leckereien zu bringen. War das auch nur geträumt?

Ihn durchrieselte ein trübsinniger Humor. Wie entehrend drollig, diese unfreiwillige Komik! Was hätte die Neugier der Welt wohl darum gegeben, den berüchtigten Geistesheros hier mit zweideutigen Weibern als langjähriger Kamerad über allerlei obscure und unmögliche Verhältnisse plauschen zu hören!

Die biedre Adele, mit welcher er so manchen Scheffel Salz gegessen, wußte von ihm sonst gar nichts,

wie so etwas nur in Berlin möglich ist. Fragte ihn beim Abschied (weiß Gott woher sie diese Andeutung schöpfte), ob er jetzt viel mit den Wahlen zu thun habe. „Nur mit der Stich-Wahl, Kleine!“

Es schnob ein eisiger Wind. Leonhart humpelte schlaftrunken und mit Hühneraugen behaftet nach Haus. Er wohnte in der Bendlerstraße.

Es wurde schon hell. Noch brannten einige verspätete Laternen. Ihr Licht sah röthlich aus, offenbar durch den umrahmenden Gegensatz des dünnen weißen Morgennebels, der über allen Bäumen hing.

Auf dem Teich der sogenannten Rousseauinsel schwammen einige Schilfpflanzen hin und her in der dunklen Tiefe. Der Dichter verselte unwillkürlich, er konnte nichts dafür.

Ihr liebt o, Wasserrosen,
Zu schmücken die dunkle Flut,
Ein Garten bleicher Blüthen
Ueber der Tiefe ruht.

Bis meine dunkle Seele
Wollustberauscht erbebt,
Ueber ihr duftend und leuchtend
Meiner Lieder Fülle schwebt.

Schneeiger Mondstrahl fluthet
In die schneeigen Kelche hinein —
Da zuckt vom Himmel hernieder
Gespenstiger Wetterschein.

Es wirbelt aus tückischer Tiefe
Unheimlich mit dunkler Gewalt —
Und alle Blumen versinken
Und alles ist todt und kalt.

Oben in seiner Kammer (er wohnte natürlich nahe dem Himmel) hatte sich ein Nachtfalter verfangen, der lärmend herumrumorte. Draußen rauschte plötzlich ein Regenguß hernieder und klopfte eintönig auf das Fensterbrett. Wie der eisige Griff des Todes schauerte es den Einsamen an, und ehe ihn der Bruder des Todes mit seinen weichen Armen umfing, quoll ihm die Frage von den bebenden Lippen:

Die Astern draußen verkümmern
Einsam im Regensturm.
Im morschen Holzgetäfel
Pocht der bohrende Wurm.

Eine Motte einsam flattert,
Wo die Kerze einsam loht.
Wer ist hier das Leben?
Wer ist hier der Tod?

In seinen unruhigen Schlummer drängte sich ein Bild der Vergangenheit, aber in seltsamer Gestaltung, die er sich wachend nicht zu erklären vermochte. Das linke Auge lag blutroth wie eine Wunde in dem zarten Haupt. Aber mit rührender engelgleicher Geduld schwebte die zarte Gestalt hin und her, und plauderte wehmüthig freundlich. Eine unsägliche Zärtlichkeit durchströmte sein

Herz, als er auf das süße liebliche Antlitz herniederschaute.

Immer noch litt er an der Krankheit, sich um das Urtheil der Andern zu kümmern, während er sie doch tief verachtete. Auch schwankte seine Menschenkenntniß krankhaft hin und her. Sprach er grade mit den Leuten, so ließ er sich dupiren; waren sie ihm ferngerückt und überdachte er ihr Wesen, so durchschaute er ihre Motive wie dünnes Glas. Andrerseits konnte er Menschen antipathisch im ersten Augenblick betrachten, um im nächsten bei seiner überzarten Gerechtigkeitsliebe, sobald dem persönlichen unangenehmen Eindruck entrückt, versöhnlich und milde zu denken. Ihm mangelte gänzlich jener letzte eingeborene Instinkt der Selbstsucht, der keine andre Rücksicht als das persönliche Interesse kennt und alles nur unter diesem Gesichtspunkt beurtheilt, fremd allen sonstigen Einflüssen. Auch seine Eitelkeit blieb immer noch zu reizbar und vergab keinem Dummkopf seine Albernheiten. Er dachte an sein Erstlingswerk, das er in frühster Jugend veröffentlichte. Darin gab es bei aller Unreife der Form schon Stellen, welche einen scharfsichtigen Kritiker mehr als überraschen, welche befremden mußten. Es klang darin, wie das unbeholfene Lallen eines großen Dichters. Wer aber unter den elenden Kritikastrirten hatte das erkannt! Ueber die schwerfällige Form, das Aeußerliche, konnte das Verständniß der Mehrzahl kaum hinwegkommen. Das war seine erste Erfahrung

gewesen und wie zahllose sollten noch folgen! Nun hat ja freilich alles seine Vorzüge und alles seine Fehler. Es liegt also in der Natur der Sache, daß wir an unseren Sachen nur die Vorzüge, die Feinde nur die Fehler sehn. Man warf ihm vor, daß er sich zersplittere. Allein, sein umfassender Geist hatte seine Wurzeln so weit verzweigt, daß ihm Vielseitigkeit eine Lebensbedingung wurde. Vielseitigkeit ist an sich noch kein Merkmal des Genies, aber Genie im höheren Sinne ist ohne Vielseitigkeit kaum denkbar.

Fortwährend verplemperte er sich und blieb selten ganz correct. Die „Correcten" sind übertünchte Gräber, deren lackirte Charakterlosigkeit alsbald sich offenbart, sobald man den Firniß ihrer „Grundsätze" abkratzt. „Wahrlich, wir sind zu jung noch!" Diesen Macbeth'schen Ausruf sollte sich Jeder täglich wiederholen, wenn ihn Gleichgültiges reizt. Aber zarte Sensitivität ist die Achillesferse jeder feineren Natur.

Schrieb er Briefe, so gab er sich regelmäßig Blößen, weil ihm die Fleisch und Blut gewordene Verlogenheit der Andern mangelte. „Der Mann, der so seltsame Briefe schreibt," nannte ihn Einer seiner Judasse, nachdem er lange die Vertrauensseligkeit des jovialen übersprudelnden Wahrheitsdranges ausgenutzt, und drohte Leonhart zu denunciren, weil er einen hochgestellten Staatsmann privatim verdächtigt hätte. Leonhart fand zuletzt nur eine Rettung: daß er überhaupt alle Briefschreiberei mit Unbedeutenden unterließ. Ein hoher Gedanke in seinen Werken zeigte ja sein wahres Wesen besser, als

alle mündliche und schriftliche Konversation. Wer sein ganzes geistiges Vermögen in seine Schöpfungen gießt, kann zuletzt, todtmatt und mit aufgezehrten Nervensäften, für seine Correspondenz nichts mehr erübrigen. Werfen doch philiströse beschränkte Geister einem Ungewöhnlichen so leicht haltlose Unruhe vor, weil man bei ihnen unberechnende Aufrichtigkeit höchstens erzielen kann, wenn man ihre Eitelkeit verletzt!

Wie einen Schmoller sein schlechtes Gewissen zu dem Argwohn trieb, daß andere über ihn noch schlimmer dächten, als es der begründeten Wahrheit entsprach, — so litt Leonhart umgekehrt an dem Wahne, daß Andere viel freundlicher über ihn dächten, als sie thaten. Daher warf er sich selber oft vor, daß er zu hart urtheile, wenn er die selbstsüchtigen Motive der Anderen durchschaute. „Gemüth" ist meist nur ein Zeichen physischer Schwäche. Freilich, wie oft nutzt andrerseits der physisch Schwache das Mitleid der Gutmüthigen aus!

Schon hierin befand sich Leonhart in stetem Nachtheil, daß gerade er die Dinge nie persönlich, sondern objectiv auffaßte, da er allein wahre Liebe zur Muse besaß. Ist es nicht schon an sich ein gräßlicher Widerspruch, den persönlichen Freund zu tadeln und den persönlichen Feind zu loben?! Und dabei faselte man noch von seiner Subjectivität!

Doch galt er Vielen als ein harmloser Esel, vom weltlichen Standpunkt aus. Freilich, wer nie im weltlichen Sinne sich wie ein Verrückter gebärdete, wer nicht Stadien einer krankhaften Zerrüttung durchzumachen hatte, ein solcher

Dichter möge sich der hochlöblichen Regierung als Hülfsarbeiter melden. Litt nicht selbst der junge Goethe an hochgradiger Weltunfähigkeit, an der Unmöglichkeit, das Dichterthum mit dem realen Leben zu vereinen? Je weiter er sich von wahrer Dichterkraft entfernte, desto höher stieg sein weltliches Ansehn und seine olympische Weisheit, ein Wohlgefallen vor Gott und den Menschen. Erst der erlauchte Greis, auf den Höhen des Lebens angelangt, griff zu dem Streben seiner Jugend zurück und empfand mit abgeklärtem weihevollem Schmerz seinen „Faust". Hätte seine robuste physische Constitution ihm aber nicht das Ausruhen einer so langen Lebensdauer zur Schöpfung seines größten Werkes gewährt, so würde er ewig als ein Abtrünniger vor uns stehen, der den Titanismus seiner Jugend nicht zu bewahren wußte. Wäre andrerseits Byron nicht so früh dahingegangen, so würde das unreife Urtheil, das nicht im „Don Juan" die Fortentwickelungskeime einer höchsten Shakespearischen Reife zu erkennen vermag, ihn nicht als fragmentarische Erscheinung betrachten. Nur Rafael und Mozart schieden in gleichem Alter als innerlich Vollendete, auch Burns lebte seine lyrische Naturanlage bei frühem Tod genügend aus, ebenso wie Schiller seine theatralische. Auch der Größte, Shakespeare, hatte wohl nichts Wesentliches mehr zu sagen, als er in der Mannheit Blüthe weggerafft wurde. Und nun daneben Marlowe und Kleist! Ach, vielleicht gehört es mit zum Genie, in hartem Selbsterhaltungstrieb sich zu behaupten. Wer sich physisch oben erhält, bleibt Sieger.

Immer wieder peinigte ihn das wirre Angstgefühl

vor eingebildeten Machinationen von Schurken. Es kam so weit, daß er sich wuthknirschend am Boden wälzte. Wie Lenau stocherte er fortwährend im schwarzen Schlamm des Lebens umher und suchte nach Cholera-Baccillen. Sein Moralisiren verzärtelte ihn so, daß die bloße Betrachtung der Lebensgemeinheit ihn gradezu krank machte. So wirkt ja auch das sogenannte Ehrgefühl nur krankhaft, falls es die Verleumdung fürchtet, der ja doch niemand entgehen kann. —

Durch die Reaction des berechtigten Stolzes tritt Erhabenheit ein. Statt sich in weltklugem Phlegma zu verhärten, schwang er sich über sich selbst und seine Misèren empor, indem der unbegrenzte, ungebändigte Stolz des starren Individualmenschen sich zusammenkrampfte. Aber auch diese krampfhafte Steigerung des Selbstgefühls in einsamer Selbstbetrachtung diente nur dazu, sein Nervensystem vollends zu untergraben. Er mußte sich buchstäblich in die Haare greifen und krümmte sich wie ein Wurm, weil ihn andauernd die Vorstellung verfolgte, er stürze sich aus dem Fenster eines vierten Stockwerks. Mit voller Klarheit durchlebte er den Schwindel und die Todesangst des Falls. Dann trat dafür der gräßliche Wahn ein, daß er sich vor einen Courirzug stürze. Seine hartnäckige Phantasie klammerte sich an diese Wahnvorstellung wie sonst an andere kleinliche Nörgeleien. Wie ein Krampf kam fortwährend über ihn die ekelvolle Furcht vor der Eisenbahn, diesem eisernen Ungeheuer, das über alles fortrast, über alle Blumen des Lebens. Mußte diese

selbstmörderische Psychose nicht eines Tages wirklich zum Verderben führen? Wer stets in den Abgrund starrt, und wäre er selbst schwindelfrei, stürzt endlich doch hinein. —

Seine Nervenkrankheit stieg auf den höchsten Grad. Da er alles that, um sein System zu vergiften, alle Abende schimpfend in den Cafés umherstöberte, ob man ihn immer noch todtschweige, und statt zu soupiren (sein Magen vertrug schon keine schwere Speise mehr) Kuchen aß und fünf schwarze Cafés hinter die Binde goß, — so zerrüttete seine ungeheure Produktivität ihn vollends.

„Morgen: Die Meeresbraut, Drama in 5 Akten von Xaver Graf Krastinik" stand an der Littfaßsäule. Leonhart kicherte häßlich in sich hinein. In der Nacht träumte er seltsam.

— — — — — — — — — — — —

Auf der Asphodeloswiese, die besprenkelt und umwuchert von der mystisch blauen Blume, schritt er in dem Traum dahin. Ahnungsdunkle Lorbeerhaine, klassisch zugeschnittene Berge, und in geisterhafter Weiße Marmortempel ringsumher. Fernverhallend rauschten Chöre durch die wunderhellen Lüfte und als Wolke hing im Aether gar der Fries des Parthenon.

Weiter ging's im Thal der Todten, wo wie steingewordene Psalme Münster hier gen Himmel stiegen und von Bannern schier ein Wald. Und auf einem Teiche zogen Schwäne einen Kahn von Silber. Drin zwei

Männer, in den Händen Jeder einen Goldpokal. Den Pokal des heiligen Grales hat Herr Wolfram hier gefunden. Und er schlürft den Quell der Mystik, blutrothen Erlöserwein. Lächelnd spiegelt sich der Andre in dem rosigen Wein der Liebe, tausend bunte Blasen sprudelnd, in Isolde's Zaubertrank.

Walter auch der Fiedeläre, unters Kinn den Arm gebogen, saß, von Vögelein umzwitschert, auf der moosigen Bank von Stein. Und vor einer schattenhaften Schreckgestalt posaunentönig blies ein Sturmhauch her erzklirrend: hier das Nibelungenlied.

Mausoloeen, Leichensteine moderten, wo durch Cypressen er fürbaß die Schritte lenkte, höllendunkle Kirchhofschlucht. Einsam saß im Seherkleide dort ein Mann an schwarzem Kreuze. Michel Angelo's Sibyllen schauen kaum so grimmig drein.

Doch nun glitzerte die Landschaft, goldig schier wie eine Mine neugefundnen Eldorados. Sah dort drei an einem Tisch. Tranken all aus einer Kanne Malvasier und trugen modisch zugeschlitzte spanische Wämser. Einer der hieß Calderon. Und Cervantes hieß der Andre mit der abgehauenen Schwerthand. Und des Menschenherzens Meister saß, der Brite, auch dabei.

Von den leidenschaftlich wilden Düften unerhörter Triebkraft noch betäubt, empfing ihn jetzo Brodem künstlicher Parfüms. Rokoko und Voltaires Witze. Lessing trägt den Zopf im Nacken, würdevoll wie eine Toga schlottrige Magistertracht. „Nein, ich gehe keinen Schritt

mehr weiter in das Unnatur-land!" Und aus Schrecken vor der Neuzeit war er jählings auch erwacht.

Die Atmosphäre war schwül, tiefblaue Tinten bestrichen die bleifarbene Wand des Horizonts, es wetterleuchtete. Leonhart schritt ruhelos fürbaß durch den Grunewald, daß die Fichtennadeln, die den Weg bestreuten, unter seiner hastigen Sohle knirschten.

Chaotisch wirbelten ihm Gefühle und Gedanken. An diesem Abend sollte das Drama im „Deutschen Theater" in Scene gehn, *sein* Drama, dem Graf Krastinik den Namen geliehn, damit auf *diese* Weise ein Werk des connexionslosen strebernsunkundigen Dichters an die Oeffentlichkeit gelange. Ob es gefallen würde? Und wenn, wie würden nachher das Preßgesindel und die Theatermenschen sich erbosen, sobald der schreckliche Hereinfall aufgedeckt! Man hat sich einen Spaß erlaubt, eine Mystification! Sie konnten gar von grobem Betrug reden, garstige Chicanen erfinden, ja den wahren und angeblichen Autor in corpore in Preß-Verschiß erklären und unmöglich machen!

Leonhart's Finger krampften sich auf und zu. Er fühlte, daß er zum *Mörder* werden könne, zum Mörder an diesen Elenden, die Gott in seinem Zorn erschuf, um das Höchste und Heiligste, die Poesie, mit ihrer stinkenden persönlichen Geschäftsmacherei zu besudeln. Eine Verschwörung von Schurken und Dummköpfen, nicht werth,

auch nur den Staub von den Stiefeln eines Dichters zu lecken.

Nicht Einer unter all diesen Litteraten-Strolchen, der nicht ausschließlich von seinem winzigen erbärmlichen Ich speiste, der nicht an miekriger Selbstsucht, an einer wahren Selbstbefleckung des selbstverliebten Größenwahns litt. Alle verzehrt von hirnzerfressendem Neid gegen gefürchtete Superiorität, kriechend nicht vor dem Talent, sondern vor dem Erfolg, nicht vor dem Verdienst eines Alvers, sondern vor dessen Studententriumphen und seinem „von". Alle gleich, ob nun germanische Jüngstdeutsche mit augenverdrehender Pseudo-Stürmerei oder jüdische Jüngstdeutsche mit thatkräftiger Realitätsausnutzung, ob nun notorische Streber oder verschämte Akademiker mit angeblich reinen Idealzielen. Alle nur die Wurst nach der Speckseite werfend, alle nur bemüht ihr liebes Ich zur Geltung zu bringen, alle tief von der Wichtigkeit ihres mittelmäßigen Nichts durchdrungen und von Uebelwollen gegen alles Uebrige beseelt.

Ja, er durfte sich's sagen: Er war der letzte Idealist, der Letzte, der immer nur die Sache sah und nie die Person. Selbst seine Feinde mußten es zugeben. Ihm schien nur eins wichtig: das Verdienst, in welcher Gestalt auch immer. Daß er um so schonungsloser den Größenwahn der Windmacher geißelte, lag in der Natur seiner rücksichtslos herben Wahrheitsliebe. —

Der Verfolgungswahn packte ihn wieder mit doppelter Gewalt und malte die verbündete Schlechtigkeit noch düsterer, als sie in Wahrheit sein mochte. Auch entschwand

ihm theilweise die objective Betrachtung, die er in lichten Momenten wie kein Anderer besaß, betreffs der traurigen Nothwendigkeit dieser allgemeinen Selbstsüchtelei, da doch Jeder herbe um sein Fortkommen zu ringen hat. Von Natur sind Wenige schlecht, wenn auch kindische Eitelkeit und nörgelnder Neid nur besonders vornehmen Naturen nicht angeboren scheinen. Allein das Leben häuft soviel Koth an, durch den man hindurchwaten muß, daß die edleren Gefühle allgemach verkümmern.

Gewiß blieben ja Leonhart's wüste Wahnvorstellungen nicht vom Thatsächlichen fern. Die Schlangen berathen sich, um den Löwen von hinten in die Ferse zu stechen. „Wir möchten so gern und an Lebensklugheit — Falschheit, wie es die Dummköpfe nennen — sind wir ihm ja allesammt überlegen. Aber ach, wenn er sich mal umdreht und mit der Tatze haut, da wächst kein Gras!“ So ist es die Feigheit der gemeinen Naturen, die allein den hochherzigen Starken vor ihrer Bosheit schützt.

Es ist ein großes ethisches Gesetz, daß der schmutzige Kampf ums Dasein uns empört, sobald wir ihn losgelöst von uns selber betrachten, und daß die Perfidie der Andern die Stimme unseres eigenen Gewissens, die wahre Selbsterkenntniß, fördert.

Wo man auch auf Erden seinen Pilgerstab hinsetzen mag, überall trifft man das menschliche Antlitz und seine Lügen. Lange hatte Leonhart als Correspondent eines großen Rheinischen Blattes in Paris und London gelebt. Mit düsterer Befriedigung dachte er unwillkürlich, wie wenig und oberflächlich man ihn doch kenne, wie viele

Leute außerhalb Deutschands mehr von ihm wußten, als irgend einer der „guten Freunde“, die ihn umklatschten. Mit welcher ironischen Schadenfreude erfüllte ihn das prahlende Gethue mancher „Kollegen“, als ob sie mit ihm hundert Scheffel Salz gegessen hätten, während wiederum in ihm näheren Kreisen der Gesellschaft die völligste Unkenntniß seiner litterarischen Verhältnisse herrschte! Vier ganz verschiedene „höhere Töchter“ hielten sich allen Ernstes für die unglückliche Liebe seines Lebens und bewahrten daher noch nach ihrer Verheirathung ihm jenes theilnahmvolle Mitleid, das aus geschmeichelter Eitelkeit entstammt.

So blieb er eben in Allem ein Räthsel und zersplittert in unendlicher Vielseitigkeit, die zu seinem Verderben ausschlug — allerdings in anderem Sinne, als einige Klugschwätzer, die es mit den Feinden Leonharts ebensowenig wie mit ihm verderben wollten, in ihrer unendlichen Schläue und Barmherzigkeit über ihn orakelt hatten.

Die Subjectivität des Uebermenschen trieb ihn, gerade weil seine Natur in ihren Urquellen selbstlos und wohlwollend, zu Paroxysmen der Misanthropie.

Du Spreu des Ewigen, die kaum als Dünger der Weltidee noch brauchbar! Flüchtiger Koth, vom Sturm des Schicksals in das Nichts gewirbelt! Du Bestie, die bübische Begierden mit kriechend feiger Heuchelei bemäntelt! Du neid- und haßgeschwollenen Drachenbrut, Du Rattenkönig, Schlangennest der Sünde! Mensch! Lebend schon die Würmer Dich zernagen, sich von der Fäulniß Deines Leibes nährend, in dem die Seele lange schon

verfault! Du Blitz, der dort wie eine Zornesader aus dieser Wolkenstirne Runzel aufzuckt, o schlängle Dich als Ariadnefaden hinab zu mir ins Labyrinth der Schmerzen!

— — — — — — — — — — — —

Wie der Trieb zur Sünde im Menschenblut, so liegt im grübelnden Menschenhirn geheimnißvoll ein schrecklicher Drang, zu erproben die Selbstvernichtung. Auf die Höhe des Berggrats stelle ein Kind! Schau, wie's gleich näher und näher kriecht dem drohenden Rand und Kiesel zuerst aufliest vom steinigen Boden. Die schleudert es dann in die Höhlung hinab, um am Schall zu ermessen des Abgrunds Grund, horcht ahnungsvoll, wie spät und dumpf es dröhnt aus der endlosen Tiefe. Der Mutter Vorsicht gängelndes Band zerreißt es, schleicht zum Rande sich vor, umklammert noch den Fels der Vernunft. Der scheint ein sicherer Halt ihm.

Doch wie es starrt in das graue Nichts, da schwindeln ihm schaudernd Herz und Hirn, da gleitet die Hand, da wankt das Knie, gelähmt von gräßlichem Grausen. Im Instinkt der Verzweiflung stürzt es hinab. So umgarnt an der Zweifel gähnendem Schlund den Nichtseinsinnenden grübelnden Geist entschlossene Verneinung des Willens. Bis willig halb, halb magisch gedrängt, halb sinkend, halb gestoßen, er rollt durch Wahnsinn-Nebel in Todesnacht: Todesfurcht versteckt sich im Selbstmord.

Dieselbe Nacht, die den irdischen Zeus, den Alexander, dem Licht geschenkt, sah frech verbrennen den Herostrat

der Ephesischen Artemis Tempel. Denn in der Moira dunklem Schooß, und in des Kronos waltender Hand und in des Kroniden Waage des Rechts da liegen vereint die Loose. Das weiße Loos und das schwarze Loos, das Sein und Nichtsein, Leben und Tod, und der Trieb zum Leben, die Schaffenslust, sich paart dem Lebensekel. Die Selbstvergötterung, welche gebiert der Dämon in der Erkorenen Brust, ist nahe der Selbstverachtung gesellt in der Verlorenen Seele. Dieselbe Hore, welche gebiert den schaffensmächtigen zeugenden Geist, den Welterbauer, als Zwilling nährt den zerstörungsfrohen Vernichter. Augustus, Trajan, Vespasian, aufs Neue erbauten nach Götterbeschluß, was niedergerissen nach Götterbeschluß im Reich die Juliersprossen. Welch winzige Spanne Zeit doch trennt vom Nero den Titus! Ja, noch mehr: in Titus' Seele selber lag der Drachen neben dem Lamme. Ein kurzer Augenblick entschied sein wahres Wesen und schied nun ab seiner Jugend Neronisches Element von der „Wonne des Menschengeschlechtes". So liegt das Verderben dem Heil gepaart und das Leben dem Tode im Menschengeist, und Jeder erfüllt am Ende nur seine vorgebahnte Bestimmung.

— — — — — — — — — — — —

Je mehr Leonhart diesem Gedankengange folgte, desto deutlicher empfand er, bei Titus angelangt, den Begriff des Cäsarenwahnsinns, diesen Gottähnlichkeitsdünkel des Größenwahns. Wie vom Medium einer Vision inspirirt und selbst Medium geworden, fühlte er das Wesen Helio=

gabals in das seine hinüberrinnen. Ihm war, als spräche aus ihm selber die Seele des Götterwonnetrunkenen, zum Flammentode bereit.

— — — — — — — — — — — —

Mir bahnte den Pfad der erhabene Narr, wahnwitziger Wüstheit Meister mir, Caligula mit dem thierischen Blick der übermenschlichen Frevel. Auch der großdenkende Cäsar-Apoll, die Künstlerbestie, die zum Klang des eigenen Lyraklimperns schwamm auf goldner Barke im Tiber, lotternd auf purpurnem Thalamus, weißstirnige Buhlinnen rosenbekränzt schamlos zur Seite — also zu bewundern das brennende Rom, von lebenden Fackeln entzündet: Nazarenergewürm, ans Licht gezerrt aus Katakomben, gepfählt, erwürgt, ans Kreuz genagelt, verpicht mit Stroh, und mit Naphta sodann übergossen. Dies Schauspiel weckte ihm schauerlich-schön dithyrambische Stimmung. Anschaulich entrollt, studirte er so der Sinnenwelt schrecklichste Wonnen und Schrecken. Der Erkenntniß Aganippe er schlürfte in rinnenden Zähren, triefendem Blut. Im prächtigen Mordbrand suchte er den prometheischen Funken.

Feinschmecker der Psyche, Lucull des Gefühls, wie sinnig verknüpfest Du so in eins die Elemente von Gier und Grau'n! Verschmelzung doppelten Schauders! Der Ueppigkeit süß entnervende Schauer mit markdurchrieselnder Ahnung der Furcht! Dir folgend, du Aristipp-Dionys, hab' ich herrlichen Tod mir ersonnen.

Nur Schnee befreit ein erstarrtes Glied, nur Gluth

erstickt der Genußsucht Gluth. Drum stürz' ich vom Lager verzehrender Lust ins Brautbett des Todes, die Flammen.

Ichtys, der Fisch, ist der Christen Symbol, das meine der Salamander, der froh im Erdpech, vulkanischer Lavaschicht der Ur-Erregungen, wühlet.

Man schleudert ins Feuer den Skorpion, dann bohrt er den Stachel ins eigne Hirn: So springt mein Ekel ins Bad des Tods, nicht lökend wider den Stachel.

Als Kind in frischer Ursprünglichkeit, wo die Welt eine Fabel, ein Hirtenidyll, da fühlen wir den homerischen Trieb nachbildender Weltumfassung. Doch drängt die grausame Wirklichkeit sich unabläſſig in's Innere ein durch jeden Spalt der Sinne, so gährt im Hirn ein schauerlich Chaos.

Mit Selbstverhöhnung beginnen wir, mit Selbstverachtung fahren wir fort und enden, die Ohnmacht des Einzelgeist's, das All zu empfinden, erkennend.

Drum früh dies ahnend floh ich aus Furcht zum rohen Genuß und erkannte sofort in der Sinnlichkeit die einzige Bahn zu gelassener Lebensertragung. O weh mir! wär' ich doch lieber bestimmt zum Kriegstribun, zum Legionar mit ehernen Nerven und blödem Verstand und derbem Behagen am Dasein! Doch wem das Fieber des Denkens einmal die Seele schwächte, fällt immer zurück in neuen Anfall und ihn curirt nur die letzte Krise vom Kränkeln. Was hilft's, mit erlogener Sinnlichkeit an der Außenform kleben und tasten nach Schein-Schönheit mit erzwungener Begier, ein Pseudo-Epikuräer? Die

Schönheit des Scheins — o könnt' ich sie nur mit Sein vertauschen, so häßlich es sei, mit des Stoikers Willensübung und fest an Tugend glaubendem Pflichtstolz!

Doch was ist Pflicht, was Liebe, was Haß, was Tugend, was Laster vor'm letzten Begriff, vor'm Verständniß der letzten Erkenntniß? Ein Hauch! der Naturtrieb des Augenblicks gilt nur.

Der Stern der Kybele glänzt blutroth auf Tmolus' Schneehaupt. Im Alpenthal Corybantengetümmel und Cymbalschlag, und es klagt der entmannte Adonis. Die Ammen Jupiters lärmen wild, den Säugling zu schirmen vor'm grimmen Saturn. So schlug ich gar oft im Bacchanal die Lyra der Gottessehnsucht. Die Lasterstimme Astartes so in Priesterhymnen betäubte ich oft, zu retten vor allverschlingender Zeit mein Werk, das im Plan kaum geboren. Des Orients Mystik, den Syrercult, verpflanzen wollt' ich zum Occident, die nüchterne Seele des Römervolks mit dem Rausch der Begeistrung tränken. Die Eisenadern sollten aufs neu frisch schwellen von schäumender Leidenschaft. Die weichliche Sclavin sollte den Herrn durch geistige Herrschaft zähmen.

Mein glühender Ost, Du Mutter der Welt, deren Wiege am Paropamisos stand — ich wollte Dich rächen, Dein treuster Sohn, wider Roma heimlich verschworen, ein gekrönter Catilina! — Zu früh! Erst später wird nah'n der Tag des Gerichts und neue Cimbern des Nordens vielleicht bauen ein neues Carthago.

Der Urzeit sibyllinisches Buch, Hieroglyph und

Talisman, Weisheitschatz — ich verbrenne mit allem, wie Sardanapal mit Harem und Kronenjuwelen.

Oft neidete ich des Attis Loos. Doch forderte meiner Göttin Dienst, der Allerzeugerin, Zeugungskraft und Unzucht als Opfergebräuche. Denn Keuschheit ist nur ein Raub am Selbst, und was ist Sünde, die's nicht an sich? Wie der Ptolemäer die Schwester beschläft, so ehlichte ich die Vestalin. Und vermählte die Pallas, herschleppend ihr Bild aus verborgener Zelle beim Mithra-Fest dem Sonnengotte, in dem ich erkannt den beredtesten Zeugen der Schöpfungskraft. Denn Natur ist Gott, statt Göttern ich schuf einen Universal-Naturdienst.

Abram, der Ebräer Erzpatriarch, der Planeten-Anbetung Thorheit sah, als vom Kasius einst, meinem Heimathberg, er den Sternenhimmel beschaute. Ich aber kam dort zu verschiedenem Schluß. Mir hat da droben sich offenbart der wahre Baal, wie Eliä einst der einige Jehova. „Ich bin', der ich bin, und ich werd', der ich werd'." Der „Herr des Berges", der El Gabal, der zuerst auf den Gipfeln erscheinend von dort aus Köcher und Füllhorn schüttelt Strahlenpfeile, Gluthrosen, beseeligend und befruchtend damit überschüttet die Welt! Drum verehrt auch auf Alpen der Perser das Licht. Du Reiner, Du Einer, Du Meiner!

Ich baute Dir Heliopolis, Baal-Bek, Sonnensäulen auch, Chamanim. Trotz bot ich dem Orkus, den Töchtern der Nacht, den Unterweltsgewalten, und dem Mars, der den „Herrn" Adonai erschlug, dem latinischen Mars,

der rohen Gewalt, dem Dämon der Zwietracht, der nimmer schließt den Janustempel des Friedens.

Die Sonne erreichte den höchsten Stand im himmlischen Tempel, dem Sternbild des Leun. Typhon, der Meersturm, schweigt und es quillt der Nil des Lebens aufs neue. Doch als Sühnopfer des Fortschritts fiel der neue Osiris. Schau, Isis Natur, Kybele, wie Liebling Adonis stürzt sich selbst in die Hauer des Ebers!

Begierde — Genuß, Grenzpfeiler des Seins, umreiß' ich sie, aufwühlend den Grund, den vulkanischen Boden, in dem wir umsonst nach den letzten Zwecken schürfen. Ans Thor des Schicksals poche ich frech mit der Keulenfrage: „Warum? Wozu?" Ich will den engenden Wirkungskreis durch verwegene Willkühr sprengen.

Vampyr der Langeweile, entfleuch durch des Grabes Pforte zur Urnacht hin, — Herodias Welt, ich fliehe vor Dir in die Wüste der ewigen Freiheit. Eines Heilands Vorläufer erscheine ich mir, wie dem falschen Messias Johannes einst — des Pantheismus Weltreligion siegt einst über die Götzen . . . . .

Allerhaltende Liebe, bald hell bald trüb in der Kette der Wesen vom Stern zum Wurm strahlend, wie jedes nach seinem Grad ein Spiegel des ewigen Feuers — dir vermähl' ich mich nun! Die Asche dem Wind und der Odem dem Urquell, dem er entfloß! So web' ich unsterblich weiter im All, Unendlichkeit wird das Ende.

Verzehrt sind die Wolken der Sterblichkeit, die Sphärenräume zerklaffen — hinauf zum Tabernakel der Urkraft schwebt meiner Seele befreite Flamme! Wo die

ewigen Mächte thronen im Licht, im Allerheiligsten wandelt er sich zur Leuchtkraft selbst und leitet dahin an der Eisenkette der Dinge den Funken des Werdens, der nimmer ward, doch endlos wird und von Kraft zu Kraft stets wechselnd hinrollt, wie in Feuersnoth von Hand zu Hand fliegt der Eimer. Kein Ende, kein Stillstand! Alles fließt und wechselt in Licht und Leben und Lust! Unendliche Wonne! Auch Schmerz ist Genuß dem Atom, das als Alltheil sich fühlet. Wohlan denn, zum letzten Sprunge hinein! Weh, weh! Ich verderbe, verlodre. Haha! Jo, Jo! Triumph! O Wollust der Marter, es ist vollbracht!

— — — — — — — — — — — —

Mit wirrem Lächeln und hämmernden Schläfen fuhr der Dichter aus seiner Weltentrücktheit auf und stierte umher.

In hastigem Sturmschritt war er übers freie Feld nach der Wetzlarer Bahnlinie jenseits des Halensees abgeirrt, mit der fieberischen Schnelligkeit seines gestaltenden Gefühls völlig im visionären Bann des cäsarischen Selbstmörders.

In der Ferne raste ein Courirzug heran. Der einsame Wanderer blieb stehn, wie erstarrt, wie vom Blitz getroffen. Seine Augen quollen gräßlich aus ihren Höhlen, sein Mund öffnete sich unwillkürlich, als habe ihn der Starrkrampf der Maulsperre ergriffen, ein Orkan von Gedanken stöberte in Schneeflocken um ihn her — —

Tod, der mit unhörbarem Katzenschritt herschleichend

uns hinweg reißt, zwischen Zeit und Ewigkeit bist Du der Rand, unentrinnbar unüberbrückbar. Ewigkeit! Symbolisches Wort für Unaussprechlich-Undenkbares — ein unverständlich leeres Getös für den Gedankenlosen. Doch der Denker Ideen-Stufen durchläuft, bis er steht vor der letzten Fragen Schlund und von unüberwindlichem Schauder gepackt zur Tagesarbeit zurückschnellt. O Riesenkerker, der in sich schließt die Käfige der Welten, — du schreckliches Nie-Gewordenes!

Formlose Urform, die bald sich löst in chaotische Formenlosigkeit, bald ihre fließenden Kräfte ballt zu verdichteten Weltall-Formen! Die unzählbar gewordene Welten verschlingt in Sündfluth uferlos grenzenlos, und unzählbar-werdende Welten sodann aus chaotischem Mischmasch bildet!

Oder ist auch das niegewordene Eins keine richtige Ziffer, vielmehr eine Null: Ist das Nichts die Wahrheit? Und ist das All nur des Einzelnen Wahnvorstellung? Aufzuckend wie Irrlichtschemen, die doch nur wesenlose Ausdünstungen sind vom fauligen Moor? — Enceladus, zerreiße endlich die Ketten!

Meteorisch sausen verwirrend schnell, Leuchtkugeln ähnlich, Weltkörper umher, die der Allgeist, indischem Gaukler gleich, auf und nieder rollen läßt. Und das Diesseits ist nur ein Schatten. Ob dieser Schatten nur vom unfaßlichen Nichts ein Ausfluß? Ob, wie es die Regel ja lehrt, Schlagschatten beweisen, daß Licht in der Näh' oder etwas Persönliches, Festes? Ob alles irdisch-

vergängliche Sein nur der Idee Erscheinungssymbol? Nur nicht länger mithuschen im Tanz der Puppen-Schatten, die auf des Lebens Grenzmauer sich jagen! — —

Nein, nicht desertiren vor dem Todesgedanken, vor dem Todesgefühl, vor der letzten Wahrheit! Im Anfang war die That und am Ende sei die That, die lebensvernichtende! — Nicht desertiren, nicht feige sein! — Nervöse Raserei durchzitterte all seine Poren — der Courierzug, das Ungeheuer — wende dich ab, Du kannst sonst nicht widerstehn — hahaha, bin Ich der Messias, so laß doch sehn, ob Gott ein Wunder thut — —

Ein Sprung auf die Schienen, er glitt aus — —

Gott thut heut keine Wunder mehr.

— — — — — — — — — — — —

Jetzt stehst Du allein vor der Ewigkeit, allein mit Deinem Genie.

Sprich ohne Furcht mit Gott, denn er allein kann Dich verstehn. Er legt ein anderes Maß an Dich, als die gemeine Heerde des Tages.

Die schwache Hand der Sterblichen wird nicht rühren an Deinen wahren Werth. Ihr Preis und ihr Tadel kümmern Dich nicht mehr. Dein Geist enttauchte einem Orkan, dem Blitze gleich — Deine Wiege und Deine Gruft wird ewiger Nebel decken.

Aufrecht standest Du in Deiner Rüstung in königlicher Einsamkeit, kein schwa ches menschliches Gefühl

schlug unter Deinem Panzer. Du stiegest auf zur Größe ohne eitle Freude, Du fielest ohne Murren. Auf der Sinne hohle Reize blicktest Du kalt herab, ohne Lächeln und ohne Seufzer, und Dein Adlerflug maß die Welt mit einem einzigen Königsblick.

Stirb denn inmitten Deines Ruhmes und löse Dein düstres Sein in die Atome — rein und rauh, wie Du geboren wurdest, ohne Laster und ohne Tugend. Deine Tugend war Dein Genie.

Zwölftes Buch.

I.

Das „Deutsche Theater" war buchstäblich ausverkauft. Nicht nur das gesammte litterarische und das übliche Premièrenpublikum Neu-Jerusalems, sondern auch die Crême der „guten Gesellschaft" schien vollzählig erschienen. — — Rechts neben der Direktorloge, wo L'Arronge's freundlicher Vollmond erglänzte, operirte Frau Doktor Bergmann, Chefredaktrice der „Berliner Tagesstimme", in Mitten ihres Großen Generalstabs, an der Seite ihres Leibadjutanten, des lockigen Apolloschwengels Emil Buttermann. Ah, die Thür der vollgepfropften Loge öffnete sich und unter den Salutirungen des Großen Generalstabs erschien Doktor Bergmann in eigener Person. Er hatte also einmal Europa sich selbst überlassen, um leutselig, wie große Männer pflegen, den leichten Spielen der Musen eine Stunde seiner unschätzbaren Zeit zu opfern. Hält doch Bergmann bekanntlich mit Bismarck das Europäische Gleichgewicht aufrecht. Der Reichskanzler zieht rechts, Er links. Bei dieser At-

lasbürde scheint es denn kein Wunder, daß er seinen gewichtigen Corpus, den schweren homerischen Rindern gleich, wankend einherwälzt, so daß man immer fürchtet, er werde einem mit seinen Plattfüßen moralisch oder physisch auf den Fuß treten.

Auch heute suchte er wieder Raum, dieser schnaubende Elephant. Wie dem seligen Napoleon schien Ihm Europa zu enge. Er mauschelte nach allen Himmelsgegenden mit Armen und Beinen, um der Freiheit eine Gasse zu brechen. Sein aufgedunsenes Antlitz, einem plattgetretenen Kuhfladen nicht unähnlich, strahlte vom Bewußtsein seiner Allmacht. O er ist ein graußer, ein sehr graußer Mann!

Sein besonderes Steckenpferd, die Antisemiten-Suche, ritt er wieder mal chevaleresk wie Don Quixote seine Rozinante. Daher der forschende Blick, mit dem er seinen Generalstab musterte. Wie der Riese Polyphem in seiner Höhle tastete er überall an den Wänden seiner Redaktion herum, um den berühmten „Niemand", einen Antisemiten, unter seiner eignen Hammelherde zu entdecken. Und wehe, wenn ihm solch ein räudiges Schaf zwischen die Finger kam! Dann verspeiste er es mit Haut und Haaren.

Doch getrost, in König Arthus' Tafelrunde schien diesmal alles koscher. Lauter wulstige Lippen und Jatagan-Nasen. Da war Nathan der Weise mit den geschlitzten Augen, der den Kanzlerstab des mosaischen Zukunftsreichs im Tornister trägt. Da war Oskar der Gerechte, der flotte Schächter aller Dichterbabies. Und

da war vor allem Er selbst, Israels Gründer, der Zertrümmerer des goldenen Kalbs, der neue Moses, der zum Gelobten Lande leitet, wo da Milch und Honig fleußt. Er schäkerte eben huldvoll mit Frau Doktor Bergmann, welche Lieder ohne Worte mit den Augen flötete, ebenso virtuos wie sie Lieder mit Worten am Klavier brüllt.

Auch im Parkett versammelten sich die Zierden unsrer Kritik, von allen vier Winden hergeweht, wo nur deutsche Zunge klingt, selbst aus dem Lande der Mausefallenhändler. Die leichte Scheerenschleifer-Kavallerie der Preßpanduren formirte sich. Wieviel giftige Früchtchen, neidgrün angelaufen! Da gabs die rühriqsten redactionellen Schaukelpferdchen, die mit schnalzendem Hopphopphopplala zwischen Autoren und Verlegern herumtraben. Manch vielgewandter Odysseus, der mit alten Hosen beide Hemisphären durchwandert, schwang kräftig das kritische Richtbeil. In einer Ecke des Saales bemerkte man die wundersamste Pflanze internationaler Bodenkultur: Theodosius Drollinger. Dieser bedeutende Mann war mal in Paris und begann daher seine Orakel unwandelbar mit dem ehrfurchterweckenden Ausspruch: „Als ich in Paris lebte.“ Da Papa Augier ihn mal die Treppe 'runter geworfen hat, so ernannte er die Trias der französischen Bühnengötter zu seinen intimsten Duzfreunden in seinen Feuilletons. Er, den ein Augier auf die große Zehe getreten, fühlte sich natürlich, er wußte selbst nicht wie, durchzuckt von gallischem Esprit. Auch hatte er plötzlich den Modedichter Kleist, 70 Jahre zu spät, entdeckt. Die Lebenden schwieg er todt, eben

um einen neuen Kleist durch solch uneigennützige Unterstützung heranzuzüchten. Wenn der neue Kleist sich erst eine Kugel vor den Kopf schoß, dann wollte er ihn sofort als Klassiker „entdecken“ und von den Todten auferwecken.

Da saß nun Theodosius, diese Carrikatur eines Boulevardiers, die spärlichen Haare in die Stirn geklebt, um doch ja die neueste Mode der jeunesse d'horreur mitzumachen. Doch herrschte unter Kosmetikern über die bahnbrechende Technik seiner Frisur der gelinde Zweifel, ob er Pomade oder Zuckerwasser hierzu benutze.

Sein maskenhaft-todter Ausdruck, sein stier gleichgültiger Blick, sollten ihn als vornehm zurückhaltenden Gentleman aufspielen. Allein, lächerlich reservirt und zugeknöpft, wenn er mit einem anständigen Menschen zu thun hatte, wurde er äußerst munter und zuvorkommend gegen lustige Dämchen, Spitzbuben und Streber. Sein Vorgänger in der Redaction hielt es aus Gewissenhaftigkeit für seine Redactionspflicht, auch die Gattin des Verlegers unter redactionelle Verantwortlichkeit zu nehmen. Theodosius ehrte pietätsvoll diesen fruchtbaren Redactionsusus, auf diese Weise die Vergangenheit angenehm mit der Gegenwart verknüpfend.

Auch er war da, er mit der hackenden Habichtsnase und dem mangelnden Kinn, der große litterarische Todte, der einst die Irrlichter seines schnoddrigen Witzes über die öden Sumpfhaiden seiner heut schon antiquarisch verstaubten Salonstücke verschwenderisch ausstreute. Neben ihm saß ein geistreicher Pavian in großkarrirten

Beinkleidern und weißer Weste, und rieb ihm zahllose Paradoxen unter die Nase, und zwar wörtlich, indem er ihm beinahe ins Gesicht sprang. Hinter diesem saß sein Schatten, natürlich ein Baron (denn wo ein Jude, ist auch immer ein Baron nahe). Sein Kater-Näschen und sein ganzes dummdreistes Kneifer-Gesichtchen näselte gleichsam lautlos. Einer jener Litteraturbarone (natürlich stand „Freiherr" groß und breit in Goldschrift auf der Thür seiner Wohnung), welche den ehrenfesten Aristokraten mimen, während der Kenner in ihnen sofort ein neidzerfressenes größenwahnsinniges Streberlein erkennt.

Er erzählte grade in näselndem Ton, wie „Serenissimus sein gnädigster Herr" (einer jener kleinen Köter, kennt ihr meine Farben) ihm eine echte Havanna verehrt habe. „‚Mein lieber Baron,' meinte der Gnädigste —" Er unterbrach sich, um mit Innigkeit die Gattin eines jüdischen Mache-Meisters zu begrüßen, wie er denn inbrünstig zu Unsrer Lieben Frau vom Jordan betete und mit Gottes Hülfe in den Salons „der geistigen Aristokratie des deutschen (jüdischen) Volkes" zu einer Berühmtheit emporgeschwindelt wurde. Was kann da sein! Man braucht einen Baron als Zimmer-Staffage. Das paßt dem auserwählten Volke in seinen Kram.

Der Adel ist heut immer noch ein gutes Geschäft. Dies wußte ja Frau Hermine Schmidt, geborene v. Preuschen, zu würdigen, indem sie sich schlankweg „Baronin Preuschen" weiter fort titulirte. Und siehe da, es war sehr gut. Mit Enthusiasmus stürzten die jüdischen Federpiraten für sie ins Turnei, sintemal es den-

selben immer zur besonderen Ehre gereicht, einem Adelstitel unter die Arme zu greifen. Mit Entrüstung muß man jedoch die schnöde Verleumdung zurückweisen, daß all diese adligen Herrn und Damen eines enragirten Philosemitismus verdächtig seien. Sie benutzen eben nur die jüdische Presse ebenso schlau wie die conservative zu ihren durchsichtigen Reklamezwecken. Nein nein, man sitzt nicht immer mit einem Baron an einem Tisch; dies beglückt ja einen armen deutschen Schriftsteller. „College Baron X.“ wird daher überall zum Vorsitzenden gewählt. Adel verbürgt Seelenadel, ein sehr gutes Geschäft.

Beide spielten hier die Rolle des „Großen Galeotto“, indem sie über Krastinik eine Verleumdung, „einem on dit zu Folge“ aussprengten.

„Haben Sie dafür irgend einen Beweis?“ fragte der Mann mit der Habichtsnase.

„Nein, das grade nicht. Aber Beweise beweisen nichts!“ grinste Doktor Emil Bengelheim mit seinem grotesken schadenfrohen Kichern. „Es liegt in der Luft. Man sagt . . „Relata refero, ich bin selbst dabei gewesen“ wie Commerzienrath Landau zu sagen pflegt. Hihi!“

„El gran Galeotto!“ — —

In einer Mittelloge thronte die holde Modelöwin Hagar Satzler in weißem Unschuldgewande, ihren Fächer aus Straußenfedern lieblich hin- und herschwenkend, während ihr andres Katzenpfötchen einen Veilchenstrauß umkrallt hielt. So zart, so weiß, so unschuldsrein wie ein klein Miesekätzchen — sie, die ungenannte Freundin so

mancher unwandelbaren Mannesverehrung. Einen hatte sie nach der Riviera versetzt, einen Andern an die Nordmarken — da begriff man denn wohl die heitre Zufriedenheit, die auf diesen edelgeschnittenen Zügen ruhte, das stillbeglückende Bewußtsein eines herzlich guten Gewissens. „Ach," flötete sie einem neben ihr stehenden kleinen Herrn zu, „ich liebe nur große schlankgewachsene Männer. Sagen Sie doch Ihrem Freund Kabel, er habe so schöne Hände!"

Im Parkett unterhielten sich eifrig Schmoller und Holbach. Letzterer jammerte wieder, daß sein Verleger für ihn so unfläthige Reklame mache, obschon natürlich er selbst hinter den Coulissen das Alles einfädelte. Ueber Schmoller's langgedehnte schnüffelnde Spürnase zuckte und wetterleuchtete es nervös, und seinen bärtigen Mund umspielte ein gradezu wollüstiges Lächeln überlegenen Hohns. „Ihnen schadet das nur, lieber Herr College? fürchten Sie nichts! Hören Sie die Stimme des Pessimisten: Wenn der Tamtam Ihnen schadet, warum ärgern wir uns denn alle so darüber? Das ist doch ein überzeugender Gegenbeweis für die Nützlichkeit Ihres Vorgehens!"

„Haha, Sie alter Schäker!" Holbach lachte heiser auf. „Was Wahres ist ja dran. Worüber sich unsre wahren Freunde freuen, das schadet uns gewiß. Sieh zu, ob Deine Freunde sich über etwas ärgern — dann triffst Du sicher das Nützliche!"

„Ach Sie!" Schmoller wurde schon ausfallend. „Sie heulen doch immer mit den Wölfen!"

„Nun, warum nicht?“ meinte Holbach begütigend. „Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land. Folgen Sie meinem Rath: Jedem Kritiker, schreibe er nun bös oder gut über mich, versetze ich auf frischer That einen Dankbrief. Glauben Sie mir, wir sind ja alle Menschen! Alles verstehen heißt alles verzeihen.“

O Du Spitzbube! dachte Schmoller der Fürchterliche. Die Notiz wandert sofort in mein Tagebuch. O schlechte Welt! Nur ich Biedermann verschmähe — —

„Wo steckt denn Federigo?“ rief Holbach plötzlich. „Der müßte doch eigentlich die Claque leiten für seinen Freund Krastinik. Ich denke noch an sein Bravo-Gebrüll bei der Première seines Freundes Adler. Er riß sämmtliche Bänke mit sich fort.“

„Ach, bei dem Stubendramatiker! Na, heut hockt er wohl hinter den Coulissen beim Autor in der Stunde der Prüfung. — Uebrigens verkehre ich nicht mehr mit diesem Schurken.“ Schurke war bei Schmoller ein Kosename. Bei ihm theilte sich ja doch die Menschheit in zwei Klassen: Die ihm nützten, — anständige Menschen, und die ihm nicht nützten, — Schurken. „Federigo — ja wohl! Ich bemerke übrigens, daß diese Verwälschung des Vornamens von mir stammt. Sie haben sie nur in Commission genommen, Herr Holbach.“ Er litt nämlich an der Plagiatbeschuldigungs-Manie.

Auch die konservative Presse war vertreten. Herr Peter von Schnapphahnitzkoy (der polakische Adel darf sich schon 'was darauf einbilden, daß seine Vorfahren noch ärger, als die deutschen Raubritter und Strauch-

diebe, das Stehlen und Plündern verstanden) putzte seinen Kneifer zurecht. Seine wasserblauen vorquellenden Froschaugen, sein pomadisirter fuchsblonder Wirbelscheitel, seine aufgestülpte Nase und sein breites bleichlippiges Maul bildeten ein Ensemble, welchem ein lauernder Jesuitenausdruck noch eine besondere Weihe verlieh. Mit spinnefeinem Lächeln tastete er gleichsam mit Spinnwebennetzen vor sich her und umgarnte seine Beute. Wegen allerlei Schuldengeschichten, kaum Lieutnant, aus dem Dienst entlassen, besaß er den hohen Muth, sich als Cirkusreiter das Leben zu fristen. Endlich, um sich zur tiefsten Stufe von der Höhe seines Adels-Tic's herabzulassen, wurde er Litterat. Nicht ohne ein gewisses Talent, besonders zu malitiöser Satire, focht er sich schneidig als litterarischer Freibeuter durchs Leben und endlich zum Redakteur der „Töchterzeitung“ empor, wozu außer dem Wörtchen „von“ sein formvoller Redeschliff und seine gewinnenden Manieren nicht wenig beitrugen. Gegen einen Schmoller nährte er Geringschätzung, weil sein beschränkter Verstand nur den Plebejer in dem Heros sah, gegen Leonhart hingegen tödlichen Haß, da seine giftige Neidwuth sich innerlich zerknirpst fühlte, trotzdem er sich mäkelnde Glossen erlaubte.

Die lächerliche Anrempelei eines parfümirten jüdischen Apolloschwengels (der eine beiläufige Aeußerung Leonharts über eine, diesem nur per Renommee bekannte, Modelöwin absichtlich mißdeutete, damit er sich als Ritter derselben das Air eines bevorzugten Liebhabers geben könne), hatte der Antisemit Schnapphahnitzkoy dazu benutzt, um Leonhart

in eine Duell-Lage zu verstricken. Zwar lag der Thatbestand nicht entfernt so, daß Leonhart den Judenjüngling hätte fordern müssen, umsomehr derselbe nach Duellbegriffen eine unsatisfaktionsfähige Persönlichkeit vorstellte, da er auf öffentliche Ohrfeigung nur durch denunciatorische Ruinirung des Beleidigers geantwortet hatte. Allein, Schnapphahnitzkoy ergriff mit tückischer Freude die schöne Gelegenheit, um zu insinuiren, Leonhart sei beschimpft, falls er nicht Jemanden fordere, und daher wolle er für jenen ihm ganz Fremden eintreten!!! Er konnte dies schon wagen, zumal noch ein andrer sogenannter Freund Leonharts sich würdelos, trotz der überwiegend gegentheiligen Stimmung der Anwesenden, für die sogenannte „Ehre" jener Dame einsetzte, weil derselbe ebenfalls die geheime Gunst derselben zu erringen hoffte. Und Schnapphahnitzkoy spekulirte wieder auf die Gunst dieses Herrn aus Geschäftsgründen. Ergo! Leonhart, immer geneigt von seinen Nebenmenschen besser zu denken, als seine pessimistische Menschen- und Physiognomieenkenntniß ihn sonst lehrte, hielt die Sache jedoch für einen bloßen Spaß und suchte daher den p. p. Schnapphahnitzkoy in dessen Redaktion persönlich auf, um diese wesenlose Angelegenheit durch gemüthliche Aussprache aus dem Wege zu räumen. Allein bald mußte er erkennen, daß er einen schweren Fauxpas gemacht. Denn mit kaltblütiger Tücke bestand dieser ritterliche Shylok auf seinen Schein, sein Pfund Fleisch, sein liebes kleines Duell. Er gab zu, daß ihn die Sache nichts angehe, daß sie überhaupt unbedeutend sei, auch daß er selbst noch nie

ein Duell gehabt habe. Trotzalledem aber müsse er darauf bestehn, sich mit Leonhart zu schießen, damit sein empfindliches Ex-Lieutnantsgefühl beruhigt werde. Leonhart stellte ihm die volle Unmöglichkeit der Motivirung vor, falls das Duell ernst sein solle — sei es aber als bloße Pulver-in-die-Luft-verknallung gemeint, so danke er für solche Zeitvergeudung. Das Duell könne seinen guten Sinn haben (Schnapphahnitzkoy verschanzte sich dahinter, daß Leonhart ja das Duell an sich noch nicht verwerfe), falls es sich um ernsthafte Ehrverletzung drehe, aber nur so. Obschon nun Schnapphahnitzkoy recht wohl wußte, daß jedes Ehrengericht ihn als Rowdie-Raufbold verurtheilen und jeder Gerichtshof ihm das höchste Strafmaß des neu verschärften Duellgesetzes aufbrummen würde, — obschon ferner klar auf der Hand lag, daß er als guter Bekannter Leonhart's, wenn in seinem militairischen Ehrbegriff gekränkt, umgekehrt grade für denselben den Anrempler desselben fordern mußte, um seinem Anstandsgefühl genüge zu thun, — so ergötzte es doch das verkrüppelte Seelchen des Kleinen, den beneideten Großen in dieser Mausefalle zappeln zu sehn. Uebrigens fürchtete er auch ein ernstes Duell nicht. Erstens schoß und focht er meisterlich, wußte sich also von vornherein Sieger. Zweitens lag ihm wenig an seiner traurigen Existenz. Denn, eigentlich kerngesund, dichtete er sich ein aristokratisches Asthma an und sicherte sich nur noch kurze Lebensdauer zu. Es harmonirte damit, daß auch jener unglückliche Liebhaber der hinter den Coulissen spielenden Donna, welcher ebenfalls an Leonhart

seine Rittersporen wenigstens schimpfend verdienen wollte, eingestandenermaßen an einem gewissen unheilbaren Leiden kränkelte. Daher der Todesmuth dieser Todeskandidaten.

Nun erfuhr zwar Leonhart bald darauf von verschiedenen Seiten überraschende Dinge über seinen edeln Feind, welche er jedoch schweigend ad acta legte. Auch das sonstige einstimmige Urtheil über den Trefflichen lautete gleich ungünstig. Nicht mal mit der Duell-Bravour hatte es seine Richtigkeit, da er kurz vorher erbleichend „kniff", als einige gefährliche Studenten ihn wegen einer cynischen Bemerkung über das gesammte weibliche Geschlecht (daher Chef der „Töchterzeitung") zur Rechenschaft forderten. Aber der Dichter, dessen Mensuren und Schlachten auf ganz anderem Gebiete lagen als auf dem der pöbelhaften Klopffechterei, schien ihm ein bequem wehrloser Prügeljunge, während er selbst vor seinem Todfeind Schmoller zitterte wie Espenlaub, wenn er diesem zufällig auf dem Pferdebahn-Perron begegnete, „zerschmettert von meinem Blicke," wie der große Sittenschilderer ausschmückend hinzufügte.

Kurz, von welcher Seite man den ritterlichen ironischen Kneiferhelden auch betrachten mochte, — überall blieb er die gleiche einnehmende Überflüssigkeit, die ihre ganze Existenzberechtigung aus dem Wörtchen „von" herleitete.

Einen Augenblick empfand Leonhart, als die fischblütige Ruhe dieses Wouldbe-Gentleman an ihm die hartnäckige Betonung der Duell-Nothwendigkeit „aus

unsern gesellschaftlichen Verhältnissen heraus“ wie eine Schraubentortur weiterquetschte, das Gelüst aufzuspringen: „Sie sind ja ein Bube, Sie!“ Sein Stock zitterte in seiner Hand, es schwamm ihm roth vor den Augen und er sah gleichsam das Blut langsam die wachsbleiche abgelebte Todtenmaske heruntertropfen, wenn er quer durch die hohngrinsende Fratze hieb.

Denn dieser gutmüthig weiche Charakter durfte leider mit Hamlet gestehen: „Wenn ich auch mild bin von Natur, so ist doch was Gefährliches in mir, das ich zu scheuen bitte.“ Es war nur ein Augenblick, es ging vorüber. Er überlegte blitzschnell, was denn eigentlich daraus werden solle. Von höchstem moralischen Muthe, fühlte sich der Dichter, zwischen Jähzorn und Niedergeschlagenheit schwankend, so nervös herabgestimmt, daß eine allgemeine Schwäche der persönlichen Initiative (neben höchster Anspannung des Willencentrums in rein geistigen Dingen) ihn vor rohen Aeußerlichkeiten zurückbeben ließ. Sollte er sich hier persönlich mit dem gefährlichen Lauerer herumwürgen? Derselbe war allem Anschein nach wohl stärker, wie denn rauflustige Memmen immer nur dem physisch Schwächeren gegenüber Muth schöpfen, da ihnen ja nichts imponirt als körperliche Züchtigung. Von physischem Muth kann ja überhaupt nur dem Stärkeren oder gleich Starken gegenüber die Rede sein.

Die Renommisten der Fechtböden, prahlend mit ihrem muskulösen Arm, die minder Gewandten abfertigend, laufen oft in der Schlacht davon.

Duell! Sollte er sein kostbares Leben, von welchem die Zukunft der Poesie abhing, aufs Spiel setzen, um einem werthlosen Junkerlein als Zielscheibe seiner Schießkunst zu dienen?! Nein, diese Farce der Selbstentehrung, zu Ehren eines formvollendeten Rowdie für das Gerippe einer moderzerfressenen After-Ehre, sollte nicht den Mephisto des Zufalls ergötzen.

Leonhart erhob und empfahl sich kurz, mit lebhaftem Bedauern, daß ihre Auffassungen so weit auseinander gingen. Schnapphahnitzkoy geleitete ihn mit stummer Verbeugung bis zur Thür. Von beiden Seiten war kein zuchtloses Wort gefallen. In dieser Hinsicht wenigstens verleugnete jener merkwürdige Mensch nicht die Erziehung eines früheren Offiziers.

Beide ignorirten sich natürlich seitdem, wobei Schnapphahnitzkoy selbstverständlich von dem stolzen Bewußtsein strahlte, einen großartigen moralischen Triumph über diesen eingebildeten Dichterheros erzielt zu haben. Es giebt eine Heuchelei der Ehre, wie eine Heuchelei der Moral, und man möchte mit Falstaff fragen: Was ist Ehre! Jedenfalls hatte der Größenwahn der falschen Kavalier-Ehre wieder mal sein Opfer verlangt und zog sich mürrisch zurück, da sein planmäßiger Mordversuch an der gesunden Vernunft und Vorurtheil-Verachtung des Umgarnten machtlos abprallte.

Uebrigens rächte sich der Ritter von Schnapphahnitzkoy später auf eine höchst gentlemanlike Weise für den abgeblitzten Einschüchterungsversuch (eigentlich „Nöthigung" zum Zweck der Körperverletzung), indem er seine

Feinde Schmoller und Leonhart nach deren Verfeindung wegen einer Injurien-Klatscherei öffentlich durch eine gänzlich erlogene Thatbestand-Entstellung gegeneinander hetzte, welche Leonhart jeder Zeit durch compromittirenden Abdruck der eigenen Briefe Schnapphahnitzkoy's an ihn hätte aufdecken können. Freilich entsprach es auch der Verlogenheit Schmoller's, daß er, obschon Leonhart gegenüber schriftlich wiederholt das Gegentheil bekundend, seinerseits nun die Darstellung Schnapphahnitzkoy's mit Bezug auf Leonhart's angeblichen „Verrath" an seinem früheren Freunde als richtig auffaßte, während lediglich er selbst seine Ansicht über Schnapphahnitzkoy aller Welt förmlich aufgedrungen hatte. Verlogenheit hier, Verlogenheit dort — in der Mitte die Unvorsichtigkeit einer schwachen Stunde vertrauensseliger Dupirung durch Schnapphahnitzkoy's falsche Freundlichkeit und Wehklage über Leonhart's kühle Ablehnung, welche offenbar durch Schmoller's Verläumdungen inspirirt sei!

Wegen solcher elenden Skandalaffaire hatte Leonhart schlaflose Nächte gehabt, weil er jeden Zweifel an seiner Loyalität als schweren Schimpf empfand, indeß Schmoller wie ein Wahnsinniger umhertobte und der Adelszwerg sich schadenfroh ins Fäustchen lachte, zwei Riesen hinterrücks in die Ferse gestochen zu haben. Gegen solche Meister des äußeren Scheins nutzt nichts die grobe Keule der sittlichen Entrüstung, sondern nur das Stilet ironischen Hohnes. . . .

Schnapphahnitzkoy referirte hier für die hochvornehme „Kreuz- und Schwertzeitung" und beschloß ritter-

lich, wie seine Auftraggeber, das Werk eines gräflichen Standesgenossen bis über den grünen Klee herauszustreichen. Lautet doch der allgemeine gang und gäbe Grundsatz der Berliner Kritik: So'n bischen Französisch und so'n bischen Adlig is doch gar zu schön!

Sein herumschlenkernder Kneifer küßte grade zärtlich den edeln Kneifer, welchen der große Heinrich Edelmann neben ihm schielend unter dem Parketsitz putzte. Haubitz hingegen kneiferte kühn die Logen an und strich sein schwarzes Knebelbärtchen, während er stockschnupfend einige weltbewegende Messiasaxiome umherstotterte. Sie referirten ja ebenfalls für ein christlich-teutonisches Blatt und hatten sich feierlich zugeschworen, ihren gräflichen Freund derartig zu preisen, daß er sich einer Anzapfung mindestens um 200 Mark nicht mehr entwinden könne. Das Loos sollte entscheiden, wer von Beiden diesmal „für einen darbenden Freund“ die Kritik-Gebühren eintreiben solle.

Schnapphahnitzkoy gab sich mit so was nicht ab, sein Streben ging vielmehr nach einer guten Parthie, wie es bei diesen schlechten Zeiten nun mal nöthig scheint. Doch würdigte er vollkommen die Haltung der beiden verwandten Seelen, welche er sofort als „vornehme Naturen“, wie die technische Phrase lautet, erkannt hatte. Auch Wurmb schloß sich mehrmals begeistert an, wenn sie alle zusammen beim Schoppen die sittliche Größe des wahren charakterfesten Idealismus betonten, im Gegensatz zu der unwahren Weltschmerzfexerei und proteusartigen Unfestigkeit eines Leonhart, auf dessen

kindlichen Größenwahn doch nun mal all ihre litterarischen Biergespräche unfehlbar wie die Nadel zum Magnet hinzielten.

Schnapphahnitzkoy erwähnte mit tadelndem Bedauern, daß man doch einen Kavalier wie Krastinik von seiner schier unbegreiflichen Vorliebe für jenes bête noire loseisen müsse. Die Waffenbrüder lächelten verschmitzt. Sie kannten die oft erprobte menschliche Natur. Spielte man nur den Freund gegen den Freund aus, so würde die geschmeichelte Eitelkeit des Einen und die verletzte Eitelkeit des Andern den Bruch schon von selber herbeiführen. Haubitz empfand eine diabolische Wollust des Vorgefühls. Wie wollte er Krastinik anpreisen und ihn den Stümpereien eines Leonhart gegenüberstellen!

— — — — — — — — — — — —

Die Klingel ertönte zum zweiten Mal. Das Bienenkorbgesumme eines Premierenpublikums vor Beginn der Vorstellung verstummte. Die wogenden Linien sanken in sich zusammen. Statt des Rauschens und Knisterns der Damentoiletten hörte man nur noch den üblichen Lärm der sich hebenden oder niederschlagenden Klappstühle, wenn die zu spät Kommenden sich in die Reihen durchdrängen. Der Vorhang ging auf.

Schon nach den ersten Worten verbreitete sich eine angenehme Verwunderung. Das war nicht die geschwollene blühende Jambensprache, an welche man bei historischen Dramen gewöhnt, das war nervige realistische Prosa. Das waren keine theatralischen Pappfiguren, das war

wirkliches angeschautes Leben. Der Dichter vermittelte den Geist des alten Venedig so unmittelbar, daß man sich wie zu Hause fühlte. Die Handlung drehte sich um die Vermählung Katharina Kornaro's mit dem Kronprätendenten von Cypern und die Erwerbung dieses Inselreichs durch die meisterliche Diplomatie Venedigs, welche schonungslos jedes Einzelglück ihren Zwecken opferte.

Hier sah man die Emsigkeit, mit welcher sich die Meereskönigin zum Trotz des umbrandenden Meeres auf ihren eingerammten Pfählen lagerte und unablässig mit der andrängenden Fluth um ihr glanzvolles Leben rang, indem sie staunenswürdige Ingenieur- und Baumeisterwerke entgegendämmte. Die unermüdliche Entwickelung der Seekunde, der kühne Erwerbs- und Forschertrieb, der diese Kaufleute in fernste Zonen führte, so daß selbst die verlorenen Söhne Venedigs den Orient überall als Minister, Admirale und Handelsherrn beherrschten — alles das trat hier in die Erscheinung. Vor allem aber entfaltete sich das politische System dieses Insel-Roms, dessen Staatsgebilde die Kraft des menschlichen Willens im geduldigen Verfolgen eines großen Ziels offenbarte. Der Dichter lehrte durch anschauliche Darlegung, warum Machiavell im „Buch vom Fürsten“ die geheime Schreckensherrschaft Venedigs als Muster hinstellte — diesen „Schrecken“, der sich auch später im Wohlfahrtsausschuß des französischen Convents als förderliche Waffe erwies. Man begriff, warum Taine den Bonaparte als einen Enkel der italienischen Condottieri

gleichsam atavistisch erklären will, als eine posthume Neubelebung des Renaissance-Systems, wie dieses sich am klarsten in Venedig verkörperte.

In dem Admiral Moncenigo hatte der Dichter eine Gestalt geschaffen, aus einem Guße und doch von feinster Detaildurchführung.

Man sah gleichsam die geflügelten Marmorlöwen San Markos ihre Schwingen beutegierig über Land und Meer breiten und ihre Krallen einschlagen. Warum die vier Erzrosse aus Byzanz, welche an der Mittelfront des Doms so ernst herniederstarren auf die tändelnden Tauben der Piazza, an die Sonderstellung Venedigs als halborientalische Weltmacht erinnerten, begriff man an diesem umfassenden Gemälde verschollener Herrlichkeit.

Selbst der Dom San Marko (an dessen byzantinischem, mit romanischem und Ansätzen des gothischen vermähltem Stil alle Epochen der Venetianischen Größe mitgebaut — von der strengen Würde des Donatello-Stils bis zum üppig blendenden Schwung der Hochrenaissance, welche sogar ein Farbengemengsel von Blau, Braun, Gelb, Weiß und grellbunten Fresken zur Schmückung der äußeren Façade verwendete) redete hier in der Theaterdekoration seine wahre Sprache. Man gewann zwanglos tiefere Beziehung zu all diesen Zeugen der Weltgeschichtsentwickelung. In der spitzschnabeligen schwarzen Gondel — ein Sarg unter steinernen Leichen — glitt man gleichsam mit dem Dichter dahin und verstand die Schatten, die um die Kirchhofsstille der Paläste

griesgrämig dahinschlichen. Unter der hellerleuchteten Rialtobrücke fort, tauchte man unter in dunkle Kanalgassen und trieb langsam hinaus durch Canale Grande zum blauen Lido, während auf abgelegenen Winkelplätzchen allenthalben Kirchen von überwältigendem Reiz reifer Formschönheit emporsteigen. Man athmete gleichsam den Salzgeruch, der die Mauern umwittert und sie mit einer köstlichen bräunlich-grünen Lasur bekrustet.

So verwuchs die Handlung des Dramas gleichsam mit den äußeren Ornamenten der Scenerie. Das ganze Patrizierleben dieser Märchenstadt des Herzens schüttete seine Fülle verschwenderisch aus — Marmor, Gold, Brokat und Atlas, Mosaik und sammetweiches Farbenglühen der Gemälde — und wurde zugleich in seinen innersten Saugfäden offenbar. Es war, als ob die Pfähle, auf denen die Inselstadt erbaut, bloßgelegt würden. Aus allen Thaten und Worten dieses Lebensbildes tönte aber die Mahnung des Dichters: So macht man Weltgeschichte! Das hat den deutschen Tröpfen stets gefehlt. Nur rücksichtslose weltkluge Niedertracht führt zum Ziele. So, durch tausend Verwickelungen unentwegt sein geheimes Ziel vor Augen, pflanzte Venedig auf der Leiche seines vorgeschobenen Schützlings, des Königs von Cypern, sein Banner auf und benutzte die Schönheit der Venetianerin Katharina Kornaro zueinem politischen Schachzug.

Ein seltsamer Epilog krönte das sonst so schonungslos realistische Stück, ein Epiolog, dessen innere Nothwendigkeit gleichwohl sofort ins Auge sprang. Nachdem

nämlich der 5. Akt an der Riva gegenüber der Seufzer-brücke im goldigsten Sonnenglanze farbigen Glückes geendet, zog sich plötzlich ein nebeliger Flor über die Scene. Man hörte eintönige Donner rollen und eintönig den Regen niederplätschern. Die meisterhafte Inscenirung gab genau jene Stimmung einer Regennacht in Venedig wieder, wo man gleichsam in purem Wasser zu schwimmen glaubt, von oben durchweicht und unten auf allen Seiten die grünlichen Lagunen. Da glitt eine schwarze Gondel heran, an deren Stern ein Man in schwarzem Pilger-mantel stand, eine Lyra im linken Arme gebettet, während seine Rechte mit mondessilbernem Zauberstab die Wogen zu beschwören schien. Und die Wogen murmelten ein Lied von Ihm, dem Gast des zerfallenen See-Gomorrha, das ihn mit Gift berauschte aus venetianischen Kelchen.

Wohl ein Gedanke, würdig eines so großen Dichters wie dessen, der dies gewaltige Drama geschaffen: Dem Weltdichter des Weltwehs, dem Bräutigam der Schönheit, Lord Byron, das letzte Wort zu lassen, die Klage um aller Menschengröße Vergänglichkeit. Und die Gestalt, halb als Vision gedacht, nebelumflort, sprach also:

Noch klebt Schaum und Tang des Meeres,
Dem entstieg dies Wasserwunder,
An dem bröckelnden Gewande.
Marmorsäulen, Palastgiebel
Rings verächtlich niederschauen,
Wie herabgekommene Prinzen,
Vornehm ruhig auf das Lärmen
Dieser neuen Pöbelwelt.

Ueber allem webt sich farbig
Ein geheimnißvoller Schleier.
Den Rialto neubeleben
Bunte Maskenkarnevale
Schauender Erinnerung.
Schnitzerei des Buccentoro —
Die gehörnte Dogenmütze
Auf dem weißen Martyrhaupte
Foscari's und Falieri's
Und des blinden Dandolo —
Scharlachseidene Talare
Der geheimen Tribunale —
Alle Perlen der Kornaro
In dem Goldhaar schöner Damen,
Wie sie Tizian conterfeit —
Alles wirbelt hier zusammen
In ein Bachanal der Sinne,
Feiert eine Dogenhochzeit
Mit dem Meer der Phantasie.

O Venedig, stolze Greisin,
Greisin in zerfetztem Purpur,
Steige her zu meiner Gondel
Nieder von den Marmostufeu,
Die der Flügelleu bewacht!
Wie die letzten Senatoren
Grollend einst hinabgeschritten
Aus dem Saal der letzten Sitzung
Bei dem Fall der Republik!
Also fahre mit mir, fahre
Weit hinweg mit Deinem Freunde,
Weit hinweg aus dieser neuen
Jämmerlichen Welt der Prosa!
Horch, die alten Glocken klagen
Droben von dem Kampanile:

Für Venedig und die Dichter
Hat die Erde nicht mehr Raum!

Langanhaltender Beifall, wiederholtes donnerndes Bravo bestätigte, als der Vorhang fiel, den tiefen und nachhaltigen Eindruck der Dichtung. Das war einmal etwas ganz Neues, etwas, was noch nicht von den alten Tragikern vorweggenommen. Das war das politische Drama, die Historie großen Stils, das realistische Hohelied der Weltgeschichte.

„Krastinik! Graf Krastinik!“ schrie es aus allen Logen, von allen Gallerieen. Der tobende Beifall nach den ersten Akten hatte das Erscheinen des vielbegehrten Dichters vor der Rampe nicht erzwingen können. Jetzt aber nach Ende der Vorstellung mußte er doch dem brausenden Hervorruf folgen. Der Director stürzte aus seiner Loge, um selbst hinter Coulissen den Beglückten herauszuholen. Allein nach längerer Pause meldete er persönlich mit verlegenem Gesicht dem ungeduldigen Publikum, daß der Dichter sich bereits entfernt habe. Er danke also im Namen des genialen Verfassers für die herzliche Aufnahme.

So war denn ein neuer großer Dichter aus der Taufe gehoben. Sämmtliche Theaterkritiker stürzten in wildem Pêle-Mêle zu ihren Droschken, um sofort auf der Nacht-Redaction die denkwürdige Thatsache für den Morgentisch Berlins zu serviren. Allen voran als der Findigste rasselte der Referent des „Börsencourier“ in seiner vorher bestellten Droschke I. Güte, der einzige

Gutmüthige nebenbei, der mit wirklichem Wohlwollen auf etwas Gelungenes hinwies.

II.

Ja, wo war Krastinik? Auch er hatte sich in einen Wagen geworfen und saß nun einsam brütend vor seiner Lampe. Von Leonhard hatte er nichts gehört, da verabredetermaßen, um keinen Verdacht zu erregen, dieser sich ihm fernhielt. Gewiß war er mit im Theater gewesen. Der Glückliche! — Wahrhaftig, der Graf hatte eine Ritterthat auf sich genommen, schwerer und bitterer als manches Martyrium. Sein Stolz litt unbeschreiblich. Hundertmal hätte er hinausstürzen mögen vor die Lampen, um dies vielköpfige Gemengsel von Seide, Patchouli und Pomade anzubrüllen: „Ihr Elenden, ihr Narren! Daß Keiner von Euch ahnt, nur Einer könne das geschrieben haben, der unbekannte Gott, den Ihr nicht kennt! Nicht der Graf, den Ihr so innig bejubelt, ist euer Idol, sondern der verlästerte niedergetretene Anti-Streber, den ihr beschimpft, ohne ihn zu kennen!“

Aber auch der alte Sauerteig der menschlichen Selbstsucht gährte mächtig auf — das eigene Dichterthum des tapferen Mannes, der sich hochherzig dazu überwunden, dem Größeren als Fußschemel zu dienen, fühlte tiefer und tiefer den Stachel verwundeter Eitelkeit.

Man mochte ja seine selbstlose Absicht anerkennen, — aber etwas vom Raben, dem man die Pfauenfedern nimmt, blieb gewiß an ihm haften. Ein Beigeschmack

von Neid, den er mühsam unterdrückte, mischte sich der Anwandlung unwilliger Scham und Scheu vor dem Gespötte der Welt . . . .

Auch am andern Tage erwartete er Leonhart vergeblich. Er ließ sich verleugnen, als natürlich pflichtschuldige Satelliten des Erfolges ihm nacheinander ihre Aufwartung machten. Die eingebogenen Zeugen der Theilnahme häuften sich auf seiner Visitenkarten-Schale. Krastinik lächelte bitter. Noch bitterer, als er die Zeitungen las, welche ausnahmslos einen „Riesenerfolg“ constatirten und den gräflichen Dichter in kühnem Schwunge mit Lord Byron verglichen.

Warum kam nur Leonhart nicht? Gegen Abend ließ es Krastinik keine Ruhe mehr. Er griff zu Hut und Stock und machte eine Abendpromenade. Da begegnete ihm der Oberst von Dondershausen, dem er umsonst zu entwischen suchte. Mit Elan stürzte der patriotische Sänger auf ihn zu und drückte ihn an die ordengeschmückte Heldenbrust. Er war nicht im Frack, trug aber gleichwohl seinen neusten Orden mit Eichenlaub spazieren. Er gehe nämlich zu einer zwanglosen Soirée bei Commerzienrath Wolffert. „Sie wissen, der große Waffenfabrikant.“

„Und Fortschrittsredner.“

„Ah, das ist so seine Marotte. Sonst ein hochpatriotischer Mann, wird bei Hofe eingeladen, Sie verstehn. Eine durch und durch vornehme Natur! Kommen Sie mit, Verehrtester! Wolffert wird sich unendlich freuen und die Ehre zu schätzen wissen.“

„Ah, ich bedaure . . .“

„Nichts da, liebster Graf! Glauben Sie mir, Der kann Ihnen nützlich werden. Man muß nie die Gelegenheit vorübergehen lassen. .“

„Selbst wenn ich wollte, ich bin nicht in Toilette. .“

„Braucht's nicht. ‚Im Überrock‘ ist befohlen. Ist nur eine ganz zwanglose Abendunterhaltung, nicht in Wolffert's Stadtwohnung in der Viktoriastraße, sondern in seiner Schöneberger Villa. Unter uns, hat seine eigene Bewandtniß. Heut führt sich zum ersten Mal die junge Frau Wolffert in die Gesellschaft ein. Eugen Wolffert junior, einziger Sohn und Erbe . . hm, hm, haben Sie nicht gehört?“

„Keine Spur. Mir eine terra incognita.“

„Na also, der junge Mann leistete sich den Luxus einer etwas excentrischen Heirath. Die Geschichte ist erst vor kurzem ruchbar geworden. Hat sich ohne Wissen des Vaters in Hamburg mit einem Mädchen trauen lassen, das — das — hm, hm, Sie verstehn.“

„Was, ein Akt aus Dumas' ‚Kameliendame‘?“

„Gott behüte, nein! Ein sehr anständiges Mädchen, sehr, und wie man sagt, eine blendende Schönheit.“

„Ein armes, tugendliches Bürgermädchen? Ei, ei, wer hätte das von einem Wolffert gedacht!“

„Ja, ja, arm und tugendhaft. Nur . . nur . . ihre Vergangenheit ist ja sonst fleckenlos . . nur soll sie mal einen Monat lang bei einigen Malern in Berlin Kopf-Modell gestanden haben . .“

„Modell gestanden?“ Krastinik horchte hochauf. „Das ist ja sehr interessant.“

„Ja, wie gesagt, in allen Ehren. Die Herrn Maler, welche sie kannten, stellen ihr einstimmig das beste Zeugniß aus, auch mein hochverehrter Freund Adolf von Werther, den ich soeben besuchte. Ach, ist das ein Mann! Diese schlichte, bescheidene, vornehme Erscheinung! Sie kennen ihn doch?“

Krastinik nickte kurz, ohne zu antworten. Jener freche geschmeidige Streber mit der Handwerksburschen-Visage und der wallenden Rafaelsmähne ekelte ihn an. „Also in Hamburg hat Herr Wolffert junior sein Ideal gefunden?“

„Ja, ob dort gefunden, daraus wird man nicht klug. Jedenfalls hat er sie dort geheirathet und seinem Alten dann einfach die ergebenste Mittheilung gemacht. Der soll wie von Sinnen geworden sein, hat sofort Enterbung verfügen wollen und was weiß ich! Am Ende aber hat ihn Wolffert doch herumgekriegt oder vielmehr, wie man sagt, die schöne Schwiegertochter. Denn unser schneidiger Fortschrittsredner weiß in Allem genau zu rechnen und hat wohl eingesehn — hehe —, da ja doch nichts mehr daran zu ändern war, daß eine schöne Schwiegertochter ihm grade für seinen Salon paßt, wo er alle Kreise zu vereinigen strebt. So machte er denn gute Miene zum bösen Spiel und spielt jetzt sehr geschickt auf der Fortschrittssaite — hehe. Ohne Vorurtheile, verstehn Sie . . Tochter des Volkes, durch ihre Bravheit geadelt . . die Wolffert's brauchen nicht auf Geld zu sehn.

hehe . . verachten alles Materielle, verstehn Sie . . der große Freiheitsheld steigt durch seinen Sohn zum Volke herab . . na, seine Popularität soll durch diese volksmäßige Heirath des Jungen enorm gestiegen sein . . utile cum dulci, hahaha!" Dondershausen lachte laut und schmetternd.

Krastinik gingen seltsame Gedanken durch den Kopf. Er dachte natürlich an Rother und seine ähnliche Absicht. Wie wunderbar das Leben die Kontraste combinirt! — Warum sollte er sich übrigens diese Posse nicht mal mit ansehn? Seine nervöse Unruhe und Verstimmung verschlimmerte sich nur durch Einsamkeit. Er mußte Gesellschaft suchen, sich zerstreuen. — Nach einigem Zögern sagte er Dondershausen zu, ihn begleiten zu wollen, und beide rollten im Droschken-Tempo die Potsdamerstraße entlang nach der Richtung des Botanischen Gartens.

III.

Der Jour Fixe des Commerzienraths Wolffert hatte wie gewöhnlich viele Freunde des Hauses angelockt. Auch Neugier, die junge Frau kennen zu lernen, zog an. Kaum angekommen, verloren sich Dondershausen und Krastinik im Gedränge und es gelang nicht, den Wirth aufzustöbern. Endlich zeigte der Oberst dem Grafen den Sohn des Hauses und Letzteren frappirte sichtlich die blasirte Miene des jungen Ehemanns. —

Eugen hatte seinen Willen durchgesetzt, einen „elementaren Persönlichkeitsbeweis" abgelegt, wie der philo-

sophische Oberst dies bezeichnete. Aber nun langweilte sich bereits der junge Weltbummler.

Das eigentliche Fieber der Leidenschaft, das ihm einst die Eingeweihte verzehrt und die Seele verbrannt hatte, verkohlte. Eine gleichgültig gemüthliche Zärtlichkeit trat an seine Stelle. Ihn reizte hauptsächlich noch der Gedanke, daß die vielbegehrte Schönheit von ihm schwanger sei. Dies Behagen an ihrer Schwangerschaft hatte etwas schmutzig Egoistisches. Eigentliche Liebe oder Leidenschaft fühlte er keineswegs mehr für das schöne Geschöpf, sondern vielmehr eine eitle Besitzfreude. „Ich habe sie," das war der Grundgedanke seiner Neigung. Weit mehr, um dies Besitzrecht zu zeigen, als aus Begierde fröhnte er den Freuden der Liebe mit andauernder Regelmäßigkeit. Ganz vereinbar damit war es, daß er innerlich jeden Morgen murrte, weil er leidenschaftlos, einfach aus Gewohnheit und Eitelkeit, seine Säfte verschwendet hatte. So trägt jede erotische Leidenschaft ohne wahre Liebe ihre Geißel in sich selbst. Eine gewisse beiderseitige Kälte sänftigte wohlthuend die Gefühle — ihre Liebesaversion und seine erotischen Flammen. Sein Gehirn fing an, seine Sinnlichkeit zu absorbiren, und eine gewisse Nervenschwäche, die sich latent bemerkbar machte, trat hinzu. Eigentlich fühlte er sich wohl dabei, dem Druck des geschlechtlichen Alleingefühls entronnen zu sein. So löst sich die Empfindung in ewigem Kreislauf ab. Grämliche Verdrießlichkeit folgt meist der sinnlichen Anreizung, beseitigt aber dafür auch das Fieber des Verlangens und kühlt zu gelassener Arbeitsruhe ab.

So kann unter Umständen auch das Laster mehr kalte Seelenruhe verleihen als die Tugend, die von Sehnsucht kaum trennbar. Andrerseits erhöht wieder die Keuschheit, sobaldsie sich in ritterlicher und hochherziger Leidenschaft für ein bestimmtes Wesen ausdrückt, die Kräfte des Einzelindividuums über sich selbst hinaus. Ein platonisch Liebender, der als Endziel seiner Mühen ein Weib ersehnt, ist von unwiderstehlicher Stärke und wagt den Kampf mit dem Schicksal, indem er die persönliche sinnliche Selbstsucht gleichsam aus verfeinerter Selbstsucht niederzwingt. Hingegen werden Keuschheit und Gesundheit an Leib und Seele um so tiefere Schmerzen bereiten, wenn ihnen die Schwäche und Sinnenknechtschaft der meisten Andern nahegerückt wird.

Wie kann ein sinnlich Denkender je die volle Pein einer unglücklichen Liebe empfinden!

Jedenfalls scheint Alles, Glück wie Unglück, Tugend wie Untugend, vollkommen gleichwerthig für die Entwickelung des Individuums.

Schlaffe und müde Genußentfähigung ist ein verdrießlicher Zustand, aber nicht minder die Sehnsucht nach irgend einem Genusse, der leichter oder schwerer errungen werden kann und dessen Erwartung nun die beschauliche Geistesstimmung des Normalzustandes stört.

. . . Krastinik warf einen prüfenden Kennerblick auf die Gesellschaft und bat den liebenswürdigen Ordensjäger, der nach allen Seiten bücklingte, um aufklärende Bezeichnungen.

„Wer ist dieser Herr dort, der so krampfhaft gestikulirt?"

Er wies auf einen Bonvivant mit geröthetem Faungesicht bei stark ergrautem Backenbart, welcher in heulenden Fisteltönen einer ewigen Extase Luft zu machen schien.

„Wie? Den kennen Sie nicht? Daß ist ja der berühmte Kritiker Ludolf Lutsch."

„Ach Herrje! Das jenügt!" schnarrte Krastinik ironisch. „Freut mich den Mann zu sehn, der selig machen und verdammen kann!"

Natürlich schien die Finanzwelt stark vertreten. Auch jener hervorragende Makler war erschienen, welcher einst Kathi in einem so überschwänglichen Brief die Ehre der Maitressenschaft angeboten hatte. Mit einem gewissen Hochgefühl strich er seinen wallenden schwarzen Bart, indem er Kathi aus der Ferne gierig mit seinen Blicken verschlang. Sonst war sein Verhältniß zur Kunst kein intimes zu nennen gewesen und beschränkte sich auf Unterstützung des Ballets. Nun fiel ihm die Binde von den Augen und er erkannte sich als „Idealist". Bisher schlummerte dieser Trieb im Verborgenen. Aber seit der Prozeß Graef ihn über das wahre Wesen des „Ideals" aufgeklärt, schwang er sich durch fleißige Betrachtung und Behandlung zur Höhe der Kunst, zum Nackten, nunmehr mit vollem Bewußtsein empor. Jetzt brachte er seinen Idealen eine ihm neue künstlerische Begeisterung entgegen, welche auf dem vertieften Studium der sogenannten Natur beruht. Bisher handelte er eben mit dem

Instinkt des Unbewußten, wenn er seine nicht ungewichtige Verehrung „diesen Damen“ zu Füßen legte. Jetzt aber wußte er, daß ein geheimer künstlerischer Drang ihn zur Betrachtung des Akt-Stehens trieb. O hätte er doch, wie dieser Schwerenöther Eugen, das herrliche Naturmodell käuflich erworben! Er hatte es ja dazu. Denn die Kunst geht nach Brot und das Studium des Nackten ist theuer. Schade! Er hätte es sich gern was kosten lassen. Nochmals Schade! Mit dem erkorenen Spezial-Modell war es nun nichts mehr. Doch wer weiß! Es ist noch nicht aller Tage Abend. Frau Kathi Wolffert würde vielleicht nicht immer unnahbar bleiben. Jedenfalls halten wir fest am Idealismus und am großen Stil des Nackten.

Commerzienrath Wolffert, ein dürrer Mann mit einer ungeheuren Birnennase, Fistelstimme und katzenhaft schleichendem Tritt, huschte liebenswürdig durch die Reihen der Gäste. Krastinik hörte einige Umstehende nähere Familiendetails erörtern. Wolffert junior habe seine jugendlichen Thorheiten überwunden, die befürchten ließen, daß er sich dem Müßigang widmen werde. Man befürchtete einst sogar, daß er als litterarischer Schöngeist sich dem Staate entziehen wolle. Jetzt aber, da er ein Mann war, that er ab, was kindisch war, und trat ins Geschäft des Vaters ein. Die Firma werde demnächst lauten: Wolffert und Sohn. Um diesen Preis verzeihe ihm die Gesellschaft den unglaublichen Mißgriff seiner Liebesheirath, obschon natürlich die Damen sich fürs erste noch reservirt fernhielten. Man sehe doch den sittlichenden Einfluß der Ehe. Uebrigens könne man von

der Vergangenheit der jungen Frau, die als Buffetdame in einem Hamburger Café fungirt haben solle, sonst nichts Uebles reden. — Doch schien über Manches ein Dunkel zu herrschen. So fragte ein junger Sportsman plötzlich mit offenbarer Neugier den soeben sich nähernden Eugen, wohin er doch gleich seine Hochzeitsreise gemacht habe. Er, der Frager, habe davon gehört, es jedoch vergessen. Nach augenscheinlich verlegenem Zögern gab Jener kurz zur Antwort: „Nach Norwegen.“ Krastinik horchte wieder hochauf. Ein Zufall wollte, daß der neugierige Jüngling im vorigen Jahr mit Stangen die skandinavische Route gemacht hatte. „Wir kamen aber nur bis Hönevoß. Kennen Sie Hönevoß?“

„O und ob! Einer der schönsten Tage meines Lebens!“ Eugens Auge blitzte auf. „Es war ein herrlicher Juniabend. Ich glaube, der 17. Juni.“ Krastinik zuckte leicht zusammen. Wie, trug Rothers Brief aus Hönevoß nicht dasselbe Datum?

„Schneidiger Smoking-room, auf Ehre!“ Ein Theil der Gäste drängte in ein kleines elegant ausgestattetes Rauchzimmer. Dondershausen wollte die Gelegenheit benutzen, um der Wirthe habhaft zu werden und den Grafen vorzustellen. Aber dieser bat ihn hastig noch zu warten und hielt sich beobachtend retiré im Hintergrund.

„Stilvoll, intim, anheimelnd!“ rief Lutsch begeistert. Er beroch seine Cigarre: „Upmann Regalia?! Jeglichem Lobe zu groß! — Ach, Herr Wolffert, Ihre junge Frau — superb! Etwas blaß. Das giebt ihrem Teint

einen intimen Timbre — gradezu stilvoll! Ach, was für ambrosische Weiber dies hochzeitliche Fest wiederum vereinte! Alle Schönheiten Berlins zogen ihr hochzeitlich Kleid an — manche möglichst wenig davon und das sind die einzig wahren!“ Dabei hauchte er, mit halb zerkniffenen Augen, das kritische Urtheil: „Diese pastos aufgetragenen, lichtwarmen Rosatöne schmelzend ambrosischen Fleisches!“

„Oller Fleischbeschauer!“ murmelte man in der Runde. Lutsch aber fuhr unverdrossen fort, indem er auf Commerzienrath Wolffert lossteuerte, der eben hereingeschlichen kam: „Ihr Ball ist von einer wunderba — aren Schönheit! Selbst auf dem Subskriptionsball sahen meine sündigen sterblichen Augen nicht solche göttlichen Weiber!“

Wolffert senior fühlte sich, wie es schien, peinlich berührt durch diesen ungezügelten Gefühlssturm; denn er fistelte pikirt: „Weiber?! Ich muß doch bitten, Damen.“

„Damen, Madame, Signora, Miß, Milady — was Sie wollen!“ heulte Lutsch unbekümmert fort, indem er seinen Chapeauclaque schwenkte. „Für mich bleibt jede Göttin doch einfach ein göttliches Weib! Wir, die wir athmen und weben in der freien vornehmen Lebensanschauung der Kunst — wir jubeln und seufzen halt mit dem Altmeister: ‚Das ewig Leibliche zieht uns hinan! Ach und das Unbeschreibliche hier ists gethan: Sehn Sie doch nur diese Toilette!“ Dabei deutete er auf eine im Nebenzimmer vorüberrauschende Dame. „Muß mir

doch gleich notiren.“ Er zog sein vielbeliebtes Notizbüchlein, in Saffian gebunden, aus der Fracktasche, in welches er ab und zu eifrig zu kritzeln pflegte, und schrieb die druckreifen Worte:

„Das tiefviolette Kleid mit Devant aus heliotropfarbigem Atlas, augenscheinlich aus dem Magazin der berühmten Firma Gebrüder Witzleben hervorgegangen, wurde noch mehr gehoben durch ein Brillantfeuerwerk. Die ganze Erscheinung möchten wir mit dem einen treffenden Worte kennzeichnen: Brillant!“

„Ach und dort, ich bitte Sie!“ Er schrieb wieder etwas Lebendiges aus dem Hintergrund ab:

„Auch unsre Primadonna Donna Lucrezia Calcante — sie, welche gleich Lucrezia Borgia ein süßes tödtliches Gift für liebeglühende Männerherzen besitzt — zierte das Fest des größten Waffenfabrikanten der Welt.“

„Nana, erlauben Sie!“ fiel der Vorfechter der Freiheit verlegen ein. „Sie bringen mich um! ‚Der Welt‘ — das ist doch zu kolossal!“

Doch der unerschütterliche Lutsch replicirte gewandt: „Ich bin für das Kolossale! Auch insofern — wer ist dort die kolossale Dame?“

„Das ist Frau Cohn, von Cohn und Compagnie.“

„Frau von Cohn und Compagnie,“ notirte Jener eifrig und schmückte den trockenen Namen alsbald mit folgender Hyperbel, indem er halblaut heulend schrieb:

„Und wer, der die üppigschöne Frau C. in ihrer hellfarbig gemusterten Brokat-Robe bewundern durfte, konnte ahnen, daß v i e r z i g herrliche Lenze über ihrem Scheitel dahingegangen?“

„Sie sind bescheiden," lachte Eugen Wolffert, der unvermuthet hinter ihm stand.

„Sind wir immer. Na, sagen wir: ‚neununddreißig Lenze'." Lutsch schien durch nichts aus der Fassung zu bringen. Seine unerschöpfliche Phantasie setzte schwungvoll fort:

„Als Ebenbild dieser hoheitsvollen Juno schmiegten sich an sie ihre rehäugigen Töchter —"

„Pardon" unterbrach er sich, „hat sie Töchter?"

„Ja doch, Sie schnurriger Interviewer Sie!" lachte Eugen. Aber schon nahm ein neuer Gegenstand die Sinne des leicht erregbaren Ludolf gefangen:

„Gott, was seh ich! Auch Fräulein Rasolinska, unsre göttliche Ballerina? — Eine Inspiration!" Und er schrieb:

„Als ein unter dem Giftbaum der Börse lagernder lieber Freund sie in ihren Diamanten erblickte, rief er begeistet: ‚Ich gebe für Fräulein Rasolinska 200 000 Mark.'"

Seine Inspiration hatte ihn so überwältigt, daß er Wolffert senior unter den Arm nahm und mit ihm herumtänzelte, indem er heiser dazu trällerte:

„Du hast Diamanten und Perlen . . ."

„Sst, will er wohl still sein!" Eugen hielt ihm lachend den Mund zu. „Sie compromittiren uns noch!"

Da sprach Lutsch die geflügelten Worte:

„Der Skandal — das ist der Ruhm! Lehren Sie

mich unsre lieben göttlichen Weiber kennen! Wir verstehen das Frauenherz!" Dabei klopfte er sich auf den Bauch, mit der Befriedigung des guten Gewissens. „Aber ich beschwöre Sie, liebstes Commerzienräthchen," heulte er plötzlich „sehen Sie doch nur Ihre Schwiegertochter, sehen Sie doch!"

„Ich sehe ja schon!" fistelte dieser halb geschmeichelt, halb ärgerlich.

Im Hintergrunde sah man Kathi, von einigen Herren umringt, die Honneurs machen.

„Halten Sie mich!" Lutsch kniff Eugen in den Arm. Ich gerathe in Extase! Eine Prinzessin, eine ladylike Grazie! Für mich eine Mädchenblüthe von intimstem Reiz!"

„Intimstem? Oho!"

„Nein, mein guter Commerzienrath, das verstehen Sie wieder nicht. Wir Kunstbeflissenen reden eine besondere Geheimsprache. ‚Intim' — das heißt bei uns: ‚unsagbar', ‚duftig', ‚keusch'!"

„Keusch — so!" lächelte Eugen.

„Das wundert Sie? Wenn Sie meine Kritiken genauer lesen, so werden Sie ‚keusch' und ‚vornehm' als meine Leib- und Magenwörter fast in jeder Zeile entdecken. Wenn ich so einen Mann sehe wie Sie, dann sage ich einfach: ‚Ein vornehmer Charakter!' Nehmt alles nur in allem, er ist —"

„Ein reicher Mann" brummte Eugen beiseit.

„Und was edle Frauen betrifft . . sehn Sie z. B. dort dies entzückende Wesen!" Er notirte wieder mal:

„Rosaseide mit türkisblauen Schleifen nebst saphirblauem Fächer mit Straußenfedern, eine Perlenschnur um den Schwanenhals . . .“

„Sehen Sie, da sage ich schlechtweg: Ein keusches Weib! — Ach, Herr Wolffert, und Ihre Gattin!“ Sein Notizbuch zitterte ordentlich unter der Hast des Bleistifts:

„Eine Schleppprobe von weißem Sammt mit weißen Seerosen über einem Kleide von weißer Seide und Brüsseler Spitzen . . .“

Kathi trat eben einen Augenblick aus dem Saal herein und Eugen verfehlte nicht, ihr Lutsch zu präsentiren:

„Dir haben wohl die Ohren geklungen! Du hättest Deinen geistreichen Anbeter hören sollen!“

„Geistreich, aber ach, alt . . alt!“ heulte Lutsch mit schwermüthigem Augenverdrehen, indem er Kathis Hand unter vielen Verbeugungen zärtlich küßte. „Wir armen Alten! Dahin ist die Zeit, wo die Sonne holder Frauengunst . .“

„Sie wollen wohl Complimente hören?“ Kathi schlug ihn leicht mit dem Fächer. Aber ihr Auge sah leer und gelangweilt über ihn weg und in ihrem Ausdruck lag eine müde Abgespanntheit, mit einer gewissen nervösen Unruhe verbunden. Ihre Augen irrten umher. Es war, als ob sie etwas suche — aber etwas Fernes, Unsichtbares.

Schon eine Zeitlang wunderte sich Dondershausen über eine auffällige Unruhe Krastiniks, der bald vor, bald zurück trat mit einem spähenden Ausdruck, als ob

er etwas erwarte. Jetzt aber, als der Oberst ihn am Rockzipfel ergriff, um ihn durch die Gäste zu den Wirthen heranzubugsiren, wehrte ihn der Graf mit raschem Winke ab. Hastig bat er im Flüsterton, ihn entschuldigen zu wollen; ihm sei nicht wohl und er müsse heimkehren. Als Jener erstaunt zum Abschied die Hand drückte, nahm ihm Krastinik noch sein Ehrenwort ab, nicht zu verrathen, daß er mitgekommen sei. Dondershausen werde ja begreifen, daß es peinlich sein müsse, wenn Wolfferts erführen, wie man hier bloß hineingerochen und dann mit französischem Abschied Reißaus genommen habe. — —

In heftigster Erregung, von widerstreitenden Empfindungen geplagt, durchwachte der Graf schlaflos die Nacht. Also hatte ihn sein Argwohn nicht getäuscht — sie, sie selber, seine einstmalige Liebste! So gleichgültig ihm die Erinnerung verblaßt schien, konnte er sich doch eines seltsamen wehmüthigen Schauers bei ihrem Anblick nicht erwehren.. Und dann andrerseits . . ihm wurde alles auf einen Schlag klar. Die Beiden in Norwegen, Rother auch . . Hönevoß . . am selben Tage . . Rothers Brief . . das Datum stimmte . . hier konnte ein Blinder den Zusammenhang erkennen. Rother's lustiger Brief beabsichtigte nur eine heroische Täuschung. Seine seltsame Todesart, die man ja ohnehin kaum als Zufall deuten konnte, offenbarte sich zweifellos als Selbstmord. Er hatte den Zustand wehrloser Liebesberaubung nicht ertragen, nicht dem Glück des Andern, das ihm gebührte, zuschauen wollen. Und wohl noch mehr. Wie Rother's sensitive zarte Natur es verlangte, mochte er nicht das

Glück Kathi's vernichten. Wußte er doch, daß Krastinik in Berlin und, wenn er selbst dorthin zurückkehrte, ein Skandal unvermeidlich war. So starb er denn für seine Liebe, ein ideologischer Querkopf, und endete, wie sein seelischer Organismus es bedingte, unglücklich und edel bis zum letzten Athemzug.

Dem Grafen traten unwillkührlich Thränen in die Augen. Ein unbeschreibliches Mitleid ergriff ihn für dies Opfer erotischer Hingebung, ein Mitleid, das zugleich den gerechten Zorn hinwegschwemmte, der ihm gleichsam Blutrache gegen die Schuldige gebot. War sie denn eigentlich schuldig? Sollte er nun auch sie vernichten? War es nicht genug mit einem Opfer? Aber was thun! Mußte nicht irgend eine Katastrophe sich vorbereiten, wenn er nun wirklich in ihren Bannkreis trat? Und wie das vermeiden? War er nicht jetzt eine berühmte Persönlichkeit, dessen Bild in den Schaufenstern hing? Mußte sie nicht schon auf seinen Namen stoßen, wenn sie eine Zeitung aufschlug? Sie liebte doch wohl ihren Mann und der hatte sie doch nur heirathen können, weil sonst keinerlei Beweis gegen ihre Unbescholtenheit vorlag. Und nun den lebenden Zeugen des Gegentheils vor Augen — — wie sollte das enden? Entweder verbrachte sie ihr Leben in ewiger Angst, die auch sie zum Selbstmord treiben konnte — möglich ist ja alles. Oder sie verfuhr aggressiv und suchte ihn auf die eine oder andere Weise unschädlich zu machen — möglich ist ja alles. Die Rache und die Feindschaft eines gefährdeten Weibes findet ja tausend Mittel. Oder es

passirte gar das Schlimmste: Sie liebte ihn immer noch und die alte Flamme loderte wieder auf, on revient toujours à ses premiers amours, besonders eine Frau — möglich ist ja alles. Wie aus diesem Labyrinth sich herauswinden! Da war guter Rath theuer. Vielleicht wußte Einer Rath: Leonhart. Morgen würden sie sich ja bestimmt sehn.

Aber der Morgen kam und unter dem Stoß conventioneller Gratulationsbriefe brachte die Post keine Zeile von der Hand des Nächstbetheiligten. Was in aller Welt bedeutete das! Krastinik überwand seine falsche Scham und tunkte eben die Feder ein, um den Freund per Rohrpostkarte zu sich zu bitten, als ihm der Polizeilieutnant des Reviers gemeldet wurde. Ueberrascht fragte er nach dessen Begehr. Der Beamte fragte verbindlich, aber ohne Umschweif zur Sache kommend, ob er nicht mit dem „Schriftsteller Leonhart" befreundet. „Intim." Ja, so habe er gehört. Wann er ihn zuletzt gesehn habe?

„Vor drei Tagen." Ob ihm nicht eine tiefe Verstimmung desselben aufgefallen sei? „Nur wie immer. Leonhart besitzt eine melancholisch-cholerische Gemüthsart."

„Jaja, Gemüthsart! Gemüthskrankheit darf man da wohl sagen. Litt er nicht an irgend einem körperlichen Leiden?"

„Nicht daß ich wüßte!"

„Oder an Familienkummer?"

„Er hat keine Verwandten."

„Oder an unglücklicher Liebe?"

„Keine Spur.“

„Oder an finanziellen Sorgen?“

„Noch weniger.“

„Also wohl an sogenanntem Weltschmerz?“

„Ja, wenn man will. Doch nicht in krankhaftem Grade, sondern mehr als tiefempfindender und denkender Kopf.“

„Aber ihn drückte doch wohl irgend ein besonderer Gram oder Aerger oder sonst 'was Guts?“ Der Beamte fing offenbar an ärgerlich zu werden über die Fruchtlosigkeit dieses Verhörs.

„Nun — ja!“ gestand Krastinik zögernd. „Zweifellos. Der Kummer über den Mangel an Anerkennung.“

„Aha, verkanntes Genie! Dacht' ich mir!“

„Doch nicht so verkannt wie Sie vielleicht meinen. Nur entspricht sein äußerer Erfolg in keiner Weise seinen Ansprüchen.“

„Aha, Größenwahn!“

„Auch nicht eigentlich Größenwahn,“ parirte Jener mit leisem Lächeln. „Denn er ist ja völlig berechtigt zu verlangen . . kurz, der Aerger über die litterarischen Verhältnisse fraß an ihm.“

„Also Berufsstörung. Unannehmlichkeiten im Berufsleben!“ notirte der Polizeilieutnant mit wichtiger Amtsmiene, als sei er nun mit dieser technischen Phrase dem betreffenden Untersuchungsparagraphen auf die Spur gekommen.

Krastinik konnte sich kaum enthalten, laut aufzulachen.

„Von Berufsleben kann eigentlich keine Rede sein. Das Schaffen eines Dichters ist ja kein Beruf. Doch haben sich schon öfters Dichter, um ähnlichen Kummers willen, eine Kugel vor den Kopf geschossen."

„Da haben wir's! Selbstmord, Fall Heinrich von Kleist. Kennen wir. Dichter-Wahnsinn. Fall Albert Lindner, Selbstmord oder Irrenhaus. Ich sag's ja: Größenwahn und nichts Anders. — Verzeihen Herr Graf daß ich Sie so belästige. Ihre Informationen waren von entscheidendem Werth."

„Ja, aber . ." Krastinik kam erst jetzt zur Besinnung nach diesem jähen Sturzbad. „Darf ich fragen, warum ich Ihnen diese Frage beantworten mußte?"

„Nochmals Verzeihung. Herr Graf. Sie wurden eben als der nächste Umgang des Herrn bezeichnet, schon als er vermißt wurde."

„Vermißt?! Mein Gott, es ist ihm also ein Unglück . . reißen Sie mich aus dieser Beunruhigung!"

„Sehr gern oder, pardon, leider! Fassen Sie sich Herr Graf. Sie standen dem Herrn nahe?"

„Sehr, sehr. So reden Sie!"

„Nun, Herr Graf lasen wohl gestern im Polizeibericht . ."

„Ich lese nie die Reporternotizen der Blätter."

„So? Nun, ein Unbekannter wurde von einem Eisenbahnzuge nahe am Halensee überfahren . ."

„Gerechter Gott!"

„Er hatte sich selbst auf die Schienen geworfen.

Selbstmörderische Absicht unverkennbar. Später wurde gemeldet, daß ein gewisser Leonhart, Schriftsteller, seit zwei Tagen vermißt werde. Das Signalement und die Identität wurde festgestellt. — O pardon, es scheint Herrn Grafen doch sehr nahe zu gehn? In der That, Sie werden ohnmächtig. Darf ich ein Glas Wasser —?"

Krastinik wehrte ab. Taumelnd war er aufs Sopha gesunken, dicke Schweißtropfen perlten von seiner Stirn. „Lassen Sie, ich bitte. Mir wird schon besser. Und kein Anzeichen, warum . .? "

„Ach gütiger Himmel!" Der Beamte schüttelte den Kopf mit überlegenem Lächeln. „Ihre eigenen Mittheilungen, Herr Graf, bestätigten ja nur, was man sofort annahm. Unbefriedigte Ruhmsucht, completter Größenwahn! Das ist ja eben unsre Zeitkrankheit. — Empfehle mich bestens und bitte nochmals, die Störung entschuldigen zu wollen. Gestatten Sie mir, mich sofort zurückzuziehn. Die Discretion gebietet mir, Sie Ihrem begreiflichen Schmerz zu überlassen. Sie scheinen immer noch recht angegriffen. Gehorsamer Diener! Bitte, sich nicht zu bemühen . . ich habe den Vorzug."

Der Polizeilieutnant verschwand, indem er noch einmal beim Schließen der Thür aus tiefstem Herzen den Seufzer hervorholte: „Ach ja, der Größenwahn!"

. . . Krastinik lag lange wie gelähmt. Ein entsetzlicher Schreck war ihm in alle Glieder gefahren. Ihm war, als sei er selbst von den Schienen zermalmt. Eine todesstarre eisige Ruhe durchfröstelte ihn.

Er erhob sich langsam und schritt auf und ab. So

mußte es enden, mit einem Theatercoup! So mußte es enden, dies überreiche dämonische Leben, das im Selbstgenuß eines titanischen Urwillens sich selbst verzehrt! O Welt, o Leben, o Schicksal! — —

Berg und Thal begegnen sich nicht, aber wohl die Menschen. In einem inneren Kreislauf, dessen Zusammenhang wir nicht erkennen, laufen die Dinge zusammen. Das Entfernteste verknüpft sich dem Nahen. Nur ward den Wenigsten im blöden blinden Taumel ihres Daseins der lichte Blick verliehen, auf dies Räthsel zu achten. Das Unvermeidliche schreitet mit geheimnißvollem Geisterschritt aus dem Gestern in das Morgen hinüber. Kein Unglück kommt allein, jeder Schicksalswendung verknüpft sich unmerklich eine neue.

Wer klingelt? Für Niemand zu Haus. Der Telegraphenbote? Ein Telegramm aus London? — — Das Papier entfiel seiner Hand. Lady Dorrington zeigte ihm an, daß ihr Gatte im Sterben liege. Er lasse ihn grüßen und ihm danken für seine Freundschaft und sende ihm seinen Segenswunsch für fernere Erfolge auf jener Laufbahn, die er ihm prophezeit, denn die Phrenologie lügt ja nie.

Eine Weile stand Krastinik regungslos, vor diesem neuen Schlag wie zur Salzsäule erstarrt. So starb denn alles um ihn her. Auch er, sein heißgeliebter väterlicher Freund. Und er sollte ihn nie mehr wiedersehn? Nie mehr? Mächtig ergriff den Trauernden eine unbezwingliche Sehnsucht, die letzten Stunden des theuren

Mannes zu theilen. Es stirbt sich nicht so leicht. Wenn er eilte, langte er wohl noch rechtzeitig an...

Wieder überkam ihn jener Drang plötzlicher Entschlüsse, der so oft schon sein Leben bestimmt. Deterministische Vererbung. Sein Vater hatte einst durch solch plötzlichen Entschluß einer Kavallerieattake unter Radetzky zum Gewinn einer Schlacht beigetragen. Nur fort hier, fort aus dieser Wirrniß!

Seinen Koffer packen — zwei Briefe an „Kollegen" senden, welche es sicher binnen 24 Stunden statt jeder besonderen Mittheilung in Berlin herumbrachten: ein Todesfall rufe ihn auf einige Wochen nach London — war das Werk einer Stunde. — — —

Dreizehntes Buch.

I.

Und wieder schwamm er durchs Meer von London, von einem Lichtmeer umflossen. Krastinik schritt langsam an der Kaserne der Coldstream-Garde vorüber, wo am Gitter eine neugierige Volksmenge wie gewöhnlich dem abendlichen Zapfenstreich lauschte. Die Pfeifen und Clarinetten der paradirenden Rothröcke spielten den alten Jakobitenmarsch: Charlie is my darling, my darling, the young Cavalier. Unwillkürlich fiel er in den Taktschritt ein. Eine stolze Freudigkeit strömte durch alle Pulse seines Wesens, ehe er sich dessen bewußt wurde. Und er dachte:

Das ist der Marsch des Jahrhunderts! Wir alle sind eingereiht und sollten mitmarschiren. O über die Thoren, die sich wollüstig im Lager der Liebe dehnen oder stillbeschaulich ihr Gärtchen begießen, statt mit klingendem Spiel ins Feld rücken!

Wie schien alles in ihm so von Grund aus umgewandelt! Glich er doch früher ganz jenen hochmüthigen Aristokraten von „historischem Adel“, die wie die Grandseigneurs des Ancien Regime Freiheit und Gleichheit unnützlich im Munde führen und doch jeden nicht „Geborenen“ nimmermehr als vollbürtigen Gentleman anerkennen. Wenn er früher seine Verachtung des militairischen Berufes ausgesprochen, so war dies nur eine „liberale“ Pose und im Herzen schwelgte er doch im Soldätle-Spiel als dem letzten Ueberrest der feudalen Ritterzeit.

Und jetzt — ihm war, als schreite unsichtbar der Geist seines großen Todten neben ihm her und eine Stimme — er wußte nicht woher — sprach in ihm zum andern mal:

Nein, das ist nicht der Marsch des Jahrhunderts, der Marsch des Intellekts. Diese scharlachrothen Söldner sind die symbolischen Satelliten des „Scharlachnen Weibes“. Vor diesen gemästeten Maschinen stellte man zwei Götzen auf — die nannte man Ehre und Gehorsam, zwei lichte Namen für ein dunkles Nichts.

Aber Du, Carlyle, letzter Seher Englands, mit den hochmüthigen Junkernüstern und -Kinnbacken, der Du den Zaren als Muster empfahlst, weil er mit der Knute seine Myriaden zudrille — Du verworrener Widerspruchsgeist, der sich als unfehlbare Wahrheit proklamirte — Du lügst dennoch! Und Dein grober Berserkerhumor und Deine cynischen Wortkolosse sind auch nur Bastarde jener Humanitätsphrasen des aufgeklärten Despotismus — und ihr stammt allesammt vom Lügenvater.

Nein, die Stunde naht, wo auch in diese zurechtgeprügelten Uniform-Automaten der heilige Geist ein neues Leben hauchen wird, und die Puppen werden ihre Götzen selber zerschmeißen. Wie schon jetzt die Iren in der Armee mit der Sache ihrer unterdrückten Heimath fraternisiren, so werden sie dann alle ihr Rüstzeug ohne Schwertstreich den Söhnen der Freiheit überliefern, wenn diese Staatskarossen erst umgestülpt werden zu Barrikaden.

Der Graf blieb stehn, wie gelähmt. Er erschrak vor sich selber, vor seinem Elan. War es derselbe, der einst den französischen Adel der Nationalversammlung in jener berühmten Augustnacht begeisterte, seine eigenen Feudalrechte mit einem Federstrich zum Schuttgerümpel der Vergangenheit zu werfen? Wie und waren nicht auch dies nur ideologische Verzückungen, Phrasen einer Schein-Wahrheit? Solche unreifen Raubthier-Instinkte mochte ein Schmoller nähren, diese litterarische Verkörperung des vierten Standes und seiner größenwahnsinnigen Gelüste. Würde aber Leonhart, der eminent positive Denker, also gedacht haben? Nein. Am Morgen hatte Krastinik zufällig auf Trafalgar Square ein Meeting besucht, lauter gediegene Radikale, die da im Chorus die Nationalhymne brüllten: „Briten sollen nimmer Sklaven sein.“ Aber sie rochen meilenweit nach Rum, der ja freilich nach Burke den Pfad zum Ruhme bildet! Und die Bestechungs-Schillinge klimperten in der Tasche.

. . . .

Weiter, weiter. Immer noch ringsum die Mitternachtsbörse, über welche die heilige Hermandad ihren

schützenden Mutterarm breitet. Britinnen rechts, Französinnen links, Spanierinnen an der einen Ecke, Deutsche an der andern — — o Du einzig wahre geregelte Schwesterschaft der Nationen, kosmopolitische Weltrepublik! O Neumondfest in Babylon, wo man die Blüthe der Jugend dem Astarte-Cultus opferte, wo alle Provinzen ihre mannbaren Jungfrauen in die Metropole sandten, um jene Marken einzuhandeln, die Rawlinson und Layard entdeckten — wir sind heut sittlicher, wir!

Plötzlich ergriff ihn ein ungeheuerer Schrecken. Ihm war, als ob der Boden unter ihm wanke, als ob er ein Sieden und Summen höre, wie wenn Millionen kleiner schwarzer Höllengeister unter der Erde nach oben krabbelten. Und ihm däuchte, daß ein gespenstiger Tritt hinter ihm herschlürfe. Der Schatten längs der grauen Eisenbahnmauer von Victoria Station — — stand dort nicht der unheimliche Gast neben ihm, der Geist des großen Todten? Tönte nicht ein galliges metallisch gellendes Lachen — oder war's der Pfiff der Lokomotive, die grade über den Brückendamm wegbrauste?

Da knirschte er einen höllischen Fluch zwischen den Zähnen und schüttelte grimmig seine Faust wider den Mond, der über den Baumwipfeln des nächsten Squares emporkletterte. Und fiel betäubt an die Mauer. Seine Schläfe schlug schwer an die harten Steine.

Woran mahnte ihn das Gespenst seiner verwirrten Sinne? An seine schmähliche Schwäche, seine erbärmliche Schuld? Wollte die Leichenhand aus dem Grab

ihn züchtigen, weil er dem Todten noch immer nicht zurückgegeben, was sein?

— — — — — — — — — — — — — — —

Krastinik langte noch eben rechtzeitig an, um seinem väterlichen Freunde die Augen zuzudrücken. In dem tiefen aufrichtigen Schmerz, den er mit der Wittwe theilte, hatte er in den ersten Tagen vergessen, was hinter ihm lag. Vergessen, sich selbst vergessen. Jetzt, da er aus dieser wohlthätigen Erstarrung erwacht, quälte ihn mit doppelter Gewalt das alte Leid. Das Leid? Nein, das Schuldgefühl.

Durfte er sich's selbst bekennen, aber mußte er's nicht, — daß in all dem Wirrwar seiner Gefühle erst schüchtern, dann immer dreister die Versuchung ihr Haupt erhob: Nun ist der todt und für immer dahin, der uns alle beschattete mit seiner bleichen Stirn, neben dem als Dichter sich zu spreizen nur dem blinden Größenwahn noch möglich war? Ja, er ist todt — und sein Werk, das meinen Namen berühmt gemacht, ist nun mein, mein. Der Zeuge gegen mich, der aufstehen könnte, mir die erborgten Pfauenfedern abzureißen, ist stumm für ewig.

So fraß die teuflische Lockung sich in seine Seele ein, langsam und stetig wie der Keim eines Verbrechens. Wie wäre bei normalem Zustand ein so unehrenhafter Gedanke ihm je genaht! Aber der Ruhm, — wer ihn kostete, den stumpft er ab für alle anderen Gefühle. Der Größenwahn muß sich sättigen um jeden, ja um jeden Preis.

Er rang verzweifelt mit dem bösen Vorsatz und doch vermochte er nicht, ihn zu bemeistern. Und die Furcht, die Schande! Wie würde man ihn lächerlich machen! Wurde er nicht unmöglich in der Litteratur? In den litterarischen Kreisen Berlins, an denen er mit allen Fasern hing? Das Gift der litterarischen Gesellschaftsstreberei schien ihm längst in alle Poren gedrungen und vergebens suchte er nach einem Gegengift.

Und zuguterletzt — konnte er nun nicht, nachdem er durch jenes Meisterwerk einen obersten Platz errungen, durch eigene Werke sich weiter behaupten? Konnte ihn nicht der edle Ehrgeiz, sich jenes Werkes und des dadurch errungenen Namens würdig zu machen, über sich selbst hinausheben?

Was nützte es denn dem Todten, wenn man der Wahrheit die Ehre gab und seinen ohnehin schon sicheren Nachruhm noch vermehrte? Der große Dichter bedurfte desselben nicht und der Todte bedarf überhaupt nichts mehr. Nur der Lebende hat Recht.

So mühte er sich ab, mit allerlei Sophismen sich über sein Vorhaben, über seine feige Schwäche hinwegzutäuschen. Mit jedem Tage wuchs die Schwierigkeit des Eingeständnisses. Würde man nicht fragen, warum er nicht sofort das Nothwendige gethan? Würde man nicht seine plötzliche Abreise dann erst recht mißdeuten? Würde nicht ein immer das Böse voraussetzender Verleumder wie z. B. Schmoller sich dann gar feierlich als Bluträcher des „todten Freundes“ aufwerfen, indem er am Ende gar den unerklärlichen Selbstmord Leonharts

mit dem litterarischen „Raub“ zusammen brachte, der an ihm begangen? Und ob denn überhaupt nicht Jemand in der „Meeresbraut“ die unverkennbare Vaterschaft Leonharts herausspürte und demgemäß Vermuthungen losließ?

Die Phantasie spiegelt tausend Fährnisse vor, die hinterher nicht einmal kommen können. Wer etwas auf dem Herzen hat, glaubt, daß Jeder es ahne. Wie die Motte zur Kerze, fliegt ein überzartes Gewissen selbst immer der Sache näher und verplaudert sich selbst Denn der Mensch kann selten ein Geheimniß bewahren und bei sich behalten, alles muß heraus. Daher die heilsame Institution der Beichte — daher die wohlthätige Macht der katholischen Kirche, welche dem Drang des Mittheilens entspricht, den man sonst verbeißen müßte.

Bei diesem Gedanken an die katholische Kirche durchzuckte es den Einsamen. Wie hatte es ihn stets gepackt, wenn Leonhart das Leben eines Mönchs als wünschenswerthesten Seelenzustand pries!

Ach ja, ja. Wenn ihm nichts mehr übrig blieb, wenn das Leben ihm ganz zuwider, so konnte er sich ja flüchten in die klösterliche Stille, wo aller Hader schweigt und jede Versuchung endet. „Memento mori!“ zu murmeln wie der Trappist, dem nur dies eine Wort die ewig versiegelten Lippen erschließt — das mag nur Weltlinge erschrecken, die noch genarrt von den eiteln Gaben des Lebens.

— — — — — — — — — — — — — — —

Krastinik war, bald nachdem er wieder zu sich selbst

gekommen, ins deutsche „Athenäum" geeilt, um dort Berliner Zeitungen zu lesen. Mit fieberhafter Aufregung durchstöberte er alte und neue Blätter. Und nicht umsonst für das Einzige, wonach er fahndete. Zehrten doch die Feuilletons aller Blätter noch immer in üppigen Notizen von dem seltsamen Selbstmord des jungen Dichters. Sogar zu Leitartikeler schwangen sich verschiedene Organe auf, um kräftig an diesem Fall das traurige Loos des deutschen Dichters zu erläutern. Obschon sie selbst im Leben ihn gänzlich todtgeschwiegen hatten, schleuderten solche edlen Leitartikeler jetzo Invectiven gegen die versumpfte Presse. Denn das schien, bald nachdem der Selbstmord Leonharts als breite Notiz überall aufgetischt und verrückte Motivirungen aufgetaucht, nunmehr endgültig festgestellt: daß der junge Dichter sich aus Verzweiflung über seine völlige Erfolglosigkeit und den Mangel jeglicher Anerkennung das Leben genommen habe. Wäre daran noch ein Zweifel gewesen, so wurde er ja bald gehoben durch ein posthumes Ereigniß.

Was mußte Krastinik vernehmen! Sofort nach Leonharts Ende, fiel sein Verleger über seine litterarische Hinterlassenschaft her, indem er einen Vertrag auf ein neues Werk des Verstorbenen producirte, auf welches er bereits eine Vorschußsumme gegeben. Dies neue Werk fand sich vor, überraschenderweise fast ganz vollendet. Ohne Besinnen setzte der rührige Verleger zwei Schnellpressen in Bewegung und publizirte mitten in dem Skandal binnen drei Tagen das Buch. Und welch ein Buch! Das schnelllebige Berlin hätte vielleicht auch diese Affaire

in acht Tagen vergessen wie jede andere, aber diese Publikation verewigte den Skandal. „Der Schwur des Hannibal“, dramatische Dichtung. — Sobald er die erste Anzeige gelesen, stürzte Krastinik zu Trübner und kaufte das Buch. Gleichsam als Motto trug es an der Stirn die wildtrotzigen Verse:

Ich glaubte nie die Mär, daß am Altar,
Heimkehrend aus der Römerkriege Lager,
Den Sohn er Rache schwören ließ — fürwahr,
Nicht ähnlich dem verschlossenen Karthager!

Der junge Hannibal sah fort und fprt
Das Ringen seiner hohen Geistesahnen.
Er ballte nur die Faust und sprach kein Wort:
Man brauchte ihn zur Rache nicht zu mahnen.

Er sah, wie alles nur gelenkt vom Schein,
Wie jeder Wicht der Größe Keim verpfuschte,
Wie jedes stillen Werthes Melodei'n
Der Kameraderie-Tamtam vertuschte.

„Noch ahnet Ihr mich nicht, Ihr glatten Katzen,
Aufsteht ein Rächer aus Hamilkars Geist.
Den Löwen merkt man erst an seinen Tatzen,
Wenn der Gereizte Euch in Stücke reißt.“

„Ihr mögt mir Netze stellen, Gruben, Schlingen —
Einst pack' ich Euch, und wen erst packt der Leu —
Ja, unerbittlich will ich sie vollbringen
Die Rachepflicht, dem Schwure bleib ich treu.“

„Du Stadt der Krämer und der seichten Possen,
Ich schwör's bei der Semiten Gott, dem Bal:
Einst kommt er wie der Blitz herabgeschossen
Und reinigt Dich — der Schwur des Hannibal."

Das Buch fiel wie eine Bombe mitten in das Leben der Zeit hinein. Es sprengte gleichsam, vom Dach bis zum Erdgeschoß durchschlagend, alle Quadern und Mauern des Wahns auseinander.

Als Form war die dramatische gewählt, die einzige, welche Leonharts innerstem Wesen gemäß. Die Entwickelung der Tragik aus den Tiefen des menschlichen Willens, zwischen Bewußtem und Unbewußtem schwankend, in ununterbrochen schnurgerader Linie psychologischer Folgerichtigkeit, in dramatische Gestaltung umgegossen — dies war sein Ziel. Die geschlossene Composition des gewöhnlichen Bühnendramas konnte ihm daher nicht genügen, da seine umfassende Anschauung über den zwerghaften Rahmen der landläufigen Kunstgesetze hinauswuchs.

Aber überall nahm der philosophische Gedanke bei ihm warmen Erdkörper an.

Die Dichtung fußte auf rein realistischem Untergrund, stellte sich jedoch selbst allegorisch dar. Der Held war ein moderner Faust. Wie Jener als Magister an der Wissenschaft verzweifelt, so dieser an seinem elenden Beruf der berufsmäßigen Federfuchserei. Absichtlich hatte der Dichter seinen Helden in alle und jede Erbärmlichkeit des modernen Litteratenlebens eingetaucht, ihm auch das Kleinlichste nicht erspart. Und was das Unerhörteste

dabei, der Held trug Leonharts Züge unverkennbar, nur mit tausend willkührlichen Zusätzen.

Die Anschauungen der modernen Naturwissenschaft lagen überall zu Grunde, waren aber nie aufdringlich breitgetreten. Nirgends fand sich die poetische Licenz der Zufall-Anwendung, nirgend drückte sich der Dichter bei den schwersten Theilen der psychologischen Entwickelung mit ängstlichem Salto Mortale vorbei, wie die anderen Sonntagsreiter. Der Kampf mit den Naturtrieben trat überall in seiner plumpen nackten Roheit und Poesielosigkeit entgegen.

Ueberall entpuppte sich die hinter dem Werke stehende Persönlichkeit als begnadete Sehernatur, die zu größten Dingen bestimmt.

Inmitten der kaleidoskopisch schillernden Mosaikgemälde und Feerie-Wandeldekorationen und nachgepfiffenen Epigonentriller der andern Litteraturfabrikate fühlt man ja wie die Jungfrau, welche ihrer Mutter über die Bälle klagt: „Ach, es ist doch immer dasselbe!“ Der gewisse „Eine“ war ihr eben noch nicht im Ballsaal begegnet. Aber hier bei Leonhart neben höchster männlicher Reife und fast schon angegreister Lebenserfahrung eine gewisse unverbrauchte Jugendlichkeit, wie die des tölpelhaften jungen Siegfried, der auszieht, um Krimhild und die Welt zu erobern. Ueberall hatte man hier den ganzen Mann als kompakte Thaterscheinung vor Augen in der tiefinnerlichen Untheilbarkeit seiner elementaren Persönlichkeit, deren Naturgewalt natürlich die diplomatisch kleinlichen Geistesschmarotzer der modernen

Hypercultur nicht zu fassen vermochten. Wie man in der Dienst-Correspondenz eines Cromwell oder Friedrich („Aimez donc les détails!“ rieth der Letztere) die ungeheure Arbeitskraft anstaunt, welche jeden Knopf und Stiefel ihrer Schwadronen im Auge behielt, — so erkannte man hier die sittliche Charakterstärke, die innere Wahrhaftigkeit, kurz die Klaue des Löwen breit und wuchtig im kleinsten Worte abgeprägt.

Man sah seine weltbeherrschende Phantasie die Erde umkreisen von Pol zu Pol. Aus den bläulichen Ringeln seiner Kaffeekanne flatterten ihm braune Rosse auf, Beduinen in braunem Burnus. Sieh da, die weißen Mäntel, wie Strauße in gedrängter Herde ihre Schwingen blähen! Der rothe Wüstensand klatscht zum Sattel empor! Schaumflocken bedecken Bug und Nacken der Rosse, so daß sie getigerten Schecken gleichen oder fürstlichen Turnierrossen mit einem Brustlatz von Hermelin! Und auf ihrer Spur schnauft das Hyänenrudel, in wilden Sätzen die Fährte mit den Pfoten durchtastend — denn wo die Wüstensöhne jagen, da fällt ein Opfer zum Schmaus der Hyänen und Geier, die krächzend den Trauerchor um die Gefallenen hüpfen!

Aus dem Lande der Sonne schweifte des Dichters Geist zum Norden, aus der Wüste zum Meer.

Die bläulich zackigen Eisberge der Eskimos, die den Thran in Humpen schlürfen, umschiffte er wie ein Viking. Wie der Pfeil vom Fischbeinbogen, schwirrte sein Schiff dahin durch die tiefaufrauschenden Wellen, ängstlich ächzte sein Segel vor der kreischenden Brandung, über welcher

der zackige Blitzstrahl den Donner heroldete. Und zum Klang gebrochner Helme sang die Seeschlacht wild und wilder, und der Tag sah ihn vorderst fechten. Doch in mondheller Nacht entquollen seiner Harfe die Thränen sehnender Leder.

Wohl drangen die Schreie aus des Dichters eigenem Herzen, man vernahm mit Schauder diese gewaltige Stimme, — wie der faustische Held, am Meere entlangwandelnd, aus Muscheln die ferne Klage des fliegenden Holländers vernimmt, der im Maelstrom wirbelnd dem tauben Himmel droht, bis er fadentief versinkt zu Seegras und Korallen.

Der Brandung Bucht, die hohle,
Einsam der Wind umpfeift.
Träg von der Bergessohle
Der Nebel sich niederschweift.

Die Wassergeister schweben
Höhnend zu mir empor:
Zu Schaum zerann Dein Leben,
Du bist und bleibst ein Thor.

Es schwimmt das falsche Mondenlicht
Lockend auf kühlem Grunde.
Der Dampfer durch die Wogen bricht,
Sein Licht erhellt die Runde.

Und durch mein Herz, das dunkel kreist,
Mit grellen Feuerstrahlen
Das Schicksal seine Furche reißt.
Leuchte mir, Gott der Qualen!

Ihr Heuchler, Schurken, Memmen, Gecken, Narren,
Du weltliches Gesindel um mich her,
Magst ein Jahrhundert auf die Stunde harren,
Die heut durchwettert meiner Seele Meer!

Ich höre Dich, mein Gott, im Wogenrauschen:
„Laß Menschen Menschen sein! Ich bin Dir gut.
Auf meine Donnerstimme sollst Du lauschen
Und vorwärts branden, Meer, in heiliger Wuth!

Schwemm sie hinweg, die Deinen Pfad Dir sperren!
Du bangst, weil fahler Neid die Messer wetzt?
Furchtlos voran! Ich mach' Dich doch zum Herren
Und trete nieder, was sich widersetzt!

Was half Dir Deine königliche Güte,
Mit Dreistigkeit von jedem Wicht belohnt?
Laß nur Verachtung reifen im Gemüthe,
Den Haß, der keine Nichtigkeit verschont!

Wo Du vertrautest, wurdest Du verrathen,
Und wo Du Edles wähntest, war's ein Traum.
Für ihre schamlos schnöden Missethaten
Verschlinge sie in Deiner Brandung Schaum!

Schmied' allen Haß in einen Blitz zusammen
Und brülle nieder sie mit Deinem Fluch!
Brenn' sie zu Spreu in Deines Hohnes Flammen!"
Sieh her, Jehova, kennst Du dieses Buch?

Wäre dies Buch, das in den Annalen der Litteratur seines Gleichen suchte, bei Lebzeiten Leonharts erschienen, so hätte es seinen Untergang beschleunigt oder direkt her=

beigeführt. Thörichte Schwätzer hätten sich an das muthmaßlich Persönliche geheftet, ja vor allem liebevoll nach den angeblichen Modellen der Figuren geforscht und ein Bouquet von allerlei Persönlichkeiten zusammengestellt, um etwaige Beleidigungsklagen zu formuliren. Man muß den Leuten stets ihr Vergnügen gönnen. Niemand hätte die Großartigkeit des Typischen in all diesen scheinbar photographirten Einzelheiten erkannt, Niemand begriffen, daß ein so hoch über den Dingen und Menschen stehender Geist das Recht in sich selber trägt, seine eigene Welt nach seinem künstlerischen Willen zu gestalten. In der trostlosen Armseligkeit jener nüchternen Prosa, die nur mit den Rechenpfennigen der Alltagsmoral handelt, wäre Niemandem auch nur in den Sinn gekommen, die tiefe erhabene Gerechtigkeit dieser Heldenseele zu verstehen. Wer hätte gewürdigt, daß man es hier mit einer Dichtung zu thun habe, welche gänzlich außerhalb aller gewöhnlichen Alltagsbegriffe von Menschen und Dingen stand! Dies war der Realismus einer Wahrheit, hoch über der handgreiflichen Wahrheit der beweisbaren Realität. Allein, mit dem adlermäßigen Sonnenflug dieses byronischen Geistes verband sich hier eine ätzende Satire, deren Bosheit den wahnsinnigen Gallenergüssen Swifts ähnelte. Die juvenalische Ader Leonharts blutete sich aus, bis sein Geist an einer Art Auszehrung von Menschenverachtung, wie an einem Blutverlust jeder Lebenslust, zu versiegen schien.

Welch ein namenlos unglückliches Leben öffnete sich in

diesen Blättern, die von Herzblut zu triefen und sich wie klaffende Wunden zu öffnen schienen! Unseliger Mensch! Ihm war das Leben ein graues ödes Meer, über dem nur das Wetterleuchten seines Grimms emporzuckte. Ueberall unterbrach ein grelles Auflachen das methodische Hämmern dieser zermalmenden zerhackenden Maschine eines rastlosen Denkens. Die „saeva indignatio“, welche Swifts Herz nach dessen Ausspruch zerfleischte, schmeckte man auch hier. Schonungslos auch gegen sich selbst, zerpflückte der Dichter unerbittlich seine eigenen Gefühle. Ein unerbittlicher Wahrheitsdrang, ein verzweifeltes Drauflosstürmen gegen jede conventionelle Lüge, raste sich hier berserkerhaft aus.

Rücksichtslos waren die Gesetze des animialischen Lebens betont, die Naturgeschichte des Menschenviehs. Es regnete Ohrfeigen und Nasenstüber. Indem er die bübischen Begierden der Sinnesmenschen entblößte, ekelte sich dieser Faust-Mephisto und hatte doch auch „seine Freude dran“.

Das Ganze bildete einen einzigen Aphorismus, ein riesenhaftes Monodrama, einen von innerer Handlung unabläßig bewegten Monolog. Diesem tragischen Humoristen zerflatterte das Stoffliche oft zwischen den Fingern und löste sich in psychologische Tüftelei auf. Die geringfügigsten Ereignisse spann der Reflexionspoet mit keckem Sichgehenlassen zu wichtigen Abhandlungen und schlachtete das Unmerkliche als Stoff unendlicher Betrachtungen aus. So ging seine Laune ihren eigenen störrigen Maulesel-Trab, immer drauflos durch Blumen, Gemüsegärten,

Disteln und Nesseln. Sie war nicht wählerisch. Duften die Rosen, so schlürft sie das Arom ein, und duftet der Mist, so findet sie darin einen eigenartigen Haut-Goût.

Die Leichtigkeit in Führung der psychologischen Entwickelung, die sichere feste Hand in Urbarmachung des unbegrenzten gedanklichen Gebiets wurde unterstützt durch den genialen Blick für Rassenmerkmale, die fruchtbare kosmopolitische Bildung des Denkers. Ueberall erhoben sich reine Formgedanken in lichtem plastischem Marmor — statt schönheitsfroher Harmonie vernahm man freilich mystische Orgelklänge einer verschnörkelten Symbolik.

Doch schmolz sich das kalt Abstrakte überall vor dieser belebenden Schöpferwärme in reale Gestalten um, welche sich nur indirekt, indem sich das Begriffliche verdichtete, zu plastischen Allegorieen herausmeißelten. Diese bis zur höchsten Potenz gesteigerte Phantasiekraft setzte sich zu der Bewegung der Weltkörper in Schwingung und möchte das All reflektiv umspannen, ohne daß sie je Gefahr lief, sich im Allgefühl zu verlieren. Diese titanische Individualität sammelte die durch zahllose Kanäle sich hinwindende Reflexion zu klarem Strom und durchflutete das Naturganze des Weltorganismus selbst wie eine besondere Weltseele, immanent der inneren Untheilbarkeit der Dinge.

Hier wagte sich wieder einmal ein Viking-Skalde hinaus in die offene See, als Wrack umhergeschleudert und in brüllendem Orkan wie in warmem Sonnenschein von der unheimlichen Flut gewiegt, welche in immer gleicher fühlloser Schönheit uns alle von dannen spült.

Wie die alten Seekönige kreuzte er von Küste zu Küste, wie Odin aus Sagas goldenem Methhorn berauscht. Auf seiner Hochzeitsreise mit der wilden Walküre Wahrheit verbrannte er denn sich selbst und sein Drachenschiff im Feuerwerk cynischer Selbstvernichtung.

— — Wäre dies außerordentliche Geistesprodukt aus der Feder eines Lebenden geflossen, so hätte man die nervig-drastische Methode Leonharts, die minutiöse Ausmalung psychologischer Wandlungen durch Zusammenscharrung ganzer Dokumentbibliotheken, um die Illusion absoluter Lebenswahrheit zu erwecken, als langweilige Weitschweifigkeit benörgelt. Eine unreife Baby-Aesthetik hätte die erotischen Scenen des Buches, welche die tiefste philosophische Absicht bargen, als brutalen Cynismus denunzirt. Ja, die unreifen Janitscharen der bespeichelten Modehelden hätten gar all dies Erdichtete für „Bekenntnisse einer schönen Seele“ oder direkte Rousseausche Confessions genommen und demgemäß erläutert. Die Salon-Tätteler, die akademischen Säuseler, die Formalisten hätten mit Erfolg diese freche Verletzung alles gentlemanliken Dekorums gegeißelt. Muß doch die Welt jede Wahrheit in der Kunst hassen, besonders die Frau, welche ja die Welt bedeutet! Und da waltet wohl nur ein mechanisches Gesetz ob, ohne welches die conventionelle Gesellschaftsordnung nicht denkbar wäre. Allein, aus ganz demselben Gesetz folgerte nun das Gegentheil, da es sich um einen Todten handelte, der unter so betrübenden Umständen die Consequenzen der Wahrheit gezogen und sich vom Leben verabschiedet hatte.

Die Kulturmenschheit ahnt nämlich bewußt und unbewußt, daß der geliebte Materialismus d. h. der flotte thierische Kampf ums Dasein ohne die Fiction des „Idealismus" gar nicht möglich wäre. Denn der auf die Naturwissenschaft gestützte Materialismus führt unnachsichtlich zu Consequenzen des Socialismus. Um daher dem Bild von Saïs einen Schleier vorzuhängen, pflegt man ab und zu den sogenannten Idealismus, das Interesse an idealen Kulturerzeugnissen. Man gähnt pflichtschuldig das Postament der Geistesheroen an und versteckt seine stumpfsinnige Gleichgültigkeit unter dem Tamtam neuer Götzendiener, die vom Abfall früherer Geistesthaten leben und ein großes Geräusch machen, gleich den Ammen Jupiters, um die Stimme ihres Gottes zu übertönen. Man läßt zwar das lebendige Ideale als Aschenbrödel verhungern, aber man muß ab und zu über abstrakten Idealismus faseln, um das Gleichgewicht herzustellen.

So wollte denn das Gejammere über das „unglückliche Genie", „den edeln Dichter" kein Ende nehmen. Die „Berliner Tagesstimme" nannte ihn, nachdem sie sich von Schritt zu Schritt mehr für ihren todtgeschwiegenen Liebling erwärmt, bereits nur noch schlechtweg den „erhabenen Jüngling". Sie wußte mit dröhnendem Pathos unser Zeitalter der Reaction dafür verantwortlich zu machen, daß eine so hochherzige Natur aus purem Lebensekel sich aus dem Leben „fort jraulte". Jaja, das Herz dieses erhabenen Jünglings brach, denn es schlug der Freiheit sowie der Menschheit. (Die Aktien-Dividende der

„Berliner Tagesstimme“ war dies Jahr besonders fett gerathen.)

Hingegen wußte das „Deutschnationale Blatt“ ganz genau, daß der Antisemit Leonhart nur durch das infame Judenthum, dessen Presse sich besonders an ihm versündigte, zur Verzweiflung getrieben wurde.

Das „Bunte Allerlei“ wimmerte wie ein kleines Krokodil und brachte u. A. die boshafte Notiz:

„Wie wir hören, soll der gräßliche Sittenschilderer K. Schm. untröstlich sein. Der Selbstmord seines Freundes L — t wirft all seine Dispositionen um. Denn er hatte denselben bereits als Helden seines neuen Romans „festgenagelt“ und als Typus des Größenwahns unsterblich lächerlich gemacht. Leider ist ihm nun der böse Mensch zuvorgekommen. Solche Todten persiflirt man ungern.“

Jedenfalls zeigte sich die Deutsche Presse eifrig bemüht, den Fall Leonhart als typisch für die deutsche Verkennung und das deutsche Schriftstellerelend möglichst breitzutreten. Ein Aufruf des allgemeinen Schriftstellerverbandes und des litterarischen Schutzbureaus erschien, worin jeder dieser Concurrenten den andern für die deutsche Misère in verblümter Weise verantwortlich machte und dann zu dem Fall Leonhart überleitete. Sämmtliche sechzehntausend Schriftsteller und Schriftstellerinnen des Kürschnerschen Lexicons sollten einen Obolus entrichten für einen interessanten Grabstein, welchen man dem „verewigten Collegen“ errichten wollte. An den Grafen Oscar

von Scheckwitz, Excellenz, und andere millionenreiche Didaktiker richtete man eine Adresse: „Ew. Excellenz! Hochgeborener Herr Graf, hochmögender Herr Kammerherr! Mit jener Ehrerbietung, welche Alldeutschland Ihrem glorwürdigen Schaffen zollt“ u. s. w. Er möge, um die entsetzliche deutsche Dichterverachtung im Volk der Dichter und Denker zu brandmarken, das Portrait Leonharts nach einer Zeichnung von Stauffer-Bern anfertigen lassen und seiner berühmten Gallerie einverleiben. Graf Scheckwitz, Excellenz, edelherzig wie immer, zog sich jedoch noch glänzender aus der Affaire. Er versprach nämlich statt dessen die Tantièmen seines neuen griechischen Dramas mit Chören „Gott Hymenäos“, falls dasselbe sofort von seinem Standesgenossen Graf Hochberg aufgeführt werde, als Preis auszusetzen für die beste Denkschrift über „Friedrich Leonhart, den deutschen Chatterton.“ Es giebt noch gute Menschen.

Regnete es doch nur so „Erinnerungen an den verewigten Dichter“!

Frank Säuerbach in München veröffentlichte einen Essay in der „Allgemeinen Zeitung“, worin er mit braminenhafter Spitzfindigkeit den Leichnam Leonharts secirte und an demselben pathologische Studien verübte. Der Keim zum Selbstmord habe von jeher in Leonhart gelegen, ebenso wie etwa Satyriasis in dem sogenannten Pantheismus jüngstdeutscher Lyriker. Er brachte als Beweismittel zwei Gedichte bei, die der Unglückliche vor Jahren veröffentlicht habe:

Du, des Tages blind Geschöpf, jammerst, daß Dein Herz
verblutet,
Daß Dein ganzes Sein sich fühlt vom Verwesen angemuthet?
Ja, die Hoffnung bald entwich,
Nur den Tod zu suchen frommt, nur der Tod macht Dich
unsterblich.
Nur des Denkers Ideal bleibt von Zeit zu Zeit vererblich,
Dein Gedanke unveräußerlich.

Als Volker vorgefiedelt, sprang auf des Tisches Brett
Herr Hagen, jäh zertrümmernd die Krüge beim Bankett.
„Nun trinken wir die Minne und zahlen des Königs Wein:
Der junge Vogt der Heunen — der soll der Allererste sein!“

Wer will zum Tanz mir fiedeln? Ich möchte schon sogleich
Zertrümmern meines Herzens Gefäß mit festem Streich.
„Nun trinken wir die Minne und zahlen des Schöpfers Wein:
Das Blut des Dichterherzens — das muß das allerbeste sein.“

Diese traurige Lebensverschmähung, dieser bachantische Trieb zur Selbstvernichtung wie zu einem Festgelag, sei nun durch die berechtigte Verzweiflung des Dichters über die stumpfe Aera, in welche ihn das Schicksal verbannte, gesteigert worden. Sogar der Componist Francis Henry Annesley meldete sich einem litterarischen Magazin mit einem Artikel „Meine Beziehungen zu Friedrich Leonhart“. Denn obschon er für alle Zeiten jeglicher Schmier=Bethätigung entsagt und sich ganz der edeln Musika gewidmet habe, besäße für ihn die Feder noch immer genug Anziehungskraft, um zwei edeln Todten den Zoll der

Dankbarkeit zu bringen. Dies seien der Maler Rother und der Dichter Leonhart, beide auf räthselhafte Weise verunglückt, wahrscheinlich durch Selbstmord. „Ja, sie wanderten nicht von einer Kaltwasserheilanstalt in die andere, wie so mancher andere Schmerzenreich," — (gestand der junge Musiker mit achtungswerther Selbstironie) — „ewig entsagend und immer wieder da, von den Todten auferstanden. Sie machten Ernst mit ihrer Verneinung des Lebens, mit dem letzten Facit unter der Summe ihrer Schmerzen." Und jetzt folgten eine Menge enthusiastischer Lobeserhebungen über die „hehren Verblichenen," welche „die einzigen absolut selbstlosen, neid- und parteilosen Menschen" gewesen seien, die ihm je begegnet. Er idealisirte sie jetzt ebenso ins Maßlose, wie er sie früher bemäkelt und ausgebeutet hatte. Allein, mochte man darüber denken wie man wollte, etwas Rührendes lag trotz eines Anflugs der alten Schauspielerei in dieser offenherzigen Reue, mit welcher sich der sonst so geckenhafte und seines eigenen Edelsinns bewußte Jüngling selber des knabenhaften Undanks bezüchtigte. Er habe zur Entschuldigung anzuführen, daß er durch die Gesellschaft heuchlerischer Banditen à la Edelmann und Haubitz mit dem Gift eines allgemeinen Mißtrauens inficirt sei, weil er alle andern Menschen nur als elende Selbstlinge kennen lernte. Dies nur habe ihn nicht voll würdigen lassen, was Rother stets für ihn gethan. Seither sei er älter und männlicher geworden, und wisse jetzt, was in dieser kalten gemeinen Welt ein warmes Freundesherz bedeute. Jetzt sei er sich seiner Nichtigkeit und

Zwergheit bewußt — seiner moralischen Inferiorität einem Rother, seiner geistigen einem Leonhart gegenüber. Von dem lächerlichen Größenwahn, der ihn dämonisch verzehrt habe, sei er curirt. Den „Schwur des Hannibal“ in der Hand, am Grabe dieser großen Seelen, welche der Weltroheit nicht zu widerstehen vermochten, habe er sich zugeschworen, jedem eiteln Ehrgeiz zu entsagen. Wo solche Menschen untergehen mußten, da lohne es sich grade, den Beifall der gemeinen Herde zu erschwindeln und um den feilen Odem des Pöbels zu buhlen. —

So hatte der Tod mit seinem ernsten Seherblick eine schon erblindete Seele erhellt. Der edle Grundstoff und der ideale Instinkt einer schon verschlammten krankhaften Wesensart wurde emporgerüttelt, so wie ein jäher Schreck das Wechselfieber vertreibt. —

Max Henkelkrug veröffentlichte in Separat-Abzug bei Schabelitz (Zürich) eine hochtrabende Rhapsodie in Bänkelsängerformat:

Ein sociales Nachtstück.

Der Dichter der ist todt.
  Verscharrt ist sein Gebein,
An seinem Grab ein Rabe droht,
  Kreischt „Mord“ ins Land hinein.
Der Afterdichter rührte stolz
  Die Saiten vorm horchenden Volke.
Da plötzlich sprang der Harfe Holz
    Und die Saite barst in Stücke.
    Von des Regenbogens Brücke
  Erklang es aus der Wolke:

„Der Wicht, der mich erschlug,
Hier seine Strafe fand.
Des Meisters Harfe nie ertrug
Des Ungeweihten Hand.
Wer hat zum Skalden Dich bestimmt,
Geboren und auserkoren?
Odin, der Skaldengott ergrimmt,
Geschworen ist Dein Verderben.
Denn Thoren sollen nicht erben
Den Ruhm, den Weise verloren.“

Die Auferstehung der Todten ist eine schöne Sache. Jetzt war jeder Philister, der sich auf seinen Wollsäcken wälzt, freudig bereit, sein Licht auf den Scheffel zu stellen und seinen Idealismus in wohlschmeckenden Festessen zu Ehren eines halb verhungerten Dichters leuchten zu lassen. Wenn man nur durch Heiligsprechung der Todten den Lebenden ihre Rechte verkümmern kann, dann sind wir allemal diejenigen, welche. Freilich kostet es ja auch weniger, je einen Penny für ein Grabmonument beizusteuern, als ein Pfund zu einer Subscription auf ein zu schaffendes Werk. Statuen dienen zur Verschönerung der öffentlichen Plätze, und zur Drucklegung patriotischer Prospekte, besonders zur Ordensempfehlung des Gemeinderaths. Wenn heut ein Geist herniederstiege, er würde dazu nur rufen: Unsinn, Du siegst und ich muß untergehen.

Doch fehlte es natürlich auch nicht an dissentirenden Stimmen. Denn Haß und Neid überleben selbst den Tod. So schrieb Peter v. Schnapphahnitzkoi in der „Kreuz- und Schwertzeitung“:

„Als wir den hochtrabenden Titel lasen und von dem Inhalt des Buches hörten, befiel uns abergläubische Furcht. Wie, der Kampf mit dem Drachen? Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp? Der Knapp' wagt es und Herr Leonhart taucht in den Schlund — der lernäischen Hyder an der Spree. Zu solcher Schandthat sollte man sich erst aufschwingen, sobald man die Blöße des Gegners entdeckt hat. Aengstlich von Natur, stoßen auch wir nur in solchem Falle zu. Aber ach, solche Kraftleistung kann uns nicht in diesem Falle erschlaffen, denn der verewigte Dichter bietet ja dem Messer der Kritik selbst überall die Kehle dar. Er nestelt sich, wie eine kleine Brigg der „Wasser-Geusen“ an eine schwerfällige spanische Gallione, wie ein Torpedoboot an ein Linienschiff alter Holzconstruction, an die bestehende Gesellschaftsordnung an und wundert sich, wenn ihn diese in den Grund bohrt. Er schmeißt seiner spröden Feindin, der bösen Welt, faustdicke Grobheiten ins Gesicht und wundert sich, wenn sie diesem Liebeswinke widersteht. Mein Gott, was kann da sein! Leonhart war ein kecker verschlagener Husar, der sich in Vorpostenschaarmützeln herumhieb, so daß gewiß irgend ein Feldherr, der oben auf dem Berg seine Batterieen ordnet, an ihm seine helle Freude gehabt hätte. Nur muß der mehrfach dekorirte Rittmeister nicht urbi et orbi verkünden, er habe schon selbstständig commandirt und Schlachten gewonnen; dann wird er wegen Vergehens gegen die Disciplin gemaßregelt. Was hat denn der vielbeklagte Jüngling eigentlich geleistet! Romane konnte er nicht schreiben, der Faden seiner Handlung spann

sich niemals ungezwungen ab, die äußeren Griffe des Erzählhandwerks beherrschte er kaum, und alles verlief sich ins Gefühlsverworrene. Die glückliche Hand eines alterfahrenen Technikers blieb ihm versagt, er scheiterte an der Klippe der Manierirtheit und Uebertreibung. Wenn er versuchte, geistreiche Silhouetten aus der Berliner Gesellschaft herauszuschneiden, so häufte er nur eine Fülle intimer Details mit reportermäßigem Behagen auf. Statt ohne Umschweif vorzugehn, das Ding an sich zu packen und knapp beim Namen zu nennen, verlor er sich in Schönrednerei, weil ihm für die praktisch-nüchterne Wahrhaftigkeit und „poesielos" trockene Gesundheit des Berolinischen Alltagslebens das feinfühlige Tastorgan fehlte.

Und nun diese unwahre Schmerzfexerei, dies Reklamegeschrei, diese überreizte Fruchtbarkeit! Bekanntlich leidet unsre Zeit an drei großen Krankheiten: Atheismus, Morphiumsucht und Größenwahn. Wir wissen nicht, ob Leonhart an Morphiumsucht krankte. Seinen Atheismus vermuthen wir. Gewiß aber sind wir seines Größenwahns. Bei dieser widerlichen Selbstberäucherung, wo der Dichter gleichsam vor seinem verschönerten Ebenbild anbetend auf den Knieen rutscht, fällt wohl Jedem das gesunde Sprüchwort ein: „Eigenlob stinkt, Andrer Lob klingt." —

Krastinik lachte bitter auf.

Klingt — ja leider klingt es manchmal wie Zwanzigmarkstücke. Und da scheint denn doch das Eigenlob beträchtlich weniger zu stinken. Ist heut nicht

jedes Lob verdächtig? Die wirklich Schlauen fügen in Lobhudeleien stets gehörigen Tadel ein, denn die Möglichkeit einer selbstlosen Begeisterung scheint ausgeschlossen. Fängt bei den „Kollegen" die Wahrheitserkenntniß doch sicher erst an, wenn die persönliche Existenz des Autors erloschen ist. Was aber soll uns dann noch eine Kritik, die eben nur auf persönlichen Verhältnissen fußt? Besser wahres Eigenlob, als erlogenes Andrerlob! Es kommt hier einfach auf den Satz heraus: Quod licet Jovi, non licet bovi. Psychologisch betrachtet, verräth die Unvorsichtigkeit des Selbstlobes nur, daß die Eleusinischen Mysterien der Streberei dem muthigen Verletzer fremder Eitelkeit unbekannt blieben. Krastinik dachte aus der Fülle seiner Erfahrung an all jene Geschmeidigen, die der Kenner auf den ersten Blick durchschaut', heißen sie nun „Cohn" oder „Baron", die geschickt das plumpe Selbstlob vermeiden, sich überall durchwindend ohne anzustoßen und doch vordrängend. Und wird nicht das verrufene Selbstlob vollends eine verzeihliche Nothwendigkeit, falls man gegen „die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist" gar keine andere Waffe mehr hat? Hier hört das Selbstlob auf, rein persönliche Eitelkeit auszustrahlen, und verliert seinen ursprünglichen Charakter, indem es einfach zur Vertheidigungsrede sich umformt.

Krastinik las weiter. Der kleine Lumpensammler kritikasterte nun so fort, indem er emsig auf die Untugend der Unbescheidenheit losklopfte und einen Injurien-Platzregen vom Olymp des Jupiter Pluvius Stupidus herab-

goß. Krastinik verzog keine Miene. Denn wer einmal im inneren Ring der litterarischen Geschäfte thronte, constatirt ja nur mit ruhig geschäftsmäßigem Tone, warum dies und das geschrieben sei. Einen ungetrübten Blick für Ideales pflegen nur Fernstehende bewahren zu können. Zum guten Ton einer wahrhaft vornehmen Kritik gehört es hingegen unbedingt, die Absichten des Autors möglichst zu verdrehen und geistiger Urkundenfälschung zu fröhnen.

„Man erstarrt als Uneingeweihter zur Salzsäule über die angeblichen Motivirungen, welche dieser skandalisirende Mephisto über die idealsten Dinge zum Besten giebt. Dies Büchlein riecht zum Himmel, daß Zeus sich die Nase zuhält. Es athmet einen Rinnstein-Odeur von roher Bosheit. Unter dem würdigen Schlachtgebrüll eines edeln Zornes drängelte der verstorbene Litteraturpapst nicht übel mit dem Ellenbogen, um einen Platz in erster Reihe zu ergattern. Er schwenkte als Zwingvogt seinen Hut auf eine hohe Stange hinauf, und wer sich nicht aus dem Staube machte, wurde gefaßt, „weil man dem Hut nit Reverenz erwiesen“. Er schmiß sogar seinen Geßlerhut tief ins Lager der Widersacher, um ihn dort wieder herauszuhauen. Das Schlachtgetümmel mit Tschingderatata wollte kein Ende nehmen. Nun hat es ein Ende genommen, freilich ein Ende mit Schrecken. Mag der Geist des seligen Dichters noch so wuchtig mit dem Tölke'schen Knüppel drohen: Wer dies Buch nicht lobt, fühlt sich von ihm getroffen — mag ihm als Motto seines Strebens der alte Vers vorgeschwebt haben: Was kann Genie? das stirbt, eh man's begriffen, verkannt,

verlästert, ausgepfiffen, — wir können nur achselzuckend dies hohle Machwerk einer kindischen Selbstanbetung bei Seite werfen. Trefflich urtheilt unser schneidiger Waffengänger Rafael Haubitz: „Es fehlte eben Leonhart an einer ausgeprägten Physiognomie.“ De mortius nil nisi bene. Fesselte nicht diese Erwägung unsre Feder, wir möchten dieselbe wohl viel schärfer gespitzt haben. — Zum Schluß nur noch eine ruhige Frage, welche den ganzen Dunst des lächerlichen Todtentanzes einer schwindelhaften Dichtergrab-Bewunderung zerbläst: was hat Leonhart unter all seinen zahlreichen Schreibereien, speciell seinen Dramen, denn je geschaffen, was an Größe der Conception und Schönheit der Ausführung auch nur entfernt sich messen kann mit dem wundervollen Drama Graf Xaver Krastiniks, unseres neuerstandenen großen Dichters? Schlägt „Die Meeresbraut“ nicht alle verfehlten Versuche jenes Stürmers und Drängers um zwanzig Pferdelängen? Nicht umsonst erlebte „Die Meeresbraut“ jetzt schon die dreißigste Aufführung binnen so kurzer Frist, unerhört im „Deutschen Theater“. Dorthin gehe man, um zu schauen, was wahre Dichtkunst bedeutet! Leonhart war höchstens ein Vorläufer des genialen Grafen Xaver von Krastinik.“

Krastinik ballte das Zeitungsblatt mit der Faust zusammen und warf es zerknüllt zu Boden. O öffentliche Meinung des bedruckten Zeitungspapiers, du bist geduldig. Vorläufer, ja wohl! Wagte nicht auch Webster in der Vorrede seiner „Vittoria Corombona“ vier Jahre vor

Shakespeares Tode den größten Genius aller Zeiten in einem Athem zu nennen mit dem Akademiker Ben Jonson und den adligen Theatralikern Beaumont-Fletcher, ja sogar mit Eintagsfliegen wie Chapman, Dekker und Haywood, die heut kaum der Litterarhistoriker beachtet! „Schließlich, doch ohne ihn durch diese letzte Nennung beleidigen zu wollen“ nennt der gute Mann als seinen Vorläufer auch noch den gottähnlichen Ewigkeitsmenschen. Eine Posse von tiefbedeutsamer Mahnung. Jaja, Gegengewicht muß sein; gegen drohendes Uebergewicht imaginäre Werthe ausspielen — vive l'Egalité!

Und hier bei diesem Fall, wo durch die überwältigende zerschmetternde Ironie des Zufalls einmal die plumpe Gehässigkeit der Beschränktheit offenbar werden konnte, wo die Aufdeckung der Wahrheit — — Krastinik schauderte in sich zusammen. Er preßte die Hände vors Gesicht, wie um die Welt nicht zu sehn oder vielmehr sich vor ihr zu verstecken.

— — — — — — — — — — — —

Wahrhaft hochherzig und von dem sittlichen Pathos der Wahrheit durchdröhnt, klang der Nekrolog, welchen Hans Holbach seinem Freunde in der „Berliner Tagesstimme“ zu widmen wagte. Mochte im Leben diese Freundschaft nur eine äußerliche Schauspielerei gewesen sein, mochte der tiefe Zwiespalt beider Naturen sie einander innerlich entfremdet haben, — der Tod gleicht alle Gegensätze aus. Jetzt balancirte Holbach nicht mehr, dem Vortheil der Weltberechnung gehorchend — der Tod ver-

edelt. Und so tönte die Stimme seiner eigentlichen chevaleresken Natur, seines warmen und gütigen Herzens, aus den Worten:

„Unter dem vielen Erbärmlichen des Weltgetriebes giebt es ein Erbärmlichstes: den Schriftstellerneid. Diesem zumeist fiel Leonhart zum Opfer, während er neidlos alles Tüchtige anerkannte. Nachdem sie sein Genie von allen Seiten benörgelt (hier erwarben sich viele Moralprediger ein besonderes Verdienst, ihm, dem wirklich Moralischen gegenüber), begannen seine Collegen auch seinen Charakter in den Staub zu ziehen, indem sie seine Handlungen entstellten, seine Motive unlauter verdrehten, seine Ausschreitungen übertrieben. Nun lehrt zwar ein Blick auf die ungeheure Produktivität des jungen Dichters, daß er lediglich seinen idealen Zielen gelebt haben könne und daher alle Sagen über sein sonstiges Verhalten ins Reich der Mythe gehören. Wären aber seine Fehler so offenkundig wie die Erhabenheit seiner Dichtungen — wer wäre berufen, darüber zu richten? Doch gegen diese Art giftspritzender Hinterlist bleibt der Edelste und der Stärkste ohnmächtig. Forschen wir aber nach den Gründen dieser Niedertracht, so finden wir überall den gleichen: den Neid der Impotenz gegen das Genie, den Größenwahn der Kleinen gegenüber der wahren Größe. Verzeiht doch die kleinliche Selbstsucht der Mittelmäßigkeit nie die berechtigte Selbstsucht des Berufenen, weil ihre jämmerliche Eitelkeit sich verletzt fühlt! Dabei bedenke man, daß dieser Ewigkeitsmensch keineswegs etwa wie Byron den weltlichen Rang eines Lords trug, was

doch nun einmal auf die Welt ganz anders wirkt, als der Rang eines großen Dichters! Man male sich Byrons Leben aus, wenn er zufällig als ein armer deutscher Poet geboren wäre — welch ein Abgrund stummen Leidens öffnet sich da der Phantasie! Und ein solches Leben ewiger seelischer Tortur in verzweifeltem Kampf gegen die Uebermacht des Weltmaterialismus, von widrigen Verhältnissen eingeschnürt, hat Friedrich Leonhart durchkostet.

Zweifellos war Leonhart kein makelloser Heiliger. Doch war sein Herz großmüthig und edel. Seine Verachtung alles Niedrigen und Kleinen entsprang seinem innersten Wesen, in dem nichts gemein und knechtisch. Quälte ihn vermeinte Unbill, die ihn zu thun zwang, was er lange bereute, — viele wissen, daß sich ihm auf schwachem Grunde feste Dankbarkeit erbaute. Der Zug verzweifelter Angriffswuth aus tiefer seelischer Verbitterung, der ihn kennzeichnete, ging nicht aus äußerlichen und selbstischen Motiven hervor. Er kämpfte immerzu, heut mit der ganzen Welt, morgen aber auch mit sich selber. Denn der eigentliche Kern einer solchen Heldennatur basirt auf Tugendliebe und Pflichtgefühl, trotz einzelner Schlacken und Flecken. Wäre er mit jenen äußeren Vorzügen geboren worden, die in der Welt allein Erfolg verbürgen, mit Gesundheit, Schönheit, Rang und Vermögen so hätte das reiche Wohlwollen seines Gemüthes sich zu vollkommener Idealität entfaltet. So aber, eine stete Zielscheibe für die Gehässigkeit neidischer Dummheit, wurden die häßlicheren Seiten seines Charakters von Jugend an genährt Jeder Eindruck warf sich auf ihn

mit so intensiver Gewalt, daß zugleich alle Geistesstärke und alle Charakterschwäche hervorgelockt wurden. Die Fehler Leonharts stammten weder aus Entartung des Herzens — denn die Natur hatte nicht den Widerspruch begangen, so außerordentliches Talent mit einem unvollkommenen moralischen Sinn zu verbinden — noch aus Gefühlen, unempfänglich für Bewunderung der Tugend. Niemand hatte ein wärmeres Herz für Sympathie, eine offenere Hand für Unterstützung des Unglücks. Kein Geist war besser geformt für enthusiastische Verehrung edler Thaten, vorausgesetzt, daß er überzeugt war, man habe wirklich selbstlos gehandelt. Vorstellungen eines Freundes, dessen guter Absicht er sicher, hatten oft bei ihm großes Gewicht; freilich durften Wenige eine so schwierige Aufgabe sich herausnehmen. Mahnung ertrug er mit Ungeduld, Tadel verhärtete ihn in seiner Verirrung, — so daß er oft dem feurigen Streitroß glich, das sich wüthend in die Lanzen stürzt. In den schmerzlichen Krisen seines litterarischen Lebens bewies er diese Reizbarkeit in solchem Grade, daß er fast dem edlen Opfer des Stiergefechtes glich, das mehr die Neckereien der Hetzerhorde, als die Stiche des kühneren Matadors zum Rasen bringen.

Aber der Allgerechte, welcher menschliche Schuld nach ihrem wahren Werthe in seiner Schale wägt, wird jeden dieser vergifteten Nadelstiche wie einen Geistesmord verdammen. Schwerer wiegt jede Stunde, die man dem Dichter raubte und die einen Verlust für die Menschheit bedeutet, als das gesammte werthlose Leben seiner Hetzer und ihrer fadenscheinigen Moral.“

Das waren goldene Worte, echt und warm aus schlagendem Herzen geboren. Ja, der Tod ist heilig, er ist ruhig und still. Den Todten zieht man nicht mehr freundlich die Würmer aus der Nase oder tastet an ihnen herum, um die Naht zu finden, aus der man irgend einen Vortheil herausschlitzen kann. So pflegen wir Umgang mit den Lebenden, die Todten aber verbitten sich das. Der Tod ist heilig.

Doktor Gotthold Ephraim Wurb schrieb im „Bunten Allerlei“ über die Oeuvres posthumes dieses neuernannten Litteraturkönigs:

„Sein hinterlassenes erhabenes Meisterwerk zeigt uns, welch unvergleichlich große elementare Dichterkraft in Friedrich Leonhart uns frühzeitig dahingerafft wurde. Mit Stolz weisen wir daran hin, daß wir es waren, die zuerst dieses Urgenie entdeckten, wie so oft schon die Redaktion des „Bunten Allerlei“ von sich rühmen durfte. Lange blieb es ja unter Eingeweihten kein Geheimniß mehr, daß in Leonhart der eigentliche Centraldichter unsrer Zeit schlummerte. In ihm wäre uns der lang Ersehnte beschieden gewesen. Und nun ein so schreckliches Ende — weihen wir ihm eine stille Thräne! Vielleicht wäre er der deutsche Shakespeare geworden; so blieb er nur ein zerrütteter Shakespeare. Der schreckliche „Fluch“, den man unter seinen Papieren fand, trifft uns natürlich nicht. Wir haben unsre Pflicht erfüllt. Mögen die Elenden, die sich getroffen fühlen, es auf sich beziehen! Das ist das ewig alte Los des Genies in Deutschland. Erst wenn es im Grabe ruht, erkennt man neidlos seine Größe. Was könnte dieser große Mann unserm Volke geworden sein, wenn man ihn an die richtige Stelle gesetzt hätte! So — mußte er verkümmern, verbluten an tausend Nadelstichen. O wie ein edler Zorn uns bei diesem Gedanken durchtobt! Wir

werden demnächst Briefe des Verstorbenen publiziren, dem wir einst nahe standen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.

II.

Krastinik lag halb zurückgelehnt auf einer Bank im Regentspark. Ein traumhaftes Erinnerungsweh bewältigte ihn. Vor wenigen Minuten fuhr eine offene Karosse an ihm vorüber, in welcher Alice Egremont, jetzt Lady Mowbray, in nachlässiger Eleganz auf den Polstern sich wiegte. Unwillkürlich zuckte er empor. Ihr Auge glitt über ihn hin, sekundenlang blieb es hängen. Er grüßte, sie dankte flüchtig. Er bemerkte, daß sie erröthete. Aber wie bleich sie war! Sollte das Gerücht begründet sein, daß sie eine unglückliche Ehe führe, daß ihr Gatte, der nur ihr Vermögen freite, sie roh behandele? — —

Regungslos saß er noch immer wie angewurzelt. Wie lange er so gesessen, er wußte es nicht. Seine gestorbene Liebe, sein gestorbener Freund, seine gestorbene Muse, die er weiter und weiter von sich entschwinden fühlte — alles floß ihm in ein gespenstiges Bild zusammen.

Wo flüsterte hier nicht Erinnerung! Er hörte ihre Stimme überall, im Zwitschern der Vögel, im Rauschen der Bäume, im Klang der fernen Vesperglocken. In jedem dieser Laubgänge wehten einstgeliebte Locken —

wessen, er wußte es selber nicht. Bewahrte die Urne der Erinnerung noch ihren Nektar, dies London noch eine Spur von dem, was sein Herz hier verließ? Hier werden einst Andre wandeln, wo er mit Dorrington plaudernd sich erging. Sie kamen hierher, Andre werden kommen. Den Traum früherer Menschenseelen werden sie fortsetzen und doch nicht vollenden. Denn diesem Traum frommt kein Erwachen. Nichts vollendet sich ja auf Erden, nichts. Alles beginnt, um nimmermehr zu enden. Wir alle erwachen, die Schlechten wie die Guten, die Großen wie die Kleinen, aber dies Erwachen heißt der Tod. Ja, der Tod weckt uns, wie ein Morgengruß. Und Leben heißt sich verschwenden an Schatten, an Schatten.

Wie die alten Aegypter ihre Mumien, balsamirt die Erinnerung ihren Gram für ewig ein.

Ob man den Spiegel in Scherben wirft, jede Scherbe spiegelt doch das alte Bild. Spiegle Dich nur kokett in der schmeichelnden Fluth! Schritt für Schritt lockt es Dich tiefer, bis der Fuß ausgleitet und die Woge über Dich hingeht. So ist die Erinnerung — man spiegelt sich darin und badet und ertrinkt.

Und wenn dies alles nun wahr, wahr wie Leben und Tod, — da sollte man es der Mühe werth erachten, die Befriedigung der Eitelkeit allen Geboten der Ehre voranzusetzen? Nein, nimmermehr.

— Krastinik fuhr zu Lady Dorrington und verabschiedete sich bei ihr. Zu Hause schrieb er zwei Briefe. Einen nach Haus. Von Berlin her war ihm ein Brief seines älteren Bruders nachgesandt. Die Brüder corre-

spondirten sonst wenig, da ihre Lebensanschauungen zu verschieden. Diesmal aber erhielt er einen langen Brief des Majoratsherrn. Er befinde sich momentan auf den Stammgütern in Siebenbürgen und erwarte den Adel der Umgegend zu einer Bärenjagd. Auch sein Freund Graf A—y, der Führer der klerikalen Opposition, werde sich einfinden. Da würde man sich wohl mit Schmerz davon unterhalten müssen, auf welche traurige Bahnen ein Krastinik gerathen sei. Erstlich solle Xaver ja in Berlin sich ganz germanisirt haben und abscheuliche Preußomanie pflegen. Den Kreisen der Oesterreichischen Botschaft halte er sich ganz fern, wie man höre. Unverzeihlich von einem Krastinik. Aber noch schlimmer, man sehe ihn stets in Gesellschaft plebejischen Gesindels, herabgekommener Litteraten. Er scheine sich allen Ernstes als „Schriftsteller“ von Beruf zu fühlen. Jetzt nun gar, — mit Indignation habe er als Haupt der Familie davon Kenntniß genommen, daß Xaver Krastinik mit einem sogenannten Bühnenstück Furore mache. Vermuthlich sei er vom Publikum auch herausgebrüllt worden und, dem Hervorruf gehorsam, vor den Vorhang getreten? Ob er denn nicht selber fühle, wie wenig das für einen Krastinik schicklich sei? In andern Ländern möge das ja angehn. Ein Graf Tolstoy und verschiedene Fürsten schrieben ja auch. Aber grade in Deutschland, wo man mit Recht die Schriftsteller als Menschen auffasse, die ihren Beruf verfehlten! Als erhabener Dilettant Werke zu redigiren, wie Sr. k. k. Hoheit Kronprinz Rudolf, sei ja gewiß ein vornehmer Sport. Aber die Art und Weise,

wie Xaver diesen Sport treibe, sei skandalös. Ganz als bürgerliches Metier. Ob er vielleicht mit Cohn und Itzig schon Brüderschaft getrunken habe? Man behaupte sogar, er verkehre bei Leuten, die wegen Preßbeleidigung des Fürsten Bismarck gesessen hätten. Aber das halte sein brüderliches Herz wenigstens für Verleumdung. — Kurz und gut, was solle denn aus ihm werden? Seine militairische Carrière habe er aufgegeben, doch hoffentlich sehe er ein, daß er sie wieder ergreifen müsse, um sich vor seinen Standesgenossen zu rehabilitiren. Er bitte ihn flehentlich, seinen elenden Papierruhm im Stiche zu lassen und heimzukehren.

Am Schluß schimmerte noch durch, daß der Majoratsherr die finanzielle Lage eines jüngeren Sohnes wohl berücksichtige und ihm daher, falls er sich wieder anständig benehme, gewisse Revenuen in Aussicht stelle.

„Ein Almosen!“ knirschte Xaver. „Jeder Löwe hat seine Laus! Zu Kreuze kriechen — das fehlte noch!“

Er schrieb trocken zurück, daß ihn etwaige Briefe in Scheveningen finden würden, da er morgen mit dem nächsten Dampfer via Amsterdam zum Continent zurückreise. Im Uebrigen danke er für die brüderlichen Rathschläge. —

Der andere Brief des Grafen ging nach Berlin, an die Redaction der „Berliner Tagesstimme“. Es kostete ihn schwere Ueberwindung, die Feder anzusetzen. Dreimal zerriß er das Schriftstück. Schweißtropfen perlten auf seiner breiten Stirn.

Dann aber sprang er plötzlich auf. Sein Auge

blitzte, seine Brust hob sich. Ihm war, als stände er auf einer Bresche, als würfe er sich ritterlich einem fallenden Feldherrn als Deckung vor, um statt seiner den Streich zu empfangen. Der Geist all Derer von Krastinik erwachte in ihm. Seine Ahnen standen ihm unsichtbar zur Seite. Sei ein Mann, sei ein Ritter, Noblesse oblige!

Und er schrieb, ohne Besinnen und Absetzen in einem Zuge.

Nein, der point d'honneur ist keine Falstaffiade und das Gewissen keine Erfindung der Religion. Sobald es spricht, laut und vernehmlich, kann man nicht widerstehen. Wer von ihm gerufen wird, muß der Mann seines Schicksals sein, wie das Gewissen gebeut.

Jeder hat seine Versuchungen des heiligen Antonius und könnte von seinem Standpunkt aus Bekenntnisse des heiligen Augustin schreiben. Aber Auserwählte haben ihr Gethsemane, wo der Kelch der Bitterkeiten zum Ueberfließen voll an ihren Lippen hängt. Sie müssen ihn leeren bis zur Hefe, ehe die Kraft der Weltüberwindung ihr neues Testament offenbaren kann. Erst in der Wüste der weltverlassenen Einsamkeit vernahm Johannes die Stimme der Wahrheit und erst auf dem Patmos des Exils enthüllte sich die Apokalypse des Weltgerichts. So scheint denn das Martyrium auch die allererste Bedingung, die sich vergrößert mit dem Wachsthum des Geistes. Von dem kleinen Martyrium der

unglücklichen Liebe, das den jungen Geist läutert und vertieft, bis auf zu dem Martyrium des großen Weltwehs, wie es allen Aposteln der Menschheit die Höllenpforte der Erkenntniß öffnet, ist das Leiden die Mutter jeder Größe.

So lange das Gefühl der Welt- und Gottverlassenheit, die Empfindung des Unglücks dem Menschen fremd bleibt, so lange ist er sich weder seiner Seelenkraft noch Gottes bewußt. Seinen Scheideweg des Herkules, wo der eine Pfad zum Glück und der andere zur Tugend führt, findet Jeder. Aber nur bevorzugte Naturen wissen alle Strudel der Vergangenheit zu glätten. Ein Shakespeare verbirgt seinen Hamletschmerz unter dem Prosperomantel der Phantasie. Aber man braucht diesen Mantel nicht zu besitzen, denn das Talent zur Einsamkeit ist angeboren. Fittich, Stab und Skorpion — Giftkröte, die den Karfunkel der Wahrheit im Haupte trägt — Einsamkeit! In deinen Schoß bettet sich müde, wer sich willenlos fortgerissen fühlt von den immer reißenderen Stromschnellen, die dem Niagara entgegenstürmen.

III.

Die Geschichte Europas verräth einen innerlich bedingten Zug der Entwicklung von Süden nach Norden, von Westen nach Osten. So hatte denn kaum das kleine Küstenreich Portugal in Ostindien unter Almeida und Albuquerque ein gewaltiges Colonialreich gegründet, als auch schon das nordische Küstenland Holland im Kampfe

gegen die spanische Weltmacht deren coloniale Eroberungen an sich riß und unter den Oraniern, Wilhelm dem Staatsmanne und Moritz dem Feldherrn, sowie später unter den großen Admiralen Tromp und Ruyter sich zur ersten See- und Handelsmacht erhob. Und wie Portugal seinen einzigen Dichter jener kurzen Glanzperiode verdankt, so erstand in Holland ja auch der bedeutendste Sänger batavischer Mundart, Vondel, während der siegreichen Befreiung der Niederlande von fremdländischem Joch.

Die feuchte neblige Frische, das gleichsam wasserdurchquollene tiefsatte Grün einer Ruysdael'schen Landschaft wirkte beruhigend auf Krastiniks Nerven. In den Cafés bewunderte er die eigenartige Vornehmheit malerischer Ausstattung, die Bambusstühle und kostbaren Porzelan-Gemälde, die ins Wandgetäfel eingefügt. Und die Austern Van Laar's labten ihn wie culinarische Zeugen dieser allgemeinen reinlichen Meeresfrische.

Amsterdam erklärt alle Stimmungseffekte Rembrandts durch seine üppige Fülle coloristischer Motive. Die schmalen Häuschen mit den seltsam gezackten Schornsteinen tragen eine kaffeebraune Farben-Lasur, deren feiner Reiz durch zahlreiche Architekturen aus rothem Ziegelstein von barock verschnörkeltem Style noch mehr hervorgehoben wird. Die Docks, die Canalbecken, über welche sich bogige Brücken spannen, das Netzgewirr der kleinen Gassen, an Venedig erinnernd — alles das wird von einem nebligen Halblichte abgetönt. Unter ihm setzt das

natürliche Grün der Baum-Alleen zu beiden Seiten der Canäle einen Flimmer an wie von rostigem Metall.

Doch der pöbelhafte Lärm roher Unsittlichkeit, welcher die Nachtruhe selbst im vornehmsten Stadttheil dieser Hafenstadt stört, trieben ihn schon am nächsten Tage seinem neuen Ziel entgegen. Thalatta, Thalatta!

Kaum in Scheveningen angelangt, warf sich Graf Krastinik auf die deutschen Zeitungen, die er hier zufällig in ausreichender Fülle vorfand. Da fesselte ihn sofort wieder der Name Leonhart. Was war dies schon wieder? Der Verleger desselben hatte unter den hinterlassenen Papieren ein förmliches Tagebuch vorgefunden und kündigte die unverzügliche Publizirung dieses „großartigen Erzeugnisses" an. Natürlich bestellte der Erstaunte das Buch sofort telegraphisch „zu umgehender Sendung mit Nachnahme".

Am andern Morgen aber fand er richtig in der „Berliner Tagesstimme" seinen offenen Brief abgedruckt. Wie folgt.

Eine höchst befremdliche Nachricht dringt zu uns, welche wir nur unter Reserve wiedergeben würden, falls nicht der Name des Betreffenden selbst dafür bürgte, daß hier keinerlei Mystifikation vorliegt. Die Leonhart-Affaire, welche jetzt schon wochenlang die Gemüther der näherstehenden Kreise aufregt, wobei durch Veröffentlichung des angekündigten Tagebuchs wohl kaum eine Sänftigung erhofft werden darf, findet hiermit eine ganz neue höchst überraschende Ergänzung.

In einem höflichen Geleitschreiben hat der vornehme Verfasser des nachfolgend abgedruckten Briefes ausdrücklich ersucht, denselben ohne jede Milderung und Streichung zu publiziren. Er bestehe darauf, widrigenfalls er den Brief einem andern Blatte überreichen werde.“

Krastinik lächelte flüchtig über diesen schlauen Coup. Er kannte seine Pappenheimer: Ehe die „Tagesstimme“ einem andern Blatte eine sensationelle Notiz überließ, sei es auch nur eine Brillant-Ente, eher würde sie wahrhaftig den Inseratentheil des „Botschafter“ pachten!

„Graf Xaver Krastinik hat sich bemüßigt gefunden, erst jetzt mit einer Erklärung hervorzutreten, welche das größte Aufsehen erregen wird. Wir bringen sie unverkürzt, seinem Wunsche gemäß.

„,Löbliche Redaction! Nach § 11 des Preßgesetzes steht mir eine thatsächliche Berichtigung frei, welche ich hiermit erlasse. In der ‚Kreuz- und- Schwertzeitung‘ fand ich kürzlich einen Artikel, dieses christlich-humanen Blattes vollkommen würdig, aus der Feder eines p. p. von Schnapphahnitzky. Dieser Herr, von dessen Existenz ich nur mal von meinem verstorbenen Freunde Leonhart gehört zu haben glaube, ist so freundlich, meine Wenigkeit gegen das ungebührlich herausgepriesene Verdienst meines seligen Freundes auszuspielen und zwar speziell das venetianische Drama ‚Die Meeresbraut‘. Ich erkläre nunmehr hiermit laut und feierlich: Dieses Stück, mit Ausnahme einiger scenischer Einfälle, gehört mit Stumpf und Stiel, mit Haut und Haar, in Idee und Ausführung, ausschließlich meinem todten Freunde Friedrich Leonhart. Sind die Herrn Neider und Nörgeler, diese Schurken, die den großen Dichter in jenen Anfall von Geistesstörung des Verfolgungswahns hineintrieben, — ist die Verschwörung von Schurken und Dummköpfen nun vielleicht endlich zufrieden?! Ich weiß recht wohl, daß in ihrer Wuth, sich so getäuscht zu sehn, die verbündeten, aber nicht vereidigten Makler nun über mich herfallen werden. Der Verstorbene hatte mein Wort, bis zu einer gewissen Frist den wahren Namen des Dichters zu verschweigen und den

unverdienten Ruhm auf meine Achsel zu nehmen. Diese Frist ist jetzt erloschen. Auch hätte ich meines Wortes mich entbunden erachten können, nach jenem traurigen Ereigniß. Ich gestehe daher mit einem demüthigenden Gefühl der Scham, daß ich vor diesem nothwendigen Schritt mich ängstete. So sehr hat auch das Beisammenleben mit den größenwahnsinnigen Erfolgjägern Berlins mein Gefühl für Pflicht und Ehre abgestumpft, daß es mir schwer ankam, auf solche unsauber erworbene Eitelkeitsmedaille zu verzichten.

Warum überhaupt diese Täuschung der Welt von mir und dem Verstorbenen versucht wurde, fragt wohl nur ein ganz naiver Bruchtheil des Publikums. Damit man es aber einmal Schwarz auf Weiß lese, so will ich es mit dürren Worten aussprechen. Nie wäre ein Drama meines verstorbenen Freundes, und wäre es noch zehnmal besser, je auf einer deutschen Streberbühne zur Aufführung gelangt, nie! Er konnte nicht dem Direktor ein Ordensbändchen verschaffen, der Frau des Regisseurs die Cour schneiden, mit dem Schauspielerpack Brüderschaft trinken. Ich aber, löbliche Redaction, heiße Graf Xaver Krastinik und bin daher befugt, selbst meinen greulichsten Schund an sämmtlichen Hofbühnen anzubringen. Da Leonhart tausend Feinde und keinen einflußreichen Freund (nicht mal dem Theater-Portier konnte er ein erhebliches Trinkgeld zu Füßen legen) besaß, so war ich also der unmaßgeblichen Meinung, daß er nur durch diese geschickte Vermummung zum Ziel gelangen könne. Im Einverständniß mit dem großen Dichter führte ich die Sache denn durch und der Erfolg bestätigte, wie gründlich wir Beide die Verlogenheit der Welt durchschaut hatten.

Ein Herr Nordau hat gegen „Conventionelle Lügen der Culturmenschheit" gedonnert. Auch das ist aber nur eine Lüge. „Culturmenschheit", eine Humbugphrase wie so viele. Die ganze Welt ist nur eine einzige Lüge und bei dem Worte „Idealismus" lachen die Auguren. Ein schöner Kellner hat mehr Aussicht auf Erfolg in der Welt als ein linkisches Genie, und nicht wer am besten dichtet, sondern wer am besten strebert oder dem Tagesbedürfniß schmeichelt, gilt heut als graußer Mann. Ein solcher Gewaltiger vor dem Herrn konnte Leon-

hart nimmer werden und so hatte er denn Recht, eine Welt zu verlassen, für die er allen Ernstes zu gut war.

Ich für mein Theil, nachdem ich diese letzte Pflicht erfüllt, nehme mit wehmüthigem Lächeln Abschied von der Poesie. Ich entsage für alle Zeiten der dichterischen Produktion. Meine litterarische Carrière war kurz genug, aber genügte mir, einen unauslöschlichen Ekel gegen dies Geschmeiß elender Federfuchser einzuflößen, das über seine verhungernden Kinder oder seine unbefriedigte Eitelkeit jammert, statt anständig zu Pflug und Spaten zu greifen, — das als litterarische Pennbrüder den Parnaß bebummelt, aber wie ein nichtsnutziges Knieholzgestrüpp dem aufwärtsschreitenden Bergsteiger die Füße umwickelt, so daß er strauchelnd zu Boden stürzt. Von ihren idealen Zwecken machen sie ein ebenso großes Geschrei wie von ihren materiellen Rechten. Wozu dient diese Kanaille, als den gesunden Sinn der Unbefangenen zu verwirren? *Ihre ganze Existenzberechtigung ist ihre Eitelkeit.* mit ihren idealen Zwecken finden ihr schönstes Recht in Niederduckung Sie des wahrhaft Großen. Und ihre materiellen Förderungen der Standesinteressen bestehen höchstens darin, daß sie dem Lebenswerthen möglichst den Weg zum allgemeinen Futtertrog versperren, um ihren werthlosen Windbauch vollzustopfen. — Kurz, wo immer eine geniale Natur sich erhebt, da folgt ihr instinktiv der Haß aller Feigen und Schlechten. Das ist der Schatten, den das Genie wirft, und gleichsam seine natürliche Beglaubigung.

Nach Erledigung dieser Erklärung, empfehle ich mich hiermit statt jeder besonderen Meldung meinen Berliner Freunden „vom Geschäft“, besonders den liebenswürdigen Schauspielern, die dem Drama Leonharts — pardon, *Graf* Krastiniks — eine so begeisterte Theilnahme entgegenbrachten, vor allem Herrn Direktor L'Arronge. Die Tantièmen der „Meeresbraut“, welche in Berlin nach Verabredung deponirt wurden, bestimme ich hiermit zu einem Grabdenkmal für meinen großen unglücklichen Freund. Einer löbl. Redaction ergebener

Graf Xaver Krastinik.“

Schon am andern Tage fielen die Berliner Zeitungen über ihn her. Krastinik las sie ruhig durch und trank als Magenstärkung einen Oranje-Bitter.

Den Menschen kann man nicht die Mäuler verbieten. So tadele denn Jeder nur getrost am Anderen, was er im eignen Busen wiederfindet! Die Frechheit, womit dies Volk über Ungewöhnliches urtheilt, entspricht nur der allgemeinen Ichsucht, deren krankhafte Kleinlichkeit sich berechtigt glaubt, alles zu kennen und zu beurtheilen, was grade in dem Bannkreis ihres eigenen winzigen Lebenskreises durch flüchtigen Zufall an ihnen vorüberhuschte. Und wäre es das Größte, sie ziehen es zu dem alltäglichen Nichts ihrer gleichgültigen Existenzen herab und beschimpfen keck, was zu hoch über ihnen steht, um sich vertheidigen zu dürfen. Souveraine duelliren sich nicht. Eins aber schien jetzt unbedingt nöthig: Daß er Ernst machte mit seiner Absage an das litterarische Geschwätz. Ja, gewiß war er ein echter Dichter, aber er mußte sich tödten, wie der Manne auf des Germanenherzogs Grab, auf der Leiche eines so unendlich größeren Dichters, von dessen Ruhm er unfreiwillig gezehrt.

Wie sonnenhell lag im Anfang seine neue Laufbahn vor ihm da!

Welch glückliche Zeit, wo er keine andere nagende Furcht kannte, als die, nicht früh und voll genug fertig zu werden, wo vor seinem Geiste endlose Bilder sich drängten, die er vergeblich alle zugleich zu beschwören hoffte und die sich in seinem schaffenden Gehirne stießen! Aber ach, die ganze Poesie, welche vor seinen trunkenen

Blicken schwankte, löste sich auf und zersplitterte sich in endlose Fragmente, von denen Keines vollendet ward. Durfte er glauben, daß in jenen Kindheitstagen seiner litterarischen Anfängerschaft die echte Poesie, der echte Schöpferdrang in ihm thätig gewesen? Nein. Seine Jambentragödien waren historische Schulübungen, deren letzten Refrain doch immer das gegenseitige Schwertergeklirr abgab.

Und so ging er denn ans Heldenstück der Selbstüberwindung. Bei der Abreise von Berlin hatte er natürlich sein Theuerstes, seine Manuscripte, mit sich geführt. Nun öffnete er das bisher unberührte Fach seines Koffers und häufte seine Schätze vor sich auf.

Lange durchwühlte er diese Fragmente historischer Dramen, die er mit Leonhart einst durchgesprochen. Er wischte mit dem Finger über die Wimper, als müsse er dort eine Thräne zerdrücken. Doch sein Auge blickte kalt und starr.

Mit einem kräftigen Ruck raffte er sich zusammen und packte die Manuscripte und warf sie in die hellodernden Flammen des Kamins. Rasch wandte er sich dann ab, wie um das Unheil nicht zu sehen. Erst als die Papiere schon halb verkohlt und zu Asche verbrannt, richtete er seinen Blick darauf. Und mit bebendem Herzen zwang sich ihm auf die Lippen das Lied:

Lebt wohl ihr Alle, die einst gelebt
In meiner Seele, die euch belauscht!
Ihr Heldenschmerzen, die mich durchbebt,
Ihr Völkerkunden, die mich berauscht!

Hinab hinab, versunkener Hort!
Die Welt soll nimmer Dich wiedersehn.
So mag das ewige Dichterwort
Mit all der anderen Spreu verwehn!

Aber kaum hatte er so in Erhabenheit geschwelgt, als eine innere Stimme ihm mahnend ans Ohr schlug: Hüte Dich, hüte Dich vor neuem Rückfall in das Laster der Andern, vor kindisch selbsttäuschendem Größenwahn! Das ewige Dichterwort? Meinst Du wirklich Dich selber? Wer gab Dir das Recht dazu, Deine hübschen Theatralika à la Heinrich v. Kleist gleich für etwas Besonderes zu halten, in einer Zeit, wo ein großer Dichter an Deiner Seite schritt?

Krastinik versank in tiefes Nachdenken über sich selbst und das allgemeine Problem einer geistigen Thätigkeit, die doch eigentlich direkt der rohen Realität zuwiderläuft.

Es ist unwahr, daß Physisches und Psychisches sich ergänzt. Der Eine wird mit überwiegend physischer Kraft geboren, welche sich als sogenannte Lebensfrische offenbart, — weswegen die realistische englische Sprache auch kräftige Lebhaftigkeit kaltblütig „animal spirits“ (thierische Lebensgeistər) nennt. Diese Anlage überwiegt vor allem bei den Frauen. Da aber das psychische Element in jeder menschlichen Natur liegt, so hindert es fortwährend die freie Entfaltung des Physischen. Denn ist die geistige Fähigkeit eines solchen Individuums eine geringe, so sucht es durch Fleiß und Studium sich zu Höherem aufzuschwingen, verkümmert sich aber nur den physischen Genuß, ohne geistlge Resultate zu erreichen.

Und sind die geistigen Fähigkeiten nicht unbeträchtlich, so erkennt ein solches Wesen bald die Nichtigkeit des Thierischen, kritisirt an sich herum, fühlt die gähnende Lücke seines Innern, bewundert das Höhere, ohne sich zur geistigen Arbeit aufraffen zu können, weil eben das physische Element von Natur aus zu mächtig in ihm. Dies sind all die zerrissenen, zerfahrenen und in falschem Sinne romantischen Naturen. — Der Andre wird mit überwiegend psychischem Element geboren. Ihn hindert nun das schwache physische Element entweder durch Kränklichkeit im geistigen Schaffen, oder die sich stärkende physische Natur rebellirt gegen die übermäßige Psyche, indem sie auf dem Wege der Phantasie zu Ruhmsucht, Eitelkeit, Herrschsucht und Sinnlichkeit verführt.

Der Graf schauderte vor des Leere seines einsamen Innern.

Wer Gram und Zorn und Haß im Herzen hat, etwas hat er dann doch hinabzuspülen. Er taucht in Lethes Fluth ein volles Blatt, ein vollgeschriebenes Blatt — o er ist zu beneiden. Doch dies Gefühl des Erfrorenseins, des Abgestorbenseins, erfüllt das ganze Herz mit Nacht und Schatten.

Und als müsse er von der Muse einen ihrer würdigen Abschied in Versen nehmen, quälte er seine ganze Lebenserkenntniß in folgende Reim-Prosa hinein:

Glück, das ist Frieden, Frieden ist Ruhe,
Ruhe ist Größe und Freiheit nur groß.
Denke und fühle, schaffe und thue
Friedlos und rastlos, im Sturmesgetos.

Ruhe sinkt willig in unruhvolle Seele.
  Wer Ruhe aber suchet, den quält ein innrer Dorn.
Bewegung lenkt das All, der Einzle auch sie wähle.
  In Widerspruch und Wechsel nur quillt der Wahrheit Born.

Wenn für die Gegenwart Du nicht denkst und nicht handelst,
  Dann naht der Vergangenheit dürres Gespenst.
Oder mögliche Zukunft ins Jetzt Du schon verwandelst,
  Deren Leiden Dir sicher, deren Freuden Du nicht kennst.

Du rechnest, ob nicht etwa der Wechsel oder jener
  Zu Deinen Gunsten nahn wird, doch nur das Unheil naht.
Wer frühres Glück betrachtet, zu übersehn nicht wähn' er
  Manch unfruchtbaren Samen, manch Unkraut in der Saat.

Wenn eine von der andern auch verschlungen werde,
  Doch nennen wir uns Wogen in der Brandung der Zeit.
Statt dessen sind wir Blasen und Schaum diese Erde
  Und drunter rollt unheimlich das Meer der Ewigkeit.

Er überlas das Geschriebene. Dann lächelte er verächtlich und zerriß das Papier. Er ein Dichter? Ein tieffühlender und tiefdenkender Mensch war er, aber blieb ewig Didaktiker oder Theatraliker. Was verlor die Welt an seinem Dichterthum? Das konnte höchstens dazu dienen, größere Talente in bedrückten bürgerlichen Verhältnissen durch seine gräfliche Concurrenz zu schädigen.

Und hätte er noch geschwankt, ob er definitiv abdanken solle, dann hätte die Lectüre des Leonhartschen „Tagebuchs“ ihn endgültig bestimmt, das jetzt auf seine telegraphische Bestellung umgehend eintraf, „soeben erschienen“.

IV.

Als Motto standen auf der Titelseite aus Händel-Miltons Oratorium „Samson Agonistes“ die Verse: „Laß mich mit Thränen mein Loos beklagen, Ketten zu tragen das ist mein Geschick.“ Ja, wahrlich, hier tobte ein geschorener geblendeter Simson in seinen Ketten — er, der so oft mit einem Eselskinnbacken die Philister erschlug.

Bei Lebzeiten des Dichters wäre eine Veröffentlichung dieses Tagebuchs ein unmögliches Vabanque-Spiel gewesen oder zum Staatsstreich geworden. Die unheimliche Menschenkenntniß, die hier intuitiv in allen Seelen las, ihr Schicksal mit einem Blick vor- und rückwärts erkundend, paarte sich einem unerbittlichen Zuhausesein im eignen zerwühlten Herzen. Dies schien ihm der Spiegel geworden, durch den er die Herzen der Andern sah.

Man blickte gleichsam über den Schreibtisch des Dichters, wie er verzweifelt nach Vollendung rang. Man sah ihn als halbflüggen Jüngling seinen unreifen Weltschmerz und seine unglückliche Liebe in wilden Liedern ausgrollen, aber nicht in rethorischer Formvirtuosität, nichtselnd, sondern an großen Stoffen sich die Zähne ausbeißend. Langsam und stetig gewann er Herrschaft über die Form, allerdings eine neue Form, von welcher der akademische Jargon der Poesie-Eunuchen und Hermaphroditen noch nichts ahnte. Mit durstigen Sinnen schaute er sein handlungbewegtes Leben an und angeschautes Leben trat in all seinen Schriften hervor. Ja, er eroberte sogar neue Stoffgebiete, welche der Poesie noch

nie erschlossen waren. Unaufhaltsam rollte der Wagen dieses geistigen Imperators die Via Triumphalis hinan.

Dabei blieb er kameradschaftlich jovial, trotzdem das volle Bewußtsein seines Werthes ihn aufrecht erhielt im Sumpf der litterarischen Bohème. Aber grade in Folge seiner Bonhomie kam eine Vertraulichkeit seiner Schützlinge zum Vorschein, die dem verwöhnten und stolzen Manne nicht behagen konnte. Wunderknaben, die er gegen alle Welt geschirmt, vermaßen sich ihn zu fragen, wie einst der Dichterling Polidori seinen Gönner Byron: was er denn eigentlich mehr leiste als sie. Wer in seinem Schatten vegetirte, nahm später einen lehrhaften Ton gegen den allzu Gutmüthigen an. Wenn dann dem Ewigkeitsmenschen endlich die Geduld riß, rannten sie wie toll umher und klatschten Schauderdinge von seinem Hochmuth, während es gerade als sein Fehler erschien, daß er sich würdelos wegwarf. Im tiefsten Innern bescheiden allem Großen gegenüber, hingebend und übertrieben wohlwollend gegen alles leidlich Bedeutende, zweifelte er stets an seiner Unfehlbarkeit, unbeirrt durch das Hosianna seiner Bewunderer wie das Gekläff seiner Neider. War er nur der Christoph Marlowe eines neuen Shakespeare? War er der Riese Christoph, der das Jesuskind über die wilden Wasser trägt? Oder war er selbst dieser Messias der Poesie? Er wußte es nicht. Auch grübelte er nie darüber und fühlte sich stets bereit, das Knie zu beugen vor dem Dichter der Zeit, der da kommen sollte, wie die Zeichen künden. Fern dem neidischen Größenwahn wie der falschen Demuth, wie es der wahren Größe

geziemt, brandmarkte er nur den Wahn der Windmacher. Denn in diesen prahlenden neidgrünen Schwächlingen erkannte er grade die echten Kinder unsrer reklamesüchtigen Aera, ob sie auch selbst über ihr Jahrhundert errötheten, wie ihr Jahrhundert über sie. All diesen Statisten, die statt „die Pferde sind gesattelt" sich selbst als Heldenspieler meldeten fürs erste Rollenfach, ertheilte er oft den wohlverdienten Fußtritt seines vernichtenden Sarkasmus.

Selten war die Lächerlichkeit, welche unbewußt aller Lüge und Gemeinheit anhaftet, mit so sicherer kühner Hand in derben Strichen conterfeit. Wie der Ritter mit der eisernen Hand, knackte dieser ins Moralische übersetzte Pietro Aretino abschreckende Kopfnüsse hinter den feuchten Ohren seiner Verfolger und verpuffte sterbend all seinen Grimm, wie Götz in beherztem Aufatmen aus voller Brust: „Freiheit, Freiheit, himmlische Luft!"

Man sah Schritt für Schritt den Morast der litterarischen Misère über dem Haupt des Unglücklichen zusammenbrechen. Man sah seine Dramen vergeblich an die Pforte aller Theater klopfen, wie seinerzeit die Opern Wagners. Infamie und kein Ende. Da schimpfte die „vornehme" Kritik über Theaterleiter und Publikum, welche allein der Fluch Apolls ob dem Untergang des Dramas treffe. Und die Presse etwa nicht? Man forscht umsonst begierig, was denn sie beitrage zur Förderung

verkannter Dichter. Wer zu stolz ist und zu hoch steht, um jenen „vornehmen" Geistern schmeichelnd um den Bart zu gehn, wird von ihnen nach wie vor todtgeschwiegen. Man sah, wie der edle Dichter umsonst nach Jemandem suchte, der selbstlos für Andere eintrat. Nur Einer schien davon ausgenommen, der aber durfte mit Heine singen: „Schade, daß ich ihn nicht küssen kann, denn ich selbst bin dieser brave Mann."

Jenes Gewirr von platter Bosheit, bübischer Dummheit und neidzerfressenem Größenwahn, das sich „litterarisches Leben" nennt, wurde hier einmal erschöpfend blosgelegt. Jeden Augenblick hörte man den Dichter heimlich die ironische Liebesbotschaft nach allen Richtungen der Windrose versenden: „Ich weiß alles." Das genügt. — Da schwatzte dies Völkchen von „Größenwahn", wenn tiefbeleidigtes Gerechtigkeitsgefühl sich gegen schnöde Verkennung und den eiteln Wahn der Modefexen empörte. Hier mochten die Worte der Schrift gelten: Sie haben Ohren, um zu hören, und hören nicht; sie haben Augen, um zu sehen, und sehen nicht.

Wer als Einer unter Myriaden stets die Sache und nie die Person im Auge behält, muß der Selbstübervortheilte bleiben, auf dessen Kosten sich alle Ohrwürmer mästen. Darum bildet den rechten Grundstein einer geregelten litterarischen „Carrière" die einfache Nützlichkeitslehre der Bismarckschen Diplomatie: „Do ut des". Um die wahre Bedeutung und derlei Allotria mag sich die Nachwelt kümmern. Nachruhm! Leichen kann man nicht mehr füttern.

Die gefährlichste und verletzbarste Eitelkeit stellt nicht das eigene Selbstgefühl dar, sondern die Eitelkeit für einen Anderen z. B. der Mutter für ihren Sohn. Der wahre Dichter aber fühlt für seine Dichtung wie für ein Kind, das er gebar. Während der Dichterling immer nur sich selbst persönlich getroffen fühlt, wenn man seine Dichterei heruntersetzt, kränkt den Dichter ein ganz unpersönlicher unselbstischer Schmerz, wenn er sein Dichtungskind, dies von ihm losgelöste selbständige Wesen, von der kalten böswilligen Welt verstoßen und besudelt sieht.

An diesem Schmerz, der insofern komisch wirkt, als er sich Niemandem als unselbstisch begreiflich machen kann, ging der unglückliche Dichter langsam zu Grunde. Er faßte sich fortwährend gleichsam litterarhistorisch auf und grübelte über seine Eigenart nach, als gelte es einen posthumen Essai für die Nachwelt zu schreiben. Andrerseits steigerte sich bei ihm die Unmöglichkeit, die tausend Theilsächelchen des Lebens zu berücksichtigen.

Wie oft werfen nicht beschränkte mittelmäßige Köpfe einem Kraftgeiste, der, von rastlosem Thatendrang dämonisch fortgerissen, immer nur das Ganze, nie die Theile bedenkt, haltlose Unruhe, unzeitigen Starrsinn, Widersprüche vor, während nur ihre eigene Mittelmäßigkeit sie auf der gewohnten Bahn des ebenmäßigen Vorwärtstappens erhält!

Schritt für Schritt sah man die tückische Nervenkrankheit hier vorrücken, welche den Unglücklichen in

seiner Verbitterungs-Manie dem Wahnsinn und dem Selbstmord entgegentrieb. Er suchte gleichsam alle Abgründe auf und secirte sich und seine Nebenmenschen bei lebendigem Leibe. Der letzte Theil des Tagebuchs, in dem Monat vor seinem Tode geschrieben, enthüllte dies so recht.

Welch ein köstlicher Kerl ist doch College X.! Der sagt von Jedem, sei er auch der erwiesenste Schuft: „Alles was recht ist! Ein anständiger Mensch!" Nur nie Farbe bekennen, nur leise treten, nur ja mit Jedem sich gut halten!

Alle sind sie Macher, alle. Sie theilen sich nur in geschickte Macher und in ungeschickte. Da liegt der ganze Unterschied. Mit ironischem Lächeln gehe ich stets auf ihre eigene Weltanschauung ein und hebe meine Sprüche an: „Wir sind ja unter uns, mit Wasser kochen wir ja alle." Und die Kerls merken nicht einmal, daß ich mich über sie lustig mache.

Das sind noch die Ehrlichen. Nur wenn Einer von seinen „idealen Zielen" zu schwindeln anfängt, dann mache ich mich schleunig aus dem Staube oder halte meine Taschen zu. Gott, wie sie doch alle das Selbstbelügen verstehn! Und ich armer Hülfloser, der ich nie meine Gesinnung verstecken kann, nicht mal vor mir selber!

Ich freue mich immer, wenn ich mit Offizieren zusammentreffen. Hier herrscht wenigstens Disciplin, Unterordnung unter den höheren Rang, Aufgehen in das Ganze. Hier steckt eine greifbare Realität. Diese Kunst-Proletarier und Geist-Handwerker sind hohle Schemen, Blasebälge, Etiketten von leeren Flaschen. Diese Kerle würden ihren Vater todtschlagen und ihre Mutter verkaufen, wenn sie ihren nimmersatten Ehrgeiz damit stopfen könnten. Sie leiden an einer Art Auszehrung selbstverzehrenden Größenwahns. Sie zehren gleichsam von ihrem lieben Ich und nagen sich selbst das geistige Fleisch von den Knochen. Redet man von Dingen, die grade nicht ihr persönliches

Interesse tangiren, so gerathen sie in Geistesabwesenheit und pfeifen „Ach du lieber Augustin, alles ist weg.“ Ein ewiges Fieber wahnsinniger Vordrängungs-Gier jagt sie hin und her. Diese Umwechsler geistiger Münzen spekuliren andauernd nach dem Courszettel der Erfolgbörse auf Hausse und Baisse. Viele dieser litterarischen oder künstlerischen Börsianer müßten lebenslänglich Zuchthaus erhalten wegen geistiger Urkundenfälschung und wegen falschem Zeugniß, als besoldete Denuncianten und Meineidbeschwörer des kritischen Areopags, sei es nun als Alexandrinische Kunstgelehrte und Kultusministerialräthe oder als „Knüngel“-Verschwörer der akademischen Strebercliquen untereinander oder als „vornehme“ Preßbanditen und Fälscher der öffentlichen Meinung oder als Hoftheaterintendanten-Excellenzen und Nicht-Excellenzen, und was des Gesindels mehr ist.

Aus ihrem Munde geht nichts als Lüge, wie jedes Wort aus des persischen Satans Eblis Rachen sich zu Pesthauch verwandelte. Phrasen, nichts als Phrasen. Humbug und kein Ende. Und ich selber? Bin ich denn besser? Ich Memme, der ich mich mit ihnen an einen Tisch setze, weil sie dann wenigstens nicht klatschen und schimpfen können, und mich dann regelmäßig ärgere über den vergeudeten Abend? Ja, ich selber tauge den Teufel nichts.

O dürft' ich rufen mit Coriolan, ein Selbstverbannter:

„Ihr Hundeseelen, deren Hauch ich hasse
Wie unbegrabener Männer todtes Aas,
Das mir die Luft verseucht — ich banne euch.“

O dürft' ich fliehen von den Ufern dieser Panke, welche ein ewiger Regen in zahllose schmutzige Wasserringe zerschneidet, ans Gestade der Brenta! O dürfte, Tauben von San Marko, sich aufschwingen in eure Reihen meiner Seele fromme Taube und mit euch kosen in heiterm Spiele auf der Vorzeit Grabdenkmal, ihr Tauben von San Marko! — O Vorzeit, o vielverkanntes Mittelalter, das der jüdische Aufkläricht uns wegsudeln möchte! Ihr hattet kleine Mittel und große Ziele, wir haben große Mittel und kleine Ziele. Mittel schaffen noch keinen Zweck, aber der Zweck schafft sich selber Mittel.

Denkt man nur an die Kreuzzüge, wie ärmlich erscheinen alle heutigen Unternehmungen!

O Nibelungendichter, großer Unbekannter, der im Mysterium weltentäußernden Schweigens vornehm dem Erdkreis entschwand! Oft träumte ich Dich als Genossen Walters von der Vogelweide, in Palästina dem Hohenstaufischen Kaiserzuge folgend.

Rosen und Trauben wogen im Libanonthal wie ein Meer rothen Weines ineinander, verschwimmend in Farbenwellen. Doch die Wolke Sodoms durchfließt noch immer unheimlich die Luft, wo das Todte Meer faul wie ein Alligator seine bleiernen Fluthen sonnt mit glasig stierem Auge, das in sich selber zurückschreckt. Und des Himmels brennendes Auge löst nie in Thränen sein starres Lid. Wie ein bleicher Symar, ein Leichenhemd von gramverwesten Völkerleichen, dehnt sich die Wüstenei, am Morgem vom „Blutregen" bethaut, der nächtlich herniedertrieft. Und wie die rothen Kreuze, die der Aberglaube in den Infusorien dieses Blutregens sah, bedecken in Morgendämmerung Rothkreuze das Blachfeld, wo die rothbekreuzten Templer auf dem Kriegspfad vorüberschleichen.

Und der wilde Schwan, deß wir inne geworden,
In Lüften sich wiegend, vom Heiligen Orden
Ist es das stolze Banner Beauséant.
Laissez aller! Vorbei! En avant!
Wie Wüstenmirage ist alles zerronnen.
Wir aber reiten ruhig besonnen,
Anstimmend einen ernsten Leich
Von Gottesminne und Himmelreich.
Unsrer gelassenen Hiebe Schnitt
Keinen Seldschucken im Sattel litt.
Doch neben mir schwebt wie Kranichflug
Ein Geisterkarawanen-Zug.
Im Wüstenqualme, im Dach der Palme,
Wie einst im Goldmeer heimischer Halme,
Immer sehe ich noch die blonden
Enakssöhne, die reisigen Burgonden.

Und wo Herr Walter Vogelweid
Ein vaterländisch Lied voll Schneid
An der Nachhut Spitze sang nunmehr,
Da sah ich Volker in herrlichem Stat,
Am Schaft ein Banner von Goldbrokat.
Nie sah man kühneren Fiedelêr.
Da klangen die Saiten, die Wildniß erscholl,
Süßer und süßer das Lied entquoll,
Wie einst das Horn von Ronceval
Anrief mit lautem Wiederhall
Den Kaiser Karl, den greisen Herrn —
O Barbarossa, Du bist fern!
Da, jäh gepackt von Heimwehgraus,
Wir wider den Feind uns wandten,
Und klopften derb die Heiden aus,
Daß sie nach Hause rannten.
Dann seufzten wir alle bitterlich,
Uebern Kinn zum Bart die Thräne schlich.

— — Wohin hab ich mich verirrt! Mir war, als wär' ich selber der Nibelungendichter, als wäre sein Geist in mir und ich sein Enkel durch lange Seelenwanderung. Wer weiß! „Es giebt mehr Ding im Himmel und auf Erden" — leite bis zur Quelle Dein Ichbewußtsein zurück, so wird ein Gefühl Dir sagen, das keine Worte zu künden vermögen: Du bist nur eine neue Form von alten, ewig wiederkehrenden Gestalten.

Magisch zieht's mich zum Orient, wo Afrits und Gouls die verbotenen Schätze Istakars bewachen, wo Schätze verbotenen Wissens und verborgener Schönheit auf den Finder harren; wo die verzauberten Ruinen Tschilminars den Wanderer fragen: Werden wir jemals neu erstehn? Düstere Sykomoren rauschen, gleich den schwarzen Reichsstandarten des Kalifen. Grüne Triften dehnen sich, wie die grüne Glaubensfahne des Propheten, entlang der blauen Stromkrümmung, welche vergoldete Barken durchgleiten, wie auf Damascenerklingen goldne Koran-Devisen sich kreuzen. Dort möcht' ich schlürfen Kischmi's

goldigen Wein und Sorbet aus dem Saft des Tamarindenmarkes. Und wie an Arabiens Vorgebirg Babelmandeb die Schiffer Kokusnüsse und Negacesara-Blüthen in die Brandung schleudern, um sie zu versöhnen, so sollten sanfte Lieder mein stürmisches Herz besänftigen. Wie die Morgenländerin auf die Fluthen des Ganges ihre Lampe setzt, um zu erforschen ob ihr Liebster lebe, — so würde auf wirbelnder Lebensflut meine Hoffnung leuchten, daß ich lebe im Leben meines Gesanges.

Ja, so würde — — und wie ist es! O großer Ahnherr, durch dessen Seele die Riesenleiden des Nibelungenlieds geschritten, tausendfach glücklicher warest doch Du, denn ich.

Nicht in der Wüste des gelobten Landes, in der Wüste dieser erbärmlichen Zeit, eingepferchen mit den Litteratenplebejern dieser Öffentlichen Meinung, verschmachte ich hier ohne Oase und Quelle. Ich, jeder Zoll ein Sänger — ein geistiger Kosmos, eingeschnürt in schwachen Leib und kleinliche Verhältnisse, wie ein Löwe in eine Hundehütte — — zu versinken in ekeln Morast, in die Schlangengrube hinabgeworfen zu niederm Gewürm, — ich, der Ritter und Fürst, geblendet und in Banden, erschlagen von niedrig geborenen Knechten — — o bitter, bitter, bitter!

Nicht mal hier waltet Gerechtigkeit. Die Gelehrtenschnüffeler construiren sich ein sogenanntes Volksepos zurecht und ahnen in ihrer blöden Blindheit nicht die einheitliche Kunstverständigkeit des größten Dichters! Das großartigste und vollendetste Kunstwerk aller Zeiten, der ewige Stolz deutscher Nation, wird von einem frechen Schulmeister in Ottave Rime übertragen, sintemal die herrliche Nibelungenstrophe ungenießbar sei! Ein Mann, Namens Jordan, rhapsodet umher, soweit die deutsche Zunge klingt (sogar in Siebenbürgen trieb er sein Unwesen), mit einem Stabreim-Monstrum, worin er durch modern krankhafte Makarterei und Schopenhauersche Philosophie an der ungefügen Urmär dreiste Nothzucht verübte! Ein Anstreicher, dessen Maurerpinsel mit grellen Farben die keuschen Marmorstatuen erhabe-

ner Einfachheit besudelt! Es sei ja stofflich recht großartig, aber kindlich ausgeführt, — schmunzelt dieser wohlgenährte Salonbarde in weißer Halsbinde und die unwissende Menge betet das gläubig nach!

In gelahrten Litteraturgeschichten wird die Gudrun, ein jütischer Dünen-Knick, mit dem Nibelungen-Montblanc verglichen!

O geschmacklose Thorheit, dein Name ist Mensch!

Grabbe grinst in seinem Satirspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“:

„Die Wörter ‚genial, sinnig, gemüthlich, trefflich‘ werden so ungeheuer gemißbraucht, daß ich schon die Zeit sehe, wo man, um einen entsprungenen Zuchthauscandidaten zu infamiren, an den Galgen schlägt: N. N. ist gemüthlich, sinnig, trefflich und genial! — O stände doch endlich ein gewaltiger Genius auf, der, mit göttlicher Stärke von Haupt zu Fuß gepanzert, sich des deutschen Parnasses annähme und das Gesindel in die Sümpfe zurücktriebe, aus welchen es hervorgekrochen ist!“

Hat dieser Ausfall nicht noch heute Geltung? O viel mehr sogar! Wenn man die Reklamen der Buchhändler und der Blätter liest, wird einem übel. „Endlich einmal ein Meisterwerk!“ annonciren sie das Produkt irgend eines Sudelmännleins. Und der Verleger-Größenwahn, welcher am liebsten eine ganze Rotte von Genies in seinem Verlag aus dem Boden stampfen möchte, läßt die Macher über sich selber Prospekte schreiben, worin sie ihre leidlich gelungenen Werkchen zu den „höchsten Darstellungen der Weltlitteratur“ rechnen und zwar „unstreitig“. Da giebt es „Charaktere von wahrhaft Shakespearischer Tiefe“, „Effekte wie kaum in Schillers Dramen“ — kurz und gut Kunststücke, neben denen „die besten andern Schilderungen prosaisch, ja alltäglich erscheinen“!! Ueberall, wo man hinhorcht, dasselbe Lied. „Bewunderungswürdige Kunst der Darstellung“ „der geniale Verfasser“ — derlei regnet nur so bei Besprechung der mäßigsten Sudeleien. Da werden Goethe, Horaz, Pindar, Burns, Petöfi, Heine,

Lenau, Flaubert in Unkosten gestürzt, um als Lob-Vergleiche mit jedem Nachahmer herzuhalten.

Aber was sehe ich! Seien wir nicht ungerecht! Stützt man den betrunkenen Bauern auf der einen Seite (wie der selige Luther sagt), fällt er auf der andern Seite wieder herunter. Denn um ein gerechtes Gleichgewicht zu erzeugen, legt man dafür an die Werke des wirklichen Genies unmögliche Maßstäbe an, nach welchen es ja ein Leichtes wäre, Shakespeare und Goethe unsterblich lächerlich zu machen. Da werden die frechsten Lügen nicht gescheut, um das ehrliche Verdienst zu schmälern, — falls man es nicht am liebsten ganz todtschweigt. Bravo, das ist ausgleichende Gerechtigkeit. Diese Leute haben gleichsam ein instinktives Gefühl dafür, wo bedrohliches Uebergewicht vorhanden. Wo man ein hübsches Zwergtalent erkennt, da mag dasselbe noch so größenwahnsinnig in lächerlichen Radau-Vorreden sich aufblähen, — man kommt ihm freundlich entgegen.

Aber wehe der wahren Größe, die ihrer selbst bewußt! Kreuziget, kreuziget! „Bist Du der Juden König?" „Du sagest es." Er hat bekannt, was brauchen wir weiter Zeugniß! „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen", sprach Pontius Pilatus, das Forum der Vernunft. Aber da erhoben die Juden ein graußes Geschrei und Pilatus ist schwach. „Ich überantworte ihn euch." Da führeten sie ihn an eine Stätte, die heißet Golgatha. Daselbst schlugen sie ihm ihre Nägel durchs Fleisch.

Die armen Verleger! Wie ich sie bedaure! Wieviel Opfermuth und unausrottbare Zuversicht gegenüber der versteckten Gleichgültigkeit des Publikums!

„Und da kreuzigten sie neben ihm einen Räuber, der hieß Barrabas." Der Verleger Murray prahlte seinen Freunden von einer Bibel vor, die ihm sein „großer Autor" Byron geschenkt. Aber diese Freunde, die mit im Complott, zeigten ihm jenen Bibelvers — da hatte der boshafte Dichter das Wort „Räuber" durchgestrichen und „Verleger" darübergeschrieben. — Nun, wenn man den Verleger Bar-

rabas neben seinem Messias kreuzigt, so trifft ja ihn wohl das erlösende Wort: „Morgen wirst Du mit mir im Paradiese sein.“

Die Welt ist rund, mein Kind,
Und wir drehn uns mit.
Lauf nicht zu geschwind,
Sondern halte Schritt!

Der muß vor sich selber beben,
Wer sich selber Rechnung giebt.
Aber mir ist viel vergeben,
Denn ich habe viel geliebt.

Heut fand ich unter meinen Papieren ein vergilbtes Blatt, Verse in der Handschrift meines verstorbenen Freundes Gottlieb Ritter, jenes Esels, der sich wegen einer Chansonneuse erschoß:

Ha, Deiner Wange Rosenlicht,
Des Auges süß Vergißmeinnicht,
Verzaubert mich, doch manchesmal
Blickt's seitwärts auf mich kalt wie Stahl.
Die Lippen scheinen fein und rein,
Doch sehe ich die Schlängelein
Umzirkeln sie, die lieben alten
Bekannten, jene bösen Falten,
In denen Heine gleich erkannte
Kußgierig liebe Wahlverwandte.
Als Faust am Blocksberg, wo im Eck
Sein Gretchen stand, mit Lilith scherzte,
Sah er, indessen er sie herzte,
Zu seinem nicht geringen Schreck

Ein Mäuslein aus dem Munde hüpfen.
So sehe ich eiu Schlänglein schlüpfen
Aus Deinem Munde — eine Zote!
Doch ob mir auch mein Gretchen drohte,
Die Tugend und das Ideal —
Anbete ich Dich doch nicht minder,
Gleich wie die abergläubigen Inder
Die Abgottschlange ihrer Wahl.

Du lieber Gott! Ein gut Stück Verlogenheit spielte doch auch dabei mit. Allerdings, Gottliebchen war ein wirkliches Genie, keiner von den komischen Stürmern und Drängern Jüngstdeutschlands, welche mit Straßendirnen die sociale Frage lösen und Jeden von ihrem Genie-Bund ausschließen, der sich zufällig in anständigen bürgerlichen Verhältnissen bewegt und „zahm“ genug bleibt, socialistisches Geschwefele für unreifes Zeug zu halten. Aber auch Gottlieb Ritter „erlöste“ das „Volk“, ohne von diesem gepriesenen Pöbel das Geringste zu wissen. Armer Teufel! Was mögen die albernen Dirnen, mit denen er sich herumschlug, über seine Sentimentalität gelacht haben! Ein richtiger deutscher Lyriker.

Ach und erst der verrückte Componist Ernst v. Bullrich, der angeblich wegen eines Biermensch im Duell gefallen sein soll! (Fritz Erdmann, der naturalistische Epiker, auf den Karl Schmoller immer so viel aus Concurenzneid schimpfte und der sich jetzo in Amerika herumtreibt, wollte nie recht mit der Sprache heraus.) Auch von ihm finde ich noch ein Verschen aus der Zeit, wo ich ab und zu die berühmte Kneipe besuchte, in der jene Sturm- und Dranggenies sich gegenseitig ihre Opera omnia vorlasen. Zu drollig!

„Ich will umschließen Dein starres Herz,
Und wärest Du ganz vergletschert,
Vulkan, aufgährt Dein Flammenschmerz,
Wo meine Thräne plätschert.“

Na, plätschere man zu! — Welch ein Wahnsinn diese Liebe, die sich mit Gewalt in ein andres Wesen auflösen möchte! Gott sei Dank, an solcher Schwäche leide ich nicht mehr. Auf Erden ein Ideales suchen ist schon Jugendeselei. Bah, besieht man sich die Helden und großen Geister bei Lichte, sind's ja auch nur Esel.

„O welch ein Künstler stirbt in mir!" ruf ich mit dem Größenwahn des sterbenden Cäsaren. Wenn ich da unten modere, dann werden sie schaufeln und schaufeln an dem verschütteten Götterbild, bis es aufrecht steht wie ein Denkmal, von dem die Hülle fiel. Und kein Antlitz, das man kennt aus den Gebilden der Vergangenheit. Denn nie aus gleichem Marmor wird der Genius geschnitten. Wie sie grinsen würden, die Erbärmlichen, wenn sie diese Prophezeiung ahnten! Und doch wird sie sich erfüllen, kaum daß ich die Augen schloß.

Aber ich bin ja ein Schwächling, daß ich dem elenden Geschwätz dieser Akademiker überhaupt Rechnung trage. Mußte nicht schon der größte aller Dichter den Kampf gegen die Pseudo-Klassicität und ihren morschen Schulkram bestehn — ein Kampf, der ihn wohl so frühzeitig aufgerieben hat? Mußte er nicht dem Nörgeln des „Alterthumsfreundes" Ben Jonson seine Tragikomödie „Troilus und Cressida" entgegensetzen? Jener gelahrte Didaktiker hatte ihm gehörig zu Gemüthe geführt, daß er, der Komödiant ohne alle patentirte Bildung, sich erdreiste höchste Probleme zu lösen, während er sich doch nicht einmal dem Problem gewachsen zeigte, die Alten im Urtext zu lesen und in einer Vorlesung Bacon's über Logik und Psychologie gewiß achselzuckend eingeschlafen wäre. Da griff sich denn Meister William einmal die homerischen Helden auf und streifte ihnen Purpurchlamys und Kothurn so gründlich ab, daß sie nun wie nackte Gliederpuppen umherliefen. Die göttlichste Schindung des Marsyas, die je ein Apoll verübt. Schade nur, daß die nie aussterbende Rotte dieser Flötenbläser nicht immer einen Shakespeare findet, der ihr das Fell so elegant über die Eselsohren zieht!

Ueber die Renaissance-Naturalisten urtheilte man damals wie über die heutigen. Während man den Barbaren vom Avon wie einen drolligen Kannibalen einbalsamirte, heroldeten ästhetische Quacksalber die schnödesten Parfümeure.

Alles wie heut. Müssiger Pomp doctrinärer Verstocktheit, „unanfechtbare Kunstgesetze“ des wüstesten Formalismus. Erst nach erbittertem Kampfe erkannte man das einzige ewige Kunstbedürfniß in den befreienden Naturlauten des Elementaren.

„Erwache, du Licht in Ossians Seele!“ Sieh, da kamen sie alle, die Naturburschen der Litteratur — Ackersmann Burns, Weltbummler Byron, vom College relegirter Student Shelley, Laufbursche Dickens und Postillon Bret Harte! Die Götter Griechenlands kannten sie nur oberflächlich, wohl aber die Götter der eigenen Brust.

Da faselt dies unwissende Professorengesindel, Shakespeares klobige Naturalismen seien aus dem Geschmack seiner Zeit zu erklären. In ihrer gräßlichen Unwissenheit ahnen sie natürlich gar nicht, daß alle die großen Zeitgenossen des Größten wohl in Blut- und Wollustsceenen sich berauschten und gewiß einen heroischen Realismus bekundeten, daß aber *nur* Shakespeare den Naturalismus vertritt. Warum scheute grade er vor keiner schlüpfrigen Zote, vor keiner rohen Unanständigkeit, vor keiner Banalität zurück? Warum *roch* er an Yoriks Schädel, während die frostigen Späße der branntweinfuseligen Todtengräber die jungfräuliche Lieblichkeit in feuchte Erde betten? Warum hörte er die Kärrner über ihr Ungeziefer fluchen und durchstöberte die schmutzigen Winkel der Bordells?

Warum, ja warum? Ich weiß es — ihr nicht, ihr gichtbrüchigen, lendenlahmen, wohlriechenden Würdepriester. Ihr *könnt* es auch nicht wissen.

Heut sandte ich ein neues Buch von mir an die „Privilegirte Fortschrittszeitung“ und den hochconservativen „Botschafter“. Beide Mistblätter haben geschworen, meinen Dichternamen nie mehr zu erwähnen, weil ich mit den Herrn Redakteuren am *Biertisch*

mehrfach Conflikte gehabt hätte!! Der Chef der „Privilegirten Fortschrittszeitung“ will jedoch in weiser Schonung nie aus eigener Initiative etwas Bosartiges über mich bringen. Beileibe nicht aus Furcht, o nein! Sollte aber ein anderes Blatt über mich herfallen, so wolle er es eiligst abdrucken. (Aha!) So meldete er einem „guten Freunde“ neulich beim Skatspiel. Biedermann! 13 (schreibe: Dreizehn) Bücher von mir hat es nun todtgeschwiegen, dies Blatt von ehernem Schlage! Früher posaunte es mich allerdings mal als Zukunftsgenie aus. Nun, „andre Zeiten, andre Ansichten“ — wie der Chef der „Berliner Tagesstimme“ so schön zu sprüchwörteln pflegt. Bravo! Giftiger Unrath bezeichnet ja die Spur des Faulthiers, o gieriger Vielfraß, den man Presse nennt!

Löbliche Hunde! Wollt ihr gütigst üben
Um diesen Knochen des Skandals Gekläff?
„Nicht doch! Todtschweigend beißt ihn in die Waden!“
Knurrt der erfahrene Scheeren-Chef.
Dies Büchlein ich gehorsamst dedicire
Den hochgeschätzten Scheerenschleiferein.
Da! Zum Todtschweigen reich' ich euch den Bissen
Und einen Fußtritt obendrein.

Das Leben eitel ist und undankbar.
Den Adler überkrächzt der Krähen Schaar.
Gegängelt von bestochener Wichte Rath,
Bestaunt der Pöbel, was die Ohnmacht that.
Der Stümper bunte Jahrmarktsschilderein
Sind blindem Unverstand ein Heiligenschrein.
Der Tod jedoch gräbt aller Lüge Grab
Und alle Schminke reißt er jählings ab.
Der Mensch und jede Fälscherkunst vergeht,
Das Werk alleine und die Kunst besteht.

Die Schlachtendonner habt Ihr wohl gehört
Von Königgrätz, von Sedan und von Wörth.
Den Donner aber hören werd' ich nicht,
Der Euren Größenwahn in Stücke bricht.

Diese Menschen machen alle aus mir, was sie wollen. Die Schufte sehen in mir einen Schuft wie sie selber, die Ideologen in mir einen Ideologen. — Sei nie deiner Brüder Tyrann, aber auch nie ihr Narr! Ich aber bin zugleich ihr Tyrann und ihr Sklave, und oft ihr Hansnarr. Seltsames Räthsel!

Kein Wörtchen wird heut so üppig mißbraucht wie das Epitheton „vornehm". Man redet ja am liebsten von dem, was man nicht ist und hat.

„Ein vornehmer Charakter!" „Wie vornehm diese Kritik gehalten ist!" Derlei übersetzt man aus dem Litterarischen ins ehrliche Deutsch: „Ein geriebener Virtuose der Lebensklugheit!" „Ein schlaues Pröbchen händewaschender Interessenpolitik, die ihre Motive sorgfältig verschleiert!"

Wie ich von Herzen bedaure, daß ich in meinem berechtigten Grimm dem einzigen Wahlverwandten, den ich jemals fand, Karl Schmoller, so harte Dinge sagen mußte! Und waren sie denn wirklich ganz gerecht? Soll man sich wundern, daß ein so bedeutender Mensch in ewiger Wuth gegen alles Bestehende sich verzehrt? Drückt ihn nicht wirklich die Noth, die grause Noth des Lebens? Freilich merkt man ja nichts davon, denn er selber befindet sich äußerlich kreuzfidel. Doch wer kann ins Innere eines Menschen und hinter die Coulissen schauen! Und im Grunde —leidet er nicht einfach an derselben Krankheit, die auch mich vergiftet? Wenn mich meine höhere Bildung in Sphären erhebt, wo die Gemeinheit des Lebens mich nicht mehr erreichen kann, so wäre es unbillig, von ihm das

Gleiche zu fordern. Er sieht sich nur als Urkraft in einen Knäuel niedriger und widriger Verhältnisse verstrickt, sieht um sich her die Büberei triumphiren und wird zerrieben im Kampf mit den schmutzigen Sorgen des Alltagslebens. Es ist wahr, über die Menschen hat er sich wahrlich nicht zu beklagen. Jeder suchte sich ihm dienstbereit zu zeigen, Jeder bewies ihm äußerste Geduld und nur seine empörende Brutalität verschuldete es, wenn man ihn fallen ließ. Seine Natur zwingt ihn förmlich, Jeden vor den Kopf zu stoßen und überall Unfrieden zu stiften. Er ist ein Sprengstoff, dessen Nähe man flieht. Doch wie erklärt sich alles das aus den Verhältnissen! Muß es diesen Menschen nicht rasend machen, wenn dummdreiste Unfähigkeit über ihn wegtrampelt, wenn man nur an den Schlacken seiner formellen Unbehülflichkeit haften bleibt, statt in den inneren Kern seiner wilden Genialität zu dringen? Unglücklicher Mann, dessen düstern Groll ich mitempfinde, ob er auch wie ein rußiger Titane allein abseit steht und nie dem olympischen Donnerer sich beugt! Er verkörpert gleichsam das Elementare des Irdisch-Thierischen, wie ich das Elementare des Transcendental-Dämonischen. Die Andern alle sind Schein-Puppen. Und die Hauptsache bleibt eben doch immer, daß man überhaupt elementar sei, das Element eines wirklichen Seins in sich trage.

Und darum, ob ich ihn auch hassen sollte, wurzelt in mir eine unzerstörbare Sympathie für diesen einzigen Wahlverwandten, diesen Bastard-Halbbruder meiner Wesenheit. Wer weiß, ob nicht trotzalledem in ihm unbewußt ein gleiches Gefühl schlummert!

Wohl erkenne ich, daß solche Naturen vulkanischem Granit vergleichbar sind: Das Feuer sprengt sie, aber schmelzt sie nicht. Mit all seinen Mängeln und Schwächen und Sünden kämpft er ja dennoch für sein gutes Recht. Das Recht des Werdens aus dem Recht des Seins. Man will, dieweil man muß, muß, weil man will. Ja, Recht, das Recht — du wunderbares Wort, so unergründlich wie die Ewigkeit! Dies das Gesetz, nach dem die Sterne in vorbestimmter Ordnung schweben, — das gleich mächtig in jedem Einzelwesen wirkt, — das, wo das Chaos in die Schöpfung mündet, zuerst den Keimtrieb in die Welt gepflanzt: Sein Recht zu suchen

und das klug gefundene Recht auch zu behaupten, fest und unbedingt, im Wirbeltanz der ringenden Geschöpfe. Und so denn, unter eines Schicksals rechtloser Last zusammenbrechend, fühlt man im Innern noch den wuchtigen Takt der Waage, die uns zur Selbsterfüllung aufwärts reißt. Den Auserkorenen ward immer früh bewußt das eherne Gesetz in ihrem Busen: Das Recht des Wollens ist das Recht des Sollens.

Ich kann ihn nicht verdammen, diesen Schmoller. Das Recht der finsteren Nothwendigkeit, das uns unwiderstehlich übermannt und dämonisch fortschleift auf ungemessener Wünsche Irrfahrt, bis ein letztes Riff ihm ein Ende setzt, — das wird in ihm doch triumphiren müssen. Der Stärkere hat Recht. Wohl ist er nur ein eitler Sclav der Selbsucht, falsch ist sein Recht und nackte Eigensucht sein Rechtsgefühl. So sollte er zähneknirschend von hinnen fahren und dem geborenen König die Herrschaft lassen.

Die Herrschaft — hahaha! Eine schöne Herrschaft, weiß Gott! Nein, bleiben wir beim Realen! So sollte es sein, so ist es nicht. Er ist stärker als ich, weil seine Roheit ihn knorrig erhält. Ich bin schwaches zartes Porzelan, ich zerspringe beim ersten Fall. Mit wehmüthiger Freude ahne ich, wie er das Gesindel noch zu Paaren treiben wird mit seiner Peitsche, wenn ich schon unter der Erde liege. Ich peitschte euch mit Ruthen, er aber wird euch mit Skorpionen züchtigen.

Ich fühle es, lange geht's nicht mehr so fort mit mir, es geht zu Ende.

Aber aus meinen Gebeinen wird erstehen ein Rächer.

V.

Seevögel umkreischten schrill ihre Nester, der Schaum klatschte an den stiebenden Sand, eine schwarze Ente schwang sich auf der glasigen Woge. Mit seiner Braut, der Erde, schien der Ozean zu schäkern. Er schmückte sie mit Muscheln. Bald ebbte er zurück, um ihren Reiz überschauend zu mustern, bald rollte er wieder zum Kusse heran.

Krastinik lag am Strande, das Buch war ihm entglitten. Und statt seiner las er vom weißen Blatt des Dünensandes, der unter dem glühenden Sonnenstrahl zu knistern schien, die Gedanken-Arabesken ab, welche wie Schatten seines Geistes darüberhin huschten.

Er schloß die Augen. Die Nacht der innern Stille umfing sein waches Hirn, jene Nacht, aus der allein sich Sterne empordrängen.

Lang und sorgsam dachte er über das Gelesene nach, um sich über die Zweifel Rechenschaft zu geben, die ihn bedrängten.

Wie ein Dom erhabener Stille, wölbten sich Meer und Aether ineinander. Wie das stille Murmeln altersgrauer Vergangenheit, wie das Zirpen von Heimchen in zerfallener Ruine, plätscherten sanft die Wogen. Aus dem Becher des Meergottes sprühte ihm ein gastlicher Willkommengruß schaumtropfend entgegen.

Dem nach innen Schauenden war es, als ob der Geist seines todten Idols, dessen treuer „Heroen-Anbeter" er gewesen, lautlos über den Wassern schwebe und wandele über Meer und Land. Und eine Stimme, wie das Geräusch vom Flügelschlag eines Engels oder das Säuseln in Karmels Klüften, wie das Murmeln der Muschel, die sich nach der Mutterwoge zurücksehnt, — eine geheimnißvolle Stimme sang den versöhnenden Psalm:

Wundersame Morgenfrühe,
Dehnst die Seele mir so weit.
All der Erde starre Mühe
Löst die holde Einsamkeit.
Sie umhüllt der Erde Schmerzen
Wie ein lichtes Schleiertuch.
Liebe wandelt still im Herzen
Und Vergebung sei mein Fluch.

Was vermag der Menschen Grollen,
Allgerechter, gegen Dich!
Deinem Licht, dem liebevollen,
Sonnengott, vertraue ich.
Meine Sünden, meine Fehle
Richten kannst Du nur allein.
Denn Du schaust in meine Seele,
In das Herz der Welt hinein.

Wohl, diese Stimme sang das Hohelied einer wahren Versöhnung, einer Erhebung des Menschen aus irdischer Wirrsal, aus tiefer Ich-Not aufschreiend zur All-Liebe. Aber diese Stimme — tönte sie wirklich aus dem Geist des Verblichenen, oder tönte sie vielleicht aus des Nachtrauernden eigener Brust? Zum ersten Mal begann dieses begeisterungsfähige Gemüth kritisch an sein Idol heranzutreten und sich objektiv darüber zu stellen. Warum schwang sich denn Leonhart zu solcher Versöhnung niemals auf?!

Wenn heut einem großen Dichter nun einmal keine andere Wahl gelassen scheint, nun, so besinne er sich nicht lange am Scheideweg des Herkules! Warum verzichtete er nicht gänzlich auf solche flüchtigen Werthungen der äußern Geltungseitelkeit? Warum schloß er sich nicht ab von der Welt und sank in majestätischem Schweigen, das Lächeln einer erhabenen Verachtung auf den Lippen, ins Grab des Todtschweigens und der Verlästerung? War er doch von zu grobem Metall für solche goldklare Feinheit der Gesinnung?

Schopenhauer sprach das große Wort gelassen aus: Was sei alles Genie gegen vollkommene Güte des Herzens, welche Andern gegenüber jene grenzenlose Nachsicht übt die man sonst nur gegen sich selbst anwendet. Von dieser Herzensgüte besaß Leonhart viel, aber noch lange nicht genug. Freilich, da sich die kindische Selbstsucht und Eitelkeit der Menschennatur nirgends so schamlos entpuppt, wie in der sogenannten Litteratur, so bleibt es hier am schwersten, jene höchste Bethätigung der Herzensgüte

zu üben — nämlich Gerechtigkeit, die sich auf den Standpunkt des Andern zu setzen und jene großen Gesichtspunkte zu bewahren weiß, vor welchen persönliche Freundschaft und Feindschaft verschwinden. Auch ist es mit der „grenzenlosen Nachsicht", die Schopenhauer als vollkommene Herzensgüte rühmt, immer ein eigen Ding, da durch sie ja nichts gebessert wird. In der Kunst wird eine gewisse Art von Nachsicht ganz einfach zum Verbrechen. Wer das Große und das Kleine, das Genie und Talent, das Talent und Nichttalent gleichmäßig „anerkennt", versündigt sich am Besseren durch Gleichstellung desselben mit dem Guten. Kann man es also Leonhart verdanken, wenn er manchmal heftig und zufahrig draufschlug?

Jaja, die Herzensgüte! So rührend jene Phrase im Munde eines großen Mannes wirkt, dessen eigene Herzensgüte so mäßig entwickelt schien, so darf man dies Augenblicks-Aperçu doch wohl nicht ernst nehmen.

Wiegt passive Herzensgüte im geistigen Haushalt der Menschheitsentwickelung nicht vielmehr federleicht gegen jede produktive Bethätigung wahren Talents? Auch wenn letzteres scheinbar zerstörend auftritt. Nun ja, das wohl. Aber Herzensgüte voll Nachsicht gegen fremde Gebrechen und voll Strenge gegen sich selbst — mag sie als seltenste Ausnahme nicht ab und zu vorkommen? Und wäre das nicht ein Ziel, aufs innigste zu wünschen? Steigt diese Güte wirklich bis zu einem hohen Grade, so tritt sie freilich stets produktiv auf, wie bei

Christus und Buddha, da sie die Lüge und Gemeinheit der Welt zu reformiren trachtet.

Genie ist Initiative. Allerdings muß das Glück nachhelfen. Der bloße Mann der That ist ja bloß der Sklave der Außenwelt, aber der Denkerschöpfer ist darum noch lange nicht Herr der Außenwelt. Seine Studirstube mag ihm als der Archimedische Punkt erscheinen, von dem aus man die Welt aus den Angeln hebt. Doch die Außenwelt stört eben wie jener römische Legionär die Kreise des Archimedes und schlägt ihm den Kopf ab. Ohne Glück und Erfolg erlahmt die Initiative des Genies,

Aber lag nicht auch in Leonharts Initiative eine selbstbetrachtende Absichtlichkeit? Wäre er naiv fürbaß geschritten, so würde die Initiative auch frischer und ursprünglicher herausgesprudelt sein. Der kommt am weitesten, welcher nicht weiß, wohin er geht — sagt Oliver Cromwell.

Gewiß lag etwas Zielbewußt-Heroisches in Leonharts Leben. Krastinik kannte es aus der umfassenden Darlegung seines Freundes genau, der freilich immer an sich unleugbare Thatsachen noch pessimistisch färbte. Seit frühster Kindheit war dieser Mensch von dem Bewußtsein seines Dichterberufes durchdrungen gewesen. Seit seinem dreizehnten Jahre durchkostete er eigentlich die gleiche Bitterniß, wie jetzt am Ende seiner kurzen überreichen Laufbahn. Als Knabe umgeben von kindischer Roheit und Dummheit, einfältige Holzköpfe als „Lehrer" über sich, ihr werthloses Kauderwälsch dem feurigen Adlergeiste aufpfropfend, dessen ironisches Lächeln diese Bildungs-

Hanswurstiaden aus überlegener Höhe verhöhnte. Als Jüngling die geckenhafte Unreife halbwüchsiger Krafthuber um sich her, über sich die Weisheit wohlpatentirter Weltautoritäten, die seine hohe Ueberlegenheit ebenso durchschaute. Als Mann um sich her die Rotte der Streber und Aftertalente, über sich immer noch die hohlen Gesetze der bestehenden Gesellschaft, die er verachtete. Immer, wachsend mit den Jahren, weit voraus und weit über den momentanen Dingen, also stets entfernt von dem Verständniß der Mitwelt. Allerdings kam es ihm zu Statten, daß er stets und immer das Ziel fest vor Augen hielt, sich zum Dichter auszubilden. Mit beispielloser eiserner Zähigkeit, die in ihm den echtpreußischen Berliner kennzeichnete, ließ er nie auch nur einen Augenblick sein Arbeitsstreben los. Die grünen Jungen, die über ihn salbaderten, wären vielleicht mit staunender Ehrerbietung scheu bei Seite gewichen, hätten sie je klar anschaulich dies bewunderungswürdige System vor Augen gehabt, wo Fuge in Fuge griff, wo sich die frühsten Anfänge der Knabenjahre mit fünfzehn späteren Arbeitsjahren innerlich verknüpften. Das Räthsel seiner „überreizten Fruchtbarkeit“ löste sich freilich dann sehr klar. Ausgestattet mit einem erstaunlichen Gedächtniß, ohne Gleichen an Arbeitslust und vor allem an Ordnungssinn, einem Hauptattribut des Genies, thürmte er unablässig das schwindelnd hohe Gebäude seines umfassenden Geisteslebens Stein auf Stein. Eigentlich war und blieb er stets gleich groß. Seine Jugendgedichte und Jugenddramen in einem Alter, wo man sich höchstens für „Räuber und Indianer“ und

Coopers Lederstrumpf erwärmt, mußten geradezu unglaublich genannt werden. Die historischen Essais in seinem Schubfach gab er später zur Zeit seines Glanzes als neuste Beiträge heraus, ohne daß Jemand ahnte, der dreizehnjährige Leonhart rede zu ihm!

Alles war hier anders als bei den Durchschnittstalenten. Ein solches, wie etwa der überfruchtbare Paul Heyse, spielert wohl als Primaner reizend geleckte Nippsächelchen und Märchen zurecht, um sich darob als junger Goethe bestaunen zu lassen. Aber gerade das, womit man der albernen Welt sofort imponirt, die gefällige Form, mangelte diesem wahren Genie, wie jedem Großbeanlagten, anfänglich vollkommen. Wenn er sich quälte, lyrische Liedchen nach bekanntem Muster zu pfeifen, mißlangen sie gänzlich. Von der Großartigkeit seiner gedanklichen Conception verstand natürlich ein zum Urteil herangezogener Kunsthandwerker ebensowenig, wie von der unabgeklärten, aber genialen Gestaltungskraft seiner Charakteristik. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, wenn er wie so mancher Dilettant auf eigene Kosten seine Jugendsachen wenigstens mit sechszehn Jahren hätte publizieren können. Denn in diesen stak wenigstens der wirkliche ganze Leonhart, der halbflügge Genius, so daß alles Philistergenörgele immerhin hätte zugestehen müssen, für einen Knaben seien diese Versuche einfach unerhört. Aber so gut wurde es ihm nicht. Niemand verstand das Bahnbrechende in diesen seltsam bizarren Sachen und so überwand er sich denn endlich, etwas „Liebliches“ zu fabriziren, um einen Verleger zu finden.

Mit der Publikation dieses minniglichen Opus (er zählte mittlerweile achtzehn Jahre) begann nun die endlose Aergerkette seiner öffentlichen Laufbahn. Die Einzelheiten, welche er als besondere Tabelle gebucht hatte, wirkten allerdings vernichtend für die gänzliche Unfähigkeit der „Kritik“, das Ungewöhnliche zu begreifen, und der stumpf apathischen Welt, Perlen statt ihrer Trog-Kartoffeln zu verdauen.

Immer und immer wieder sah er in sich das Sein im Bettlergewand, um sich her den Schein im Galakleid. Wohl mochte er rufen mit dem größten aller Dichter: „Müd alles Dessen schrie ich nach ruhevollem Tode. Zu sehn, wie wahre Kraft von hinkender Schwäche entwaffnet, wie der Kunst die Zunge gefesselt von falscher Autorität, wie Narrheit als Doktor die Weisheit curirt.“

Nun ja, das alles mochte wohl als wahr gelten, vom Standpunkt der äußeren Gerechtigkeit. Aber liegt nur hierin die immanente Gerechtigkeit der Dinge, von der Gambetta sprach? Bleibt nicht der Werth und das Ideale in sich selbst Sieger?

— — — — — — — — — — — — — — —

An einsam moosigem Gestein verträumte der Müde den Abend. Wie die Sonne wild verblutete! Ueberm Meer ein Flammenmeer. Ein Scharlachbaldachin auf goldnen Strahlenschnüren schien langsam droben hinzuschweben. Dann wieder schien eine Stadt aus Purpurwolken den Rand des Horizontes zu schmücken.

Leichte feuchte Wassernebel kräuselten sich, empor-

steigend. Roth überhaucht wie gefrorenes Blut schien sich die ruhige Fluth zu dehnen, ruhig wie das Todte Meer, das wie Eisenöfen raucht, wo ihren Saft die Palme gerinnen fühlt. Das Todte Meer mit seinem giftigen Qualm — ja, dem gleicht das Leben der großen Welt und der großen Stadt. Und das Rothe Meer — ja, durchs Rothe Meer muß man hindurch, wenn man zum gelobten Lande will. Aber die Feuersäule des Genies, die den Weg weist — wo lodert sie? . . . . . .

Die Lectüre dieses Tagebuches wirkte niederdrückend. Das Herz krampfte sich zusammen vor diesem Aufwühlen aller geheimen Schreckensmächte, die unser Dasein unterhöhlen.

Gewiß kann solch ein Grimm als ehrwürdig, als ein heiliger Zorn erscheinen. Von ihm werden die großen Männer zu welterschütternden Thaten hingerissen. Man liebt einen guten Hasser. Es ist der Haß gegen die Feigheit und Falschheit der Welt.

Die Hindus beten die Brillenschlange, die Hagin den Tiger an. Die Chinesen opfern im Sturm dem Drachen der Tiefe, statt ihr Schiff zu lenken, und lassen sich als Gefangene lieber pfählen, statt tapfer zu fechten. Ewig verehrt die stumpfe Herde Fetische. Aber der vom göttlichen Hauch Beseelte wird wieder und immer wieder seinen Wormser Protest aus der Klause von Ermenonville, aus dem Erker der Wartburg, von der Insel Ufenau treu bis zum Tod den unfehlbaren Päpsten dieser Welt entgegenschleudern: „Ich hab's gewagt! — Ich kann nicht anders, Amen."

War Leonhart ein solcher Geist, war es ein heiliger Zorn, der ihn beseelte? Wohl darf man fürchten, nein.

Und schlägt dieser Wahrheitsdrang des „Entrüstungs-Pessimismus“ nicht manchmal ins Manierirte, Krampfhafte um? Schneidet er nicht Grimassen scheuer Lüsternheit, wirft er nicht Togafalten des Weltschmerzes?

Ibsen ist ja so verlogen, daß er die Verlogenheit der Menschen stets noch ins Unwahre übertreibt. Etwas davon stak auch in Leonhart's griesgrämiger Skepsis. Während dieselbe die naturentstellenden Schönpflästerchen hinwegzuschwemmen suchte, fehlte es ihr selbst nicht ganz an Schminke. Echtes Gefühl und falsche Empfindelei zu unterscheiden, fiel manchmal schwer. Gleichwohl suchte man ja hier umsonst nach der Zwiebel, welche die schönen Zähren entlockt, wie bei moschusduftigen Flennern. Ueber diese harten bizaren Züge, welche ein wahrer Schmerz verzerrt, rannen wirkliche Thränen. Aber verwischten sich nicht vor dem absichtlich kurzsichtigen Mikroskopauge des Dichters hier allmählich die Unterschiede von Vernunft und Narrheit?

Und wenn er auch elementare Naturlaute lallte, warum fand er niemals Noten auf dem Instrument seines umfassenden Geistes für morgenfrische Glücksbegeisterung? Freilich, wo sollte die auch herkommen in einer Zeit, die nur feiles Gesindel heranzüchtete?

Ja, es blieb wahr, wie man es drehen und wenden mochte, dieser Grimm war an sich gerecht. Die Verzweiflung hatte ihn geboren. Der Ekel an seiner jämmerlichen Umgebung, dem „Collegen“-Gesindel, in das ihn

sein vermaledeiter Beruf verstrickte, mußte sich einmal Luft machen. Und was er an Klagen und Anklagen vorgebracht, war ja an sich gerecht.

Allein, seiner grausamen Ironie fehlte gänzlich das Wohlwollen. Und somit erhob er sich nur wenig über den allgemeinen Menschenhaß eines Schmoller. Gewiß gehörten sie Beide, Löwe Leonhart und Tiger Schmoller zu der adeligsten Rasse, der Rasse der Raubthiere. Aber wie sah es denn mit dem Charakter dieses unerbittlichen Zuchtmeisters selber aus, der so lieblos seine Geißel schwang über Gerechte und Ungerechte?

Ueberall spürte man mit Trauer, aber nicht immer mit Mitleid, wie der Schatten des Wahnsinns diesem grellen Irrlichteln näher rückt. Er wüthete endlich auch gegen sich selbst und prophezeite mit heiserem Gelächter seine Anlage zur Geistesstörung.

Eine alte Erfahrung lehrt, daß die Welt nur als ein Spiegel dient: Was herein schaut, schaut heraus. Das Ich selbst giebt allein die Auffassung des All. Ein guter Mensch entdeckt überall gutmüthige Züge, ein schlechter überall nur bewußte oder unbewußte Schlechtigkeit. War nicht Leonharts und Schmollers wüthende Misanthropie gerechtfertigt, da sie von sich selbst aus urtheilen mußten? Eine Gesellschaft, die aus lauter solchen Naturen bestände, möchte sich wohl bald genug untereinander zerreißen. Erreichen diese Gallenergießungen nicht manchmal einen Grad, der bereits anfängt, dem albernen Lallen des Irrsinns u ähneln? Pathologisch gesprochen, rumort der Wahnsinn in dieser Menschenverachtung, die in letzter

Instanz unbändigem Größenwahn entspringt. Indem ein solcher Halbgott die Menschen wie aufzuspießende Insekten angrinst, wird er selber ein Halbthier.

Schnellt der grauenhafte Wuthschrei einer aus Rand und Band gerathenen Weltverzweiflung nicht auf ihn selber zurück? Hört man in diesem gräßlichen Gelächter nicht den Widerhall des eigenen bosheitgetränkten Gemüthes?

Unabläßig geheizt von dem Brand eines grenzenlosen Hasses und dennoch von gleichmäßiger kaltblütiger Härte, arbeitete diese Denkmaschine rastlos fort. Doch glich ja die in Leonhart kochende Bitterkeit gar wenig dem kannibalischen Gebelfer eines Schmoller, dessen wuthschäumender Biß vergiftete wie der eines tollen Hundes Fauchte Jener wie ein schwarzer Panther, dies häßlichste unzähmbarste aller Raubthiere, dessen gelbe Schwefelaugen man aus der Finsterniß der Käfigecke in nimmersatter Mordlust funkeln sieht, — so brüllte Leonhart wie ein Löwe. Aber auch ihm fehlte des Löwen Majestät, des Leoparden Grazie. Gepeinigt von jenem Magenkrampf galleüberfüllter Bestien, letzte er seine stachlige Zunge im Blut der Opfer. Ergriff ihn die rasende Wuth seiner Weltverzweiflung, so zerriß er die ganze Heerde und soff Blut, bis er berauscht niedertaumelte. Er wollte Blut sehen, das Zerreißen selbst war seine Lust. Und sein Tatzenhieb vergiftete zugleich die Wunden, die er schlug, wie des Tigers Klaue ein Gift verbergen soll.

Lag nicht in dem ewigen Gejammer und Weltanspucken Leonharts eine unmännliche Schwäche verborgen?

Das Leben ist ja kein Liebeslied, sondern ein Schlachtgesang.

Das Genie findet fortwährend das Ei des Columbus. Warum nicht hier! Hätte er doch lieber alles Unedle deterministisch aus Abstammung, Erziehung und Umständen erklären sollen!

Faßte er nicht alles gleich von der schlimmsten Seite auf und nahm stets die schlechtesten Motive an, welche vielleicht ja unbewußt mitspielten, aber noch nicht als wirkliche bewußte Infamie aufgefaßt werden brauchten?

Krastinik überlas nochmals das Urtheil des Tagebuchs über Schmoller. Er lächelte. Nie hatte er Leonharts Vorliebe für diesen Mann bis zu solchem Grade begreifen können. Der aristokratische Instinkt lebte noch zu mächtig in ihm. Er sah in Jenem nur den echten Litteraturvertreter des Socialismus. So wie der freche Maurergeselle sich alleine „Arbeiter“ nennt, als ob andre Leute vom Müßiggang lebten, und den Begriff der geistigen Arbeit nicht zu fassen vermag, dabei aber von Gleichheit und Menschenrechten schnapsfaselt, — so blickte dieser Arbeiterdichter im Dünkel seiner Bornirtheit auf alles herab, was nicht mit dem Modethema des Tages, der sogenannten socialen Frage, zusammenhing. Der Größenwahn des Socialismus ins Litterarische übersetzt. So hatte der Graf stets geurtheilt, obschon er dem großen Talent Schmollers Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Doch mochte nun Leonharts mildere Auffassung die richtige sein, — warum wandte er sie denn nur Schmoller gegenüber an? Warum sah er nicht die Gebrechen der

dii minorum gentium mit gleich verzeihendem Auge? Gewiß ein zugleich ekelhaftes und komisches Schauspiel, diese Krämpfe der Ohnmacht, die sich ihres Nichts nicht bewußt werden will und alles besser könnte, wenn sie nur Zeit hätte. Oder diese idealen Pumpiers, die jeden „Collegen“, der nicht grade verhungert, als reichen Filz verschreien, wenn er ihnen nicht die Mittel zum faulen Schlampampen bieten will. Und doch — von „Lumpen“ zu reden ist leicht. Aber wieviel bittre Scham, wieviel Erröthen vor sich selbst, wieviel Qual gekränkten Stolzes, welche Reue um gefallene Ehre mag heimlich solch ein Lump- und Pumpleben begleiten! Und wie natürlich erscheint der verzehrende Neid gegen den, der nicht nur größer, sondern auch in glücklicheren Verhältnissen! Recht wohl kann die Raserei herostratischer Neidwuth sich mit der tiefen und reinen Läuterung weihevollen Schmerzes in anderer Hinsicht verbinden. Denn widerspruchsvoll ist der Menschengeist. Drum will auch alles Menschliche so verstanden und entschuldigt werden. Warum empfand Leonhart nicht selbst das harte Loos nach, das Loos der Edelmann und Haubitz? Nachdem man sich von Kindesbeinen an als geheimer Agent Apollos weihepriesterlich gespreizt, nun plötzlich zu entdecken (— denn, ohne es zu gestehen, besitzt der Neid ja Argusaugen für das Größere —), daß ein Anderer von dem trügerischen Apollo noch viel bedeutendere Vicekönigs-Vollmachten erhielt! Das scheint gleichsam ein Betrug des Schicksals, ein Verrath der Muse, und sich dafür zu rächen, blieb als letztes Labsal dem Ex-Minister des Parnaß!

Warum entbehrte denn Leonhart dieses humoristischen Mitleids? Allerdings darf man sich nicht verhehlen, daß Jeder sich selbst der Nächste ist. Steuert man daher nicht den zügellosen Orgien neidgelben Größenwahns, so verzögert sich die Erkenntniß der Wahrheit, an der man sich somit durch lässiges Zusehen versündigt. Und hier handelte es sich freilich nicht um die Person des Dichters, sondern in ihm um die Zukunft der Poesie. Man konnte Leonhart gewiß nicht verwehren, daß er sich deren erwehrte, die seinem Dichterthum ans Leben wollten. Aber er hätte denn doch — das Recht ihm zugestanden, daß er selbst lebe — den Satz der Humanität mehr beherzigen sollen: „Die Andern wollen auch leben.“ Die sprüchwörtliche Antwort darauf „Je ne vois pas la nécessité“ ziemt sich für einen Weltmann, aber nicht für einen Prediger des Idealen.

Wohl kennt die Welt keinen andern Prüfstein des Werthes, als den Erfolg. Wer früher über einen Alvers spöttelte, gehörte jetzt gewiß zu seinen lautesten Schmeichlern. Was manche „Unabhängige“ an Leonhart benörgelten, das beräucherten sie ja jetzt schon nach seinem Tode. Denn die Menschen sind zwar sehr beschränkt und sehr boshaft, doch nicht so sehr, daß sie nicht zu Sinnen kämen, wenn ihnen das Flammenschwert der Wahrheit direkt ins Auge fuchtelt. Gewiß, der Mannesstolz vor Fürstenthronen wird immer verdächtig, wenn er sich an Könige-ohne-Land richtet. Trotzalledem brauchte Leonhart wahrlich nicht in eine solche Rage zu gerathen, wenn seine „Judasse“, wie er das charakteristisch im Ver-

trauen Krastinik gegenüber nannte, ihm als sauertöpfische „Aufrichtigkeit“ angebliche Wahrheiten ins Gesicht warfen, die er als hohl und wesenlos erkannte.

Kurz, wohin der Graf auch blicken, wie auch immer er sich das Bild seines todten Idols vergegenwärtigen mochte, überall fand er jetzt Kleinliches und Schwächliches. Alles in der Welt hat zwei Seiten; es kommt darauf, von welcher Seite man es sieht. Erhabener Stolz — Eitelkeit unbefriedigter Ruhmsucht — wie nahe hängt das zusammen! Nein, Leonharts geistige Größe hatte zu moralischer Größe sich nie emporgeschwungen. Das höchste, das moralische Genie blieb ihm versagt. Wohl war's der Größenwahn des Genies, aber selbstüberhebender Größenwahn lallte auch hier.

Die Krankheit des Jahrhunderts hatte auch ihn verzehrt, in ihm ihre herrlichste Beute gefunden. Sein Ich über alle menschlichen Schranken hinaus dem Schöpfer entgegenspreizen — das ist nicht Größe, das ist Großmannssucht. Die wahre Größe und die wahre Weisheit ist demüthig, weil sie es sein muß, ehrfürchtig dem Unerforschlichen sich beugend. Den Kampf an Jakobs Furth, Gott wider Mensch, besteht auch der stärkste Ringer nur mit verrenkter Hüfte. Wer Gott nur als Tyrannen anerkennt, der vom Gewaltthron niederglotzt auf den Freien, den er foltert, — der wird den Verborgenen nimmer schauen, der in Allem sich offenbarte, wird nie in inniger Gottverschmelzung den Weltumlauf vollbringen, wird nie sich freudig verbluten im heiligen Feuer der Lebensgemeinschaft mit Gott.

Krastiniks Idol lag in Stücken. Das war kein Messias, das war ein schwacher sündiger Mensch wie alle, nur mit dem Zufall einer abnorm feinen Gehirnstruktur, vielleicht auch mit doppeltem Hirngewicht, wie sich bei Byron's phänomenal kleinem Schädel bei der Leichenobduction ergab. Das war alles. Höchstens seine innere Wahrhaftigkeit vor sich selbst, wie sie ja auch theilweise den verschwiegenen Blättern dieses Tagebuchs anvertraut, die unbestechliche Selbsterkenntniß erhob ihn über die Menge. Aber die rechte Selbsterkenntniß war es doch nicht. Denn die hätte ihn über sich selbst erhoben. Sich erkennen heißt Gott erkennen, aus dem menschlichen Nichts sich zum Ewigen hinüberretten in Demuth und Entsagung.

Das alles wurde dem einsamen Denker nur halbbewußt und instinktiv klar. Er empfand es wie den Gnadenstoß, wie den Todesstreich seiner Geistesentwickelung. In dem Todten hatte er einen Uebermenschen und Heros gesehen, dessen Cultus er auch nach dem Tode mit der Pietät eines Jüngers bewahren durfte. Und nun lag dies Idol vor einer höheren Erkenntniß in Stücke gebrochen. Wo war hier der Kampf für eine große Sache? Nur der Kampf für die kleine Sache des eigenen großen Ichs, das Durchsetzen seines Herrscherrechts, nur souverainer Egoismus, wenn auch erhabener Art, hatte dies dämonische Leben ausgefüllt. Und so hatte es denn an sich selbst die Strafe vollstreckt, die gerechte Strafe.

Hänge Dein Herz nicht an Menschen! Alles Ver-

gängliche ist nur ein Gleichniß. — Krastinik barg sein Haupt in seine Hände und weinte bitterlich.

Da — — wie, ein Telegramm aus Siebenbürgen, direkt „Bad Scheveningen" adressirt? Was mochte das bedeuten? — —

Im Leben selbst überstürzen sich die Ereignisse so, daß man das Seltsam-Absichtliche des Zufalls kaum gewahrt. Aber dies war mehr als Zufall, das war Schicksalsfügung, wie so manches Frühere.

Sein Bruder auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt. Gefährliche Verletzung. Das sofortige Erscheinen Xavers wurde dringend erbeten. — —

Was sollte er auch noch länger hier treiben! Der Geistesarbeit hatte er ja Valet gesagt. Ja, die Phrenologie hatte gelogen, wie alles Andere auch. Auch sie ist Phrase und Humbug. Nur fort, fort von diesem Meere, dem Sinnbild der Ewigkeit, das ihn medusenäugig anstarrte.

Und doch wie schwer, von ihm zu scheiden! Wie schwer sich loszureißen, wenn man das Ewige angeschaut und den letzten Fragen ins Auge sah! — —

Das Meer hielt seine Siesta. Rings schillerten zahllose Sonnenpünktchen wie Myriaden goldener Mücken über der Tiefe. Freilich, so friedlich der glatte Spiegel, drunten in der Tiefe ist's fürchterlich. Da tobt der Kampf der Lebewesen, Einer frißt den Andern. Ein Bild der menschlichen Gesellschaft, die ja auch nur ein Abbild des Thierreiches.

Die Felsblöcke, träge in der Brandung badend, glichen versteinerten Robben. Einer trug eine Wallroßstirn, ein Anderer eine Alligatorschnauze. Auf einem Steine, der von Wellen fast ganz umspült, stritten Sonne und Meer um die Herrschaft. Bald wurde der trockene Flecken in der Mitte der Steinspitze überschäumt, bald vergrößerte er sich sogar durch die jede Nässe verzehrende Leuchtkraft der Sonne. So kämpft in einer Seele, die von den Wogen des Lebens überschüttet, warme Lebenslust mit naß-kalter Erstarrung.

In der Ferne hüpften die Sprungwellen unabläßig an einer Sandbank empor und über sie hin schwammen die Butterflecke der Sonne, wie Fettaugen auf einem Suppenteller. Der eigenthümliche Geruch des Seetangs (wie ein erotisches Excrement des selbstverliebten Meeres) mischte sich dem Salz-Ozon.

Ein enteilender Dampfer ließ über die spiegelglatte Fläche das nachschleppende Silberband seiner Furche hingleiten. Ueber dem Ufer-Wald stand ein Regenbogen und eine Möve flitzte wie ein weißer Pfeil darunter hin.

Die Segel der grünen Boote hoben sich goldgelb von der hellblauen Fläche ab, die wie in einer Waschschüssel teich-ruhig lag. Grüne Wasserstreifen zeichneten sich lang-gezogen in die windstille Fluth. Die Wolken bekamen einen matten Ton, goldgelb flimmerten die Dünenhügel, wie mit einer Bernsteinlasur überhaucht von der sinkenden Sonne.

Es dunkelte. Laubumkränzte Kähne kehrten heim mit Musik und Lampions von einer Ruderwettfahrt. Feuer-

werk stieg auf, Meerleuchten verklärte die dämmernde Ferne. Ein Dampfer draußen auf dem offenen Meer spritzte sein elektrisches Licht in trichterförmigem Strahl weithin, als bespritzte eine Gießkanne weite Rasenflächen.

Ernstes feierliches Meer! Wie du in Mondscheinnächten die Erde umwallst, so wallt ums weite All mit Fluth und Ebbe das große Weltgeschick.

Wie mit Schlüsseln von lauterem Gold schien der Mond das Geheimniß der Tiefe zu erschließen. Wollustweich wie Brüste flossen die wölbigen Wellen.

Drunten klagen Osterglocken, wo eine bunte Welt versunken ruht. Doch nur der vernimmt die Glocken, wer auf Erden heimwehkrank. Blast, Winde, blast und, Fluthen rollt! Die Meerfei drunten im krystallenen Schloß lispelt verführend: Wie so süß ist der Tod!

Wolkenrappen spannten sich an den Wagen des Sturms, der langsam heraufzog. Dies allgewaltige Meer alleine böte Raum, um die Unermeßlichkeit einer unirdischen Sehnsucht zu betten. Grenzenlos wie eines Genius Gedanken schäumen die heiligen Wogen. Was tobst du, Sturm, was brüllt ihr hinauf zu den Sternen, o Wogen? Was seid ihr gegen den Sturm in eines Menschen Brust! Ihr kommt und geht, eine verschlingt die andere, in ewigem Auferstehen ringt ihr zu nie gefundenem Ziel. Warum, wozu? Warum immer neue Zeiten und neue Wesen, lärmend und brandend, bis daß sie in Schaum zergehen?

Der wechselnde Strom des Lebens braust hinab in

die ewige Leere und wir versinken mit unsrer Zeit in dem einen, dem ewigen Grab.

VI.

Der Rheindampfer (einer der letzten der Saison) fuhr rheinaufwärts. Die Wandeldekoration der Burgen und Kirchen glitt vorüber. Schon wurde Lorch passirt.

Krastinik mußte bald einsam am Stern promeniren, da er die naiven Sonntagsreisenden des Dampfers nicht vertragen konnte.

Einen Vielgereisten peinigt manchmal das Geschwätz von Neulingen, wie prahlende Unwissenheit. Fahren Berliner nach Heringsdorf oder Misdroy übers Haff, so glauben sie eine ansehnliche Seereise zu machen und vergleichen dabei die Ostseedampfer mit den Dampfern auf dem Vierwaldstätter See, um durch diesen unmöglichen Vergleich ihre Vielgereistheit darzuthun. Aehnlicher Austausch ungeheurer Erfahrungen schwirrte auch hier hin und her, so daß der finstre Weltbummler es wie eine Beleidigung empfand, die glückliche Unschuld der harmlosen Reisenden neben seinen (doch auch noch recht jungfräulichen) Reisekenntnissen dulden zu müssen. Denn es bleibt doch immer wahr: Wer am meisten erlebte, schweigt.

Die Sonne ging zur Rüste. Alle Ferngläser richteten sich nach der Seite des Niederwalds, wo die Bildsäule der Germania den Rheingau bewacht. Eine kleine Musikbande, die an Bord gekommen war, spielte die Wacht

am Rhein. Patriotische Gespräche wurden laut, man erwog den nahenden europäischen Krieg und seine Chancen. Jemand zog eine Zeitung vom gestrigen Tage aus der Brusttasche, woselbst unser großer nationaler Sänger, Regierungsrath Adalbert von Alvers, seinen Gefühlen in einigen kurzen Strophen „Rheinfahrt“ Luft gemacht:

Die ehernen Waffen blitzen
In scheidender Sonnenglut
Und über der Berge Spitzen
Rieselt es hin wie Blut.
Die Burgen starren wie Drachen
Wildzackig in die Flut,
Als wollten sie bewachen
Niflung's versunkenes Gut.

Hei, Gold der Nibelungen,
Dich hob der Enkel Stahl.
Der Tiefe ward entrungen
Der alten Krone Strahl.
Doch Hunnenstürme brausen
Von Ost und West zumal.
Noch muß der Balmung sausen
Durch Feinde ohne Zahl.

Während er schweigsam, die Hände auf dem Rücken, unter den Reisenden stand und ihre Gefühle theilte, ergriff den Grafen plötzlich die Einsicht, daß er ja gar nicht unter sie gehöre! Er hatte sich im letzten Jahre so gänzlich prussificirt, in Deutschthum eingelebt, daß ihm seine Nicht-Zugehörigkeit gar nicht mehr in Erinnerung

lag. Jetzt aber mußte er ja seine Entfremdung fühlen, jetzt wo er auf der Heimreise zum fernsten Ende des „Globus von Ungarn“ eilte. Also auch dies Idol wurde ihm entrissen; sein Adoptiv-Vaterland, in das er sich eingelebt, wie in sein eigenes, wandte ihm langsam den Rücken.

Glückliche große Nation! Durch nichts vom Glück begünstigt, nur durch eigene Kraft zur Größe gelangt! Und als Symbol an ihrer Spitze den auferstandenen Barbarossa, den kaiserlichen Greis, der alle Geschicke Deutschlands von 1806—70 in sich durchkämpft. Und je älter er wurde und je schwerer seine Bürde, um so milder und gütiger wurde sein väterliches Gemüth. Wohl war er davon durchdrungen, daß er seine Krone direkt von Gottes Gnaden trage, mehr, als einem Sohne der Aufklärungszeit gestattet sein mochte. Aber dies Bewußtsein, daß er ein Gotterkorener, unterschied sich wenig von dem Bewußtsein jedes Heroen, daß ihm eine würdevolle Mission beschieden sei. Denn nicht zu vererben noch gähnend abgelehnten Rechten schien ihm die Krone, sondern neu zu erwerben und zu verdienen durch treue Pflichterfüllung des Thronberufes. Demüthig fühlte er sich nur als ein Gefäß der göttlichen Gnade und jeder persönliche Größenwahn lag hinter ihm in wesenlosem Scheine. Würdig und züchtig, ein Kriegsmann des Allerhöchsten, in makelloser Vornehmheit stand er auf seines Thrones Stufen, die Hand wohlwollend ausgestreckt zum Schirm des Schwachen. Das kleine durchdringende Auge unter der hochgewölbten breitknochigen Stirn und die langge-

dehnte Nase erinnerten an das größte und weiseste der Thiere, welches die indischen Arier als Gottkönig des Thierreichs verehrten: den Elephanten.

Dem Grafen traten wahrhaftig Thränen in die Augen, als er zu dieser stillen Majestät echten Manneswerthes, der sich aus den Schlacken und Beschränktheiten seiner Jugend zu immer höherer Reinheit und Größe der Gesinnung emporrang, mit kindlicher Ehrfurcht aufsah. Welch ein Beispiel für fieberhaft tobenden Größenwahn! Hier war einmal ein Mensch, selbstgewiß und selbstbewußt, aber nie in Selbstvergötterung verstrickt, unentwegt voll gläubiger Demuth, voll frommer dankbarer Verehrung der unbekannten Mächte, die ihn und die Seinen so weise geführt.

Es dunkelte. Wie fackeltragende Gnomen tanzten Lichter an beiden Ufern umher. Krastinik saß allein, neben sich als einzige Genossin eine Flasche Aßmannshäuser. So heftig er jeden Rückfall in Dichterei verschworen, unwiderstehlich quoll ihm von bebenden Lippen das Lied:

Ich bin so allein, so ganz allein
Auf der weiten Welt.
Gleichgültig rauscht vorüber der Rhein,
Gleichgültig gleißt der Sternenschein
Vom Himmelszelt.

Ich bin so allein, so ganz allein
Und mein Herz ist voll.
Verkannt und unverstanden sein,
O nagende plagende Seelenpein,
O bittrer Groll!

Ich bin so allein, so ganz allein,
In die schweigende Flut
Ueber Bord verschütt' ich den letzten Wein
Und schütt' in Gedanken hinterdrein
Mein letztes Blut.

Leiden sollst Du, Menschensohn, leiden, bis die Pulse stocken. Und doch will man nicht leiden. Wozu dies Alles, wozu sich immer erneuen in der Erscheinungen Flucht? Denn ahnen wir nicht, daß wir einst gewesen, daß wir schon lange begraben sind? Unfaßbare Erinnerung einer Seelenwandrung.

Ein lüsterner Falter, gaukeln wir alle unsterblich im flüchtigen Schein. Sind wir das Ewige, das immer neu von Hülle zu Hülle flattert?

In der uferlosen Fluth des Seins untergehn und weiterwogen — mit allen Welten ruhen im Schooße des Alls — mit Vergangenheit und Zukunft lichtgewobene Brücken schmieden — das allein heißt Unsterblichkeit.

Nach dem unsagbar Einen mag Dich die Sehnsucht umsonst berücken, doch ruhe in Dir selbst! Wie lange dauert's und Todesruhe drückt ihr bleiches Siegel auf Deine fiebernde Stirn.

Schein ist alles Wesen und stumm verlacht uns das Schicksal. Drum trage auch Du in starrem Schweigen

das ewige Einerlei. Schweig und stirb! Halte den Mund und arbeite! „Fähnrich, wenn Er stirbt, so sterbe Er ruhig!“

Wenn Du also denkst, dann werden alle Winde, alle Wellen Dich grüßen, die Dich einst als Jüngling mit frommem Schauer durchwogt, und brüderliche Sterne erhellen Dir das alte Märchenland der Sehnsucht.

Unser Leben ist selbst nur ein Sinnbild des Welträthsels, das sich langsam aus chaotischem Urschlamm der Sinneserregungen zum hellen Bewußtsein aufringt. Drum, Dichterherold, streue Deine Verse wie Samenkörner, die der Wind in weite ungeahnte Fernen führt! Die Ernte feiern wir drüben, wenn nicht hier. Drum dresche weiter!

Und siehst Du auch keinen Spiegel Deiner Strahlen, entzünde stets aufs neu der Weisheit Lampe! So lange ein Acker bleibt, ziehe breit und fest des Fortschritts Furche mit brennender Pflugschar!

— — Aber wenn man nun kein Dichter ist, kein Denker, kein Seher, und dennoch dasselbe Gefühl des Ewigen in sich trägt, ohne ihm artikulirte Laute zu leihen, was dann? Verfehltes Leben!

Das Schwanken des Lebensschiffes endet nie und die Seekrankheit des Pessimismus hebt immer von neuem an. Nur der sturmgehärtete Seemann schwingt sich furchtlos in den gefährlichen Raaen. Nur eine eigenthümliche Hoheit der Willenskraft, nämlich ideale Kampfluft, macht furchtlos und fest, wie die feiende Feder des Simurgh den Rustem vor jeder Fährniß schützt.

Gewann er denn nicht lange schon die Einsicht, daß

künstlerische Thätigkeit für Höherdenkende ein entehrender Humbug und nur für technische Kunsthandwerker erfreulich sei? Im Wirken solcher Art Befriedigung suchen, das lag ja heut lange hinter ihm. Ihm däuchte, sein kurzes Herumplätschern im litterarischen Sumpf sei wohl nur ein wüster Traum gewesen. Was für ein Gackern und Schnattern und Truthahn-Kollern, mein Gott!

Auch gegen Leonhart wurde er jetzt ungerecht durch natürliche Reaction, während „dem großen Todten" immer noch Weihrauchdämpfe aus den Spalten aller bedruckten öffentlichen Meinung nachqualmten. Es giebt eine stürmische Vergötterungsmanie selbstsüchtiger Jüngerschaft, die an Petrus' Zweifelzorn darüber erinnert, daß Christus sich nicht der Kanaille mit Donner und Blitz enthülle! Solche Jünger und Jüngerinnen transfiguriren sich ihren Meister so zurecht, bis sie vor lauter selbstloser Bewunderung recht selbstsüchtig raisonniren, sobald der Meister mal nicht den Anforderungen ihrer schrankenlosen Begeisterung genügt. Dem Bedürfniß der Jünger gehorsam, muß er immer auf dem Quivive stehn, um beliebige Messiasthaten zu verrichten. „Und der König absolut, wenn er uns den Willen thut." Gott schütze ihn vor seinen Freunden, mit seinen Feinden wird er schon selber fertig.

Drum sah jetzt Krastinik, nachdem ihm die Schuppen von den Augen gefallen und er sein umgekehrtes Damaskus gefunden, nur einen genialen Charlatan und krankhaften Bramarbaseur, wo er einen verzerrten großen Mann bedauern sollte. Mochte ihm Leonharts ewige Selbstbetrachtung widerlich geworden sein, er vergaß darüber

dessen Umgebung, das scheußliche Ungeziefer des modernen Kunstproletariats. Entweder Parnassauer, die es für ihr heiliges Recht halten, auf Kosten der ehrlichen Arbeit faul zu schlampampen und ihre Unfähigkeit fortzumästen — oder Macher, die ihr kleines Dichtergeschäft in hellen und dunkelen Stoffen wie die Goldne Hundertzehn annonciren. Krastinik wußte ja, wie nur verzweifelte Nothwehr den Unglücklichen dazu trieb, seine Schöpferruhe zu opfern, um mit der Peitsche die Zöllner und Wucherer aus dem Tempel zu jagen. Wozu also jetzt sein posthumer Groll über die Selbst-Herabschraubung seines Idols, das im Tagesgetümmel sich herumraufte, sich mit Koth bespritzen ließ und selbst mit Kothballen um sich warf? „Graf" Leonhart hätte das ja gewiß nicht nöthig gehabt und seine hehre Mission ohne Furcht und Tadel erfüllt. Seine Fehler waren die Früchte seines niedergedrückten Lebens und seiner berechtigten Menschenverachtung, seine Tugenden waren sein eigen.

Doch diese Reaction eines neuen Standpunktes diente als heilsame Krisis. Das Stadium der persönlichen Hero-Worship war hiermit endgültig überwunden.

VII.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seit acht Tagen saß Graf Xaver Krastinik, der neugebackene Vormund des unmündigen Majoratsherrn, auf dem Schloß seiner Väter. Die gänzliche Umwandlung

seiner Lebensverhältnisse überraschte ihn kaum mehr. So märchenhaft reich an Schicksalsschlägen war sein früher so eintönig ruhiges Leben in den letzten zwei Jahren verflossen, daß die Nachricht, welche ihn in Siebenbürgen empfing, ihn kaum befremdete. So eilig er dem Heimruf gefolgt, war er zu spät gekommen. Sein Bruder hatte bei dem Sturz mit dem Pferde so schwere innere Verletzungen davongetragen, daß er drei Tage darauf starb, ein kraftstrotzender Mann in der Blüthe seiner Jahre. Da er seit Jahren Wittwer, setzte sein Testament naturgemäß seinen Bruder zum Vormund der beiden hinterlassenen Kinder Graf Koloman und Comtesse Julie ein. So überkam Xaver die Verantwortung und Pflicht, den ausgedehnten Familienbesitz noch neun Jahre als Vormund zu verwalten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Neun Jahre hier verbauern! Es fiel ihm unendlich schwer, sich an diese Aussicht zu gewöhnen und sich auch nur für's erste behaglich einzurichten.

Das Gefühl der Behaglichkeit läßt sich nicht erzwingen: Es ist einfach da oder nicht. Ein ganz gesunder Mensch fühlt die Existenz selbst als Genuß.

Durch andrer Warnung wurde noch nie ein Mensch gebessert. Man muß sich selbst erziehn, indem man aus eigner Erfahrung für alle Dinge bezeichnende Formeln findet.

Die Strafe der widerwärtigen Abhängigkeit von Außendingen bleibt niemals aus. Nur das Innere bleibt

fehlerlos, während die Außenwelt unaufhörliche Fehler birgt. Geistige Arbeit scheint einzige Rettung, indem sie ganz über die Außendinge hinweghilft.

Aber wo entsprechende geistige Arbeit finden! Denn diejenige des ästhetischen Dilettantismus entwürdigt einen männlichen Geist.

Krastinik warf sich schon seit geraumer Zeit auf Naturwissenschaften, wozu die alte wurmstichige Bibliothek seines Schlosses ihm ausreichende Mittel zu gewähren schien. Allein, nur unter dem bildungsdurstigen Geschlecht Ende des vorigen, Anfang dieses Jahrhunderts, hatte man dieselbe bereichert und so fand er denn hauptsächlich französische und englische Werke dieses Genres aus der Blüthezeit der ersten Periode des modernen Materialismus, während die spätere Metaphysik der Deutschen durch Abwesenheit glänzte.

Er studirte die Encyclopädisten, das berühmte „System der Natur“ Holbachs und „Ueber den Geist“ von Helvetius.

Gedanken? Eine Fähigkeit, Eindrücke zu empfangen und sich derselben hinterher zu erinnern, welche wir mit jedem thierischen Lebewesen gemein haben. Das Gedächtniß, vielleicht die wichtigste Grundlage höheren Geisteslebens, muß als ein bloßes Organ physischer Empfindung und das Urtheil auch nur als Empfindung betrachtet werden. „Juger n'est proprement que sentir.“ Was sind also Pflicht, Tugend und all diese schönen Worte? Man prüfe ihr Verhältniß zu den Sinnen, inwieweit sie physische Lust erregen. Laster und Tugend sind also nur

das Ergebniß unsrer Leidenschaften und diese richten sich nach der physischen Reizbarkeit für Schmerz und Lust. Nur so entstand der Sinn für Gerechtigkeit, indem aus Schmerz und Lust das Gefühl des allgemeinen Interesses erwuchs, welches man schützen wollte. Freundschaft erklärt sich nur aus dem Interesse, unsre Lust zu vermehren oder unsern Schmerz durch Theilnahme zu mindern. Den Ruhm erstrebt man lediglich wegen seines Vergnügens, respektive wegen anderer Vergnügungen, die man aus seinem Besitz erhofft. Das Gute um des Guten willen zu lieben ist eine Chimäre, das Böse um des Bösen willen zu wollen ist unmöglich. Was wir sind, dazu macht uns nur die Außenwelt.

Aehnlich die Analyse der menschlichen Fähigkeiten, welche Condillac in seiner Abhandlung „Ueber die Empfindungen" versucht. Empfindung sei nichts als Eindruck äußerer Einwirkungen. Reflexion sei nur Sensation, ein Kanal der Vorstellungen, welche aus den Sinnen allein sich herleiten. Unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand ist nur die Empfindung, die uns dieser Gegenstand erregt. Und Vergleich zweier Gegenstände ist nur doppelte Aufmerksamkeit, nicht etwa eine Folge der Aufmerksamkeit, also ist das Urtheilen, was bereits im Prozeß des Vergleichens liegt, auch nur das Aufmerken einer Empfindung. So entsteht das Gedächtniß als ein ungeformter sinnlicher Eindruck und Einbildungskraft leitet sich wieder vom Gedächtniß her, indem erstere das Abwesende als gegenwärtig empfindet. Daraus folgt dann der überraschende Schluß: Die Eindrücke der Außenwelt

auf uns verursachen nicht die Geistesthätigkeit, sondern die Eindrücke selber sind diese Geistesthätigkeit.

Dies sind die Lehren, welche einerseits zur Befreiung der Menschheit von verrotteten Mißbräuchen, andrerseits zur rohen Entfesselung der Materie trieben. Die völlige Unterordnung der sogenannten Innenwelt unter die Außenwelt drängte zur ausschließlichen Vergötterung der Natur, also zum Studium und zur alleinigen Herrschaft der Naturwissenschaften. Nicht das Wahre, Gute und Schöne suchte man zu erforschen, sondern Wärme, Licht und Electricität. Diese heilige Dreieinigkeit erschien als der neue Gott begriff, zu dem man betete. Die Gesetze der Strahlung, der Wärmeleitnng, der doppelten Brechung, der Polarität des Lichtes, die Undulationstheorie, wurden gefunden. Diese Entdeckungen über unsichtbare Theile der Natur blieben freilich bis heute in gewissem Sinne unvollkommen. Denn das Geheimniß scheint schwer zu lösen, ob dieselben eine materielle Existenz haben oder ob sie bloß Zustände andrer Körper sind. Die Verbindung von Kraft und Materie, welche anfangs der dynamischen Theorie von Leibnitz im Weg zu stehen schien, schließt an sich die Existenz einer Materie ohne kräftegebende Eigenschaften aus. Hier zeigt sich allerdings die Unmöglichkeit, daß die Struktur des menschlichen Gehirnorganismus ausreicht, um solche immateriellen Begriffe zu begreifen. Hier steht er gleichsam einer Innenwelt der Außenwelt gegenüber. Unerschrocken warf sich daher der französische Geist nunmehr auf die greifbaren Theile der Natur. Die Chemie experimentirte sich neue

Gesetze zurecht, welche die Eigenschaften der Natur beherrschen, durch das Studium der molecularen Zusammensetzung der Atome.

Auch über diesen wichtigsten Zweig moderner Wissenschaft suchte sich Krastinik zu belehren, wo er über Lavoisier, den Gründer der wahren Chemie, Aufschlüsse fand — betreffs der Oxydation der Körper und ihrer Verbrennung, sowie der Function der Nahrungsmittel —, welche ihn zu dem heutigen Stand der Chemie — betreffs der Verbindung chemischer und elektrischer Gesetze — hinüberleiteten.

Damals gewann auch die Geologie ihren ungeheuren Aufschwung, die Wissenschaft der örtlichen Gesetze, der terrestrischen Einrichtung der Massen. Buffon entnahm aus Anregungen von Leibnitz und Descartes die Vorstellung von der Centralhitze, welche schon die Pythagoräer und Zoroaster geehrt. Dann kamen eine Reihe von Geologen, welche den Begriff des allgemeinen Wechsels auf der Erdoberfläche darthaten, jenen ewigen Fluß der Dinge, von welchem schon Herakleitos der Dunkle sprach. Jetzt begann man die organischen Ueberbleibsel zu studiren. Man erkannte den Zusammenhang der Existenz der fossilen Thiere mit den Medien, in welchen sie gefunden wurden. Der große Cuvier verband die Forschung über die unorganischen Veränderungen der Erdoberfläche mit derjenigen über die organische Veränderung der Thiere, die auf dieser Oberfläche gelebt. Die Deutschen hatten die primären (Gneis), die Engländer die secundären Formationen untersucht, die Franzosen entdeckten die tertiären Strata, in

welchen man bereits Säugethiere, die dem gegenwärtigen Zustande ähnlich, fand. Die angeblichen Patriarchenknochen und Hünengebeine wurden als Reste fossiler Thiere dem Studium der Anatomie unterworfen. Und jetzt verbreitete sich die allgemeine Verehrung Darwins, die Lehre von der unbeirrten regelmäßigen Entwickelung.

Hier erschloß sich dem Geiste des einsamen Gottsuchers ein so unendlicher Horizont, daß er erschauernd und gleichsam athemlos innehielt. Erst allmählich begann er jetzt, an der leitenden Hand neuster Forscher, die ganze Größe dieser Wahrheiten zu erfassen. Die Astronomie ist längst im Stande, wichtige planetarische Ereignisse viele Jahre vorherzusagen. Und werden nicht einst unsre Vorhersagungen in andern Dingen ebenso genau eintreffen, sobald die gesammte Wissenschaft ähnlich fortschritt? Gleichförmige Regelmäßigkeit in allen Naturbewegungen — welch ein unergründliches Gebiet der Spekulation! Lange ehe Menschen waren, lange ehe dieser Planet sich geformt, herrschte die gleiche unerfaßliche Ordnung.

Nun drang auch die Zoologie durch vergleichende Anatomie in das Zellengewebe des menschlichen Organismus ein und gründete erst die eigentliche Physiologie, wozu nunmehr auch die Botanik beitrug. Man erkannte das Doppelleben des Menschen, das organische und das animalische. Ersteres, welches er mit der Pflanze gemein hat, bedingt Erschaffung und Zerstörung, nämlich: Verdauung, Circulation, Ernährung — Ausathmung, Ausdünstung, Verbrennung. Von dem Thierleben aber leitet

er Bewegung, Gefühl und Urtheil her, d. h. Bewußtsein. Die Organe dieses thierischen Lebens sind absolut symmetrisch und sämmtlich doppelt, die des pflanzlichen Lebens hingegen außerordentlich verschieden und an sich einzeln. Das Pflanzenleben schläft nie in uns. Die doppelten animalischen Organe aber gestatten uns zu ruhen und abzuwechseln, und gerade hierdurch verbessern und entwickeln sich allmählich die Functionen, vom ersten Naturschrei des Kindes bis zur ausgebildeten Gedankensprache.

Selbst die Mineralogie drang jetzt zu den glänzendsten Resultaten vor, indem sie sich mit der Geometrie verknüpfte und alle Abweichungen der Symmetrie der mathematischen Berechnung unterwarf. Die wunderlichsten Formen erschienen von jetztab als natürliche Entwickelungsfolgen. So giebt es also in keinem Reich der Natur die Möglichkeit einer Unordnung und alles, was geschieht, steht unter festen Gesetzen. Und dies Prinzip mußte man nun wohl oder übel auch auf das Geistige an wenden. Die Abweichungen des menschlichen Geistes, z. B. der Wahnsinn und das Genie, werden von eben so unfehlbaren Gesetzen bestimmt, als der Zustand der todten Materie. Unter gewissen Bedingungen tritt das Phänomen des Genies oder des Wahnsinns unausbleiblich ein.

So wird man das Materielle und Immaterielle im zwanzigsten Jahrhundert im Studium zu verknüpfen lernen, wovon wir heute noch entfernt sind. Der Zusammenhang dieser naturwissenschaftlichen Forschungen mit der socialen Empörung, welche man die Große Revolution

nennt, lag aber klar vor Augen in der allgemeinen Sehnsucht nach Verbesserung und Unzufriedenheit mit der früheren Stagnation. Wie und zeigen sich nicht genau die gleichen Symptome heut am Ende des neunzehnten Jahrhunderts?

Wenn im siebzehnten Jahrhundert Baco, Descartes und Newton die wechselnden Erscheinungen auf bestimmte Prinzipen von Ordnung zurückführten und das achtzehnte Jahrhundert diese gefundenen Prinzipien auf das materielle Universum im Ganzen anwendete, so versuchten die großen deutschen Denker diese Prinzipien auf die Geschichte des menschlichen Geistes auszudehnen und zu vollständigen Allgemeinbegriffen über den Fortschritt des Menschengeschlechts zu gelangen. Allein, dies gelang ihnen nur unvollkommen oder gar nicht, weil sie die Anregung in Herder's „Philosophie der Geschichte", historische Drehungsgesetze zu entdecken, oberflächlich vernachlässigten. Sie wandten sich völlig der rein metaphysischen Spekulation zu und verließen das neubegründete philosophische Geschichtsstudium, welches sie zu pragmatischer Spezialgeschichtsschreibung und nüchterner Quellenforschung herabdrückten.

Und doch sollte es der Endzweck jeder Forschung sein, aus Vergangenem die Zukunft vorherzusagen. Große Ereignisse entspringen keineswegs aus kleinen Ursachen, wenn auch vielleicht aus kleinen Bedingungen. *Ereignisse der Menschengeschichte unterwerfen sich denselben Bedingungen wie Chemie und Geologie.* Jede Erscheinung muß verursacht werden durch

etwas, was in ihr vorgeht oder was außer ihr vorgeht. Ersteres muß sich durch ihre Zusammensetzung, letzteres durch ihre Lage erklären lassen. Selbst die geheimnißvollen großen Lichtkräfte, welchen in der Menschengeschichte wohl gewisse immanente Ideen entsprechen, wird man so analysiren können.

Wenn der englische Denker Locke noch die abgesonderte Existenz einer Reflexionskraft behauptete, durch welche die Sinneseindrücke benutzt würden, so gingen die schottischen Denker, welche jene denkwürdigste Epoche des Menschengeistes zeitigte, schon so weit, eine sittliche Anlage jedes Menschen als ursprüngliches Prinzip anzunehmen. Schon bald wurden diese deductiven Transcendentalisten verdrängt durch die Gründung der politischen Oekonomie. Adam Smith stellte den Satz auf, daß die Gesetze, nach welchen wir unser Betragen richten, nur durch Beobachtung des Betragens anderer erlangt werden. Wenn wir einsam lebten, könnten wir weder Verdienst noch Recht von seinem Gegentheil unterscheiden. Wir unterrichten uns hierüber, indem wir uns an die Stelle der Andern versetzen. Aus dieser allgemeinen Vorstellung entstammt die allgemeine Sympathie. Diesem Mitgefühl entspringen nun sämmtliche Handlungen, gute und böse. Und im Mitgefühl, obschon es ein ideelles Vergnügen bereite, läge dennoch kein Gran von Selbstsucht. Als Ergänzung aber dieser „Theorie der sittlichen Gefühle“ sprang Smith auf das gerade Gegentheil über, indem er nunmehr in seinem grandiosen Werke vom „Nationalreichthum“ nur die Selbstsucht als Motor annimmt. Jeder folge nur seinem eignen

Interesse und fördere hierdurch, ohne es zu wollen, das Interesse andrer. Der persönliche Wunsch, den jeder Einzelne fühlt, seine Lage zu verbessern, bringt die Gesellschaft im Ganzen vorwärts. Jetzt wurde die große Idee der Nothwendigkeit auf das sociale Leben angewandt. Man erkannte Arbeitslöhne als unvermeidliche Folge der Verhältnisse gegen welche die Wünsche aller Einzelnen oder des ganzen vierten Standes ohnmächtig, das spätere „eiserne Lohngesetz“ nach Angebot und Nachfrage. Man ahnte die Theorie der Pacht, wie Malthus und Ricardo sie später ausbauten. Dann kamen Hume's Theorien von der Ideenassoziation und vom Causalnexus und von der Nützlichkeit als einzigem Grundpfeiler der Moral. Diese genialen Geister verachteten jedoch die bloß compilatorische nüchterne Thatsachenanhäufung als Grundlage, sie mißtrauten der Statistik und hielten die Ideen für so viel wichtiger als Thatsachen, daß erst Ideen vorangehen müßten, ehe man überhaupt die Thatsachen beobachte. Reid und Black wandelten fort auf ähnlichen Gleisen, wie denn später Watt die Dampfmaschine nicht aus Thatsachen-Experimenten, sondern aus der Spekulation über Black's Gesetz von der latenten Wärme, angewandt auf die Verbindung von Luft und Wasser, also aus einer Idee heraus erfand.

Graf Xaver Krastinik, dies Enfant terrible seiner umliegenden Dörfer und Standesgenossen, schloß sich völlig

von der Welt ab und studirte ununterbrochen. Muthig hieb er sich lichte Bahn durch das Dickicht seiner Unwissenheit.

So drang er denn allmählich in das ganze Geheimniß der inductiven Methode ein, welche auch das Kunstprinzip des Realismus leitet.

Hier lernte er jene Deklamationen einer deductiven Weltanschauung verachten, von welcher im Grunde alles äußerliche Scheintreiben der Menschheit bestimmt wird. Angenommene Voraussetzungen als höchste Prinzipien aufstellen und dialektisch verfechten — darin besteht das wahre System des hohlen gedankenlosen Weltgetriebes. Ob der Metaphysiker oder der Zeitungsjournalist, der Pfaffe oder der Soldat, — jeder wählt sich ein beliebiges traditionell überkommenes Prinzip und argumentirt daraufhin sein Lebenlang, ohne dessen Gehalt zu prüfen. Der theologische Gott, Staat, Autorität, Ehre, Freiheit, — alle solche Begriffe werden zu unnützen Kinderklappern, mit denen die thörichte Menge ihr Gehirn betäubt.

Indem er mit verzweifelter Kraftanstrengung sich der Lectüre philosophischer Naturwissenschaften ergab, durch Chemie, allgemeine Physik und Physiologie langsam zu den Ergebnissen der neusten Epoche unter Liebig, Darwin, Helmholtz, Dubois-Reymond vorrückte, begann sein spekulativer Geist, der nie dichterisch-gestaltend, sondern didaktisch seine Anschauungen vollzog, allgemeine Schlüsse aus nüchternen Thatsachen zu ziehen. Die Theorie des Kraftwechsels und die zunehmende Darlegung der Thatsache, daß überhaupt nichts unregelmäßig, gestört oder dem

Naturgesetz zuwider sei, beruhigte ihn über die scheinbare Wirrung und unlogische Ungerechtigkeit menschlicher Schicksale. Die Theorie des großen Pathologen Hunter, betreffend die innere Balance des Mitgefühls zur Thätigkeit, eröffnete dem einsamen Wahrheitsucher seltsame Schlüsse, worunter der vornehmste: daß Passivität weder der Menschennatur entspreche noch zur Tugend werden könne, da nur Thätigkeit das Mitgefühl fördert.

Damit fiel sein Wunsch, sich einsam „einzubuddeln" über den Haufen. Selbst das heilige Licht, das uns Lebensbedingung, ist ja Bewegung. Wärme ist Licht in Ruhe, Licht ist Wärme in reißender Bewegung. So ist Genie vielleicht nur eine Metamorphose der stillen vorbereiteten Wärme seiner Zeitumgebung.

Ob nun die deutschen Geologen wie Buch und Humboldt sich an Werner's Wassertheorie oder die Briten sich an Hutton's Feuertheorie über Entstehung und Veränderung der Erde anschlossen, überall wurde den großen Urkräften der Natur sorgsam nachgestellt. Nur die neptunischen und plutonischen Urkräfte, die im Geistesleben der Natur,also der Menschheitsgeschichte wirken, blieben verhüllt wie zuvor. Man vermochte die vulkanischen Kräfte der französischen Revolution noch immer nicht nach ihrer Gattungsart und ihrer inneren geologischen Lage genau in ihre Bestandtheile. aufzulösen.

Und doch lehrt jene große Auffassung, welche die Unzerstörbarkeit der Kraft und die Unzerstörbarkeit der Materie zugleich erfaßt, welche die geringste Bewegung des kleinsten Körpers in weitester Ferne als Ursache ewiger

Folgen erkennt, wunderbare Schlüsse auch über die Menschenentwickelung. Ja, die Erhaltung oder Beharrlichkeit der Materie-Kraft, wie sie Herbert Spencer in seinen „First principles“ bereits in die abstracte Philosophie einführte, scheint gewiß nur ein größeres allgemeines Vorbild der Geistkraft-Erhaltung, so daß nichts im Haushalt des Menschendaseins umsonst geschieht und kein Körnchen von der großen Gesammtheit getrennt werden kann, ohne den ganzen Bau zu stören. Hierdurch wird das Gejammer über jegliches persönliches Leid zur Narrheit, da es ja zur Gesammtordnung mitgehört, zugleich aber auch die Ueberhebung jeder Größe ein eitler Wahn, da alles Existirende in gleichem Maße dem großen Endzweck dient.

Der Baum der Erkenntniß ist nicht der des Lebens, wohl wahr, wenn man das thörichte Sinnenleben im Kampf ums Dasein meint. Wohl aber pflückt man von diesem Baume eine süße Frucht, welche gottähnlich macht und doch gerade durch diese gottähnliche Milde jeden Größenwahn für immer zerstört.

Denn das eigentliche innere Wesen des Größenwahns ist die Selbstsucht, eine tollgewordene Selbstsucht, die mit einer Art Farbenblindheit nichts sieht als sich selbst und mit neidischem Haß alles verfolgt, was außer ihr selber existirt. Diese Neidwuth zähmt sie nur dann, falls irgend ein augenblicklicher Vortheil von dem andern Object zu erwarten scheint. Ein Größenwahn, der für Verdienste außer ihm überhaupt noch ein Auge hat, verliert schon

seinen eigentlichen Charakter. Selbstbewußtsein und Größenwahn sind gar verschiedene Dinge.

In den Augen der modernsten Wissenschaft bleibt vom Menschenthum nur übrig — ein boshafter Affe. Das ist falsch. Es giebt viele schlechte Kerle, deren Lebensgenuß im Bösen besteht, wäre es auch nur im bösen Maul, das jedes Edle und Große zu ihrem eigenen Niveau herabzerrt. Allein, es mangelt auch nicht an gutartigen Naturen, deren Egoismus, diese natürliche Spiralfeder aller Dinge, sich liebevoll sänftigt und allem Lebenden freundlich gegenüber tritt. Traurig genug, daß die klare Erkenntniß, nur Selbstlosigkeit bedinge das wahre Glück, den dämonischen Trieb zur Selbstsucht auch beim Weisesten und Besten nicht zu brechen vermag.

Häufig kann die gemüthloseste Streberei und wüthendste Eitelkeit entschuldigt werden durch die unglücklichen Verhältnisse eines von der Natur stiefmütterlich Behandelten oder von den Menschen Mißhandelten, dessen Energie sich an Natur und Menschen zu rächen sucht. Dies gelingt freilich um so leichter, als die Menschen, soweit es ihre eigene Selbstsucht erlaubt, selten der Bonhomie entbehren und gern einem fleißig Ringenden Raum gönnen, — ohne die Misanthropie eines solchen nervösen Irren durch dies Entgegenkommen zu ändern.

Allein, wenn die Menschen auch keineswegs der guten Instinkte entbehren, so mangelt ihnen dafür gänzlich der *ideale* Instinkt. Man kann ein guter Mensch sein und doch unheilbar in alles Materielle verstrickt bleiben, wodurch denn zuguterletzt auch nur selbstsüchtige Motive ent-

stehen. Man kann ein böser despotischer Mensch sein und doch sich zum Idealen erheben, wodurch denn trotzalledem eine allgemeine Immaterialität, also Selbstlosigkeit, sich erzeugt. Aus diesem Grunde verwirft der bärbeißige Carlyle alle sogenannte Philantropie. Der finstre Dante, als er einsam die Divina Comedia für die Menschheit schrieb, habe eine viel wichtigere Philantropie geübt.

Aber gerade diesen Standpunkt wird die Alltagsherde nie verstehen und nie begreifen, daß ein dem Idealen geweihtes Wesen, dazu bestimmt, dem unirdischen Reich des Ewigen zahllose neue Jünger zu gewinnen, gänzlich außerhalb der gewöhnlichen Alltagsgesetze steht. Denn das wahre Sittengesetz wird es ja ohnehin nie verletzen. Weil etwa Leute sich einer sogenannten Wohlthätigkeit befleißigen, was denn auch auf ihr sonstiges Interessen-Kerbholz von der gläubigen Welt angekreidet wird, bewiesen sie noch keineswegs ihr Freisein von der Knechtschaft des starren Ich. Aber ein Mensch, dessen Geist sich unmateriellen Sphären völlig ergab und sein ganzes Sein auf idealen Zielen aufbaute, muß innerlich frei sein von allen Schranken der Sinnenwelt, bleibt daher jeder wahren Ichsucht fern, selbst wenn er seine Mitmenschen als bloße Zahlen behandelt oder gleichgültig ihre verächtlichen Leiden und Freuden flieht.

Mit überwachtem überarbeitetem Gehirn wanderte der Graf eines Morgens bei Tagesanbruch hinaus, weit hinaus über Feld, dem nächsten Bergwalde zu.

Die Sonne tauchte hinter den smaragdgrünen Baumwipfeln hervor. Eine schmeichelnde Wärme rieselte wollüstig durch alle Poren der Lebewesen. Von leisem Windhauch geläutet, schwangen sich die Blüthenglöckchen der Zweige hin und her und überschütteten die Vorübergehenden mit feinem silbernem Sprühregen.

Wie ein Lämmlein mit Rosaband und Glöckchen, sprang hier der rosenbestandene Bach dahin, kletterte über Felsenkniee, wälzte sich in der Blumenau und ließ seine glockenhelle Melodie ertönen. Aber die Rosen waren jetzt verwelkt und welke Blätter raschelten umher, Vorboten der weißen Schneebienen des Winters. Wie ein Adler, der noch auf höchster Firne rastet, ehe er ins Reich der Wolken strebt, — schien die Sonne noch mit dem ersten Glühen ihrer Schwingen auf den Giebeln der Felsburgen zu rasten.

Die Landleute begannen eben ihre Arbeit.

Heiliger nährender Opferdienst der Erde! Der alten vergessenen Natur rettendes Sinnbild bist du, o Pflug, der willige Aecker durchfurcht! Zufrieden, wenn man die Frucht eurer Mühen euch mit kargem Lohne zahlt, verachtet ihr den hohlen Prunk der Städte, ihr Pflüger mit schwieliger Faust und sonnerbrannter Stirn!

Droben in der lichten Bläue und über den Feldern tirilirte es. Wie eine klanggewobene Jakobsleiter stieg vielstimmiger Vogelsang himmelan und himmelherab. Unbewußt sang seine Seele mit in rhythmischen Lauten:

Lerche, aus Wolken schwang sich an mein Ohr dein Sang! Liebe beseelt ihn und hat ihn gelehrt! Gießt

wie ein Sonnenstrahl Licht über Berg und Thal! Dein Lied lebt im Himmel, dein Lieb auf der Erd! Hoch über Wald und Moor, Wiese und Dorf empor, über der Morgensonne Erglühn, über der Wolke Rand, des Regenbogens Band, Herold des Tages, hinflatterst du kühn!

— — — — — — — — — — — — — — —

Er warf sich ins Gras und lauschte dem schrillen Zirpen der Grasmücken und dem Vogelzwitschern in den Fichtenzweigen. Ein Paroxismus knabenhafter Sehnsucht, eine mystische Brunst, befiel seine Künstlernatur. Er zerriß die keuschen Gräser mit den Zähnen, und schlürfte den Thau vom jungen Kleeblatt, wie trunken von corybantischer Attis-Begier. Er hätte, ein neuer Pygmalion, den Fels umarmen mögen, aber der blieb kalt, todt, steinern. Unwillkürlich umschlang er den Baum, unter dem er lag, aber dessen Rinde blieb trocken und starr und die Tropfen des Fichtenherzes, die aus den dürren Spalten quollen, waren kein warmes Blut, keine Thränen der Gegenliebe. Die Weltkraft, die alles durchdringt und besiegt, hätte er leibhaftig ans Herz reißen und mit ihr ringen mögen, Herr werdend durch der Liebe Riesenwollust.

Tief unten im Grunde dufteten die Blüthen. Geister des Friedens entstiegen den Kelchen. Aus Felsenspalt entströmte leise, wehmüthig lispelnd, des Wildbachs Helle. Ach, brach nicht, wälzend die Welle der Thränen, aus seinem Herzen der Bach Erinnerung?

So weit sein Auge gen Himmel starrte, unendliche Wälder, felsenbeschattet. Erschauernd sank er ins Ried-

gras nieder, über ihn rollten die weichen Wogen. Rings abgeschlossen! Kein Pfad der Hülfe! Da — fern vom Gipfel winkte ein — Kreuz.

Ein Kreuz — wiederum durchzuckte es den einsamen Mann. Memento mori! Sollte er nicht Ernst machen mit der Entsagung des Lebens?

Wieder tönten Leonharts Worte in ihm wieder, daß nur im Kloster das Glück wohne.

Aber für wen? Doch für den Gläubigen? War er denn gläubig? O nein, wie lange entwich ihm der kindliche Glaube der Väter! Nicht ihm blieb jene Erlösungssehnsucht, die aus den Wunden Christi mit mystischer Brunst die Gewißheit ewigen Lebens schlürft.

Er erinnerte sich jenes Gespräches über Semiten- und Christenthum, das sie einst geführt. Einen semitischen Cultus hatte Leonhart den Katholicismus genannt, ohne aber eine Begründung zu geben, indem er zu der These absprang, daß in seiner ersten Gestalt das Christenthum rein arisch gewesen sei. Jetzt glaubte Krastinik jene Andeutung zu verstehn. Die indisch-baktrischen und griechischen Elemente der christlichen Kirche hatten sich im Orient erhalten, als byzantinische Kirche ausartend, als Arianismus sich reiner ausbildend, indem die Menschlichkeit Christi festgehalten wurde. Gerade auf den römischen Bischof aber hatten sich die jüdischen Zusatzmischungen übertragen und fortgemodelt: Ein selbstsüchtig ausschließender Jehova-Cultus, eine Intoleranz pharisäischer Selbstgerechtigkeit. So entfernte sich die christliche Kirche unter der Hohepriester-Hierarchie Roms immer weiter von ihrer

demokratischen Form communistischer Gemeinden und bildete sich zu einer großartigen Staatskirche aus, welche alles geistige Leben mit unentrinnbarem Netz umstrickte und in ihren Dienst zwang. So mußte roher Gesetzesglaube und selbstgerechte Werkheiligkeit das echt jüdische Wesen dieser neuen katholischen Religion bestimmen. Nur eins blieb demokratisch in diesem blinden Staatscultus starrer Autorität: Die Gegenüberstellung der Geisteskraft wider das rohe Ritterthum und die physische Allmacht des Feudalsystems, hier wo jeder Bauer es bis zum Papste, zum Oberhirten der Christenheit, bringen konnte, gleich dem Zertrümmerer der irdischen Staatsgewalt, dem großen Gregor.

Aber diese Zeiten sind lange dahin. Dies unsterbliche historische Verdienst der römischen Kirche, neben welcher der Protestantismus als ein zwerghafter Parvenü erscheint, liegt seit Jahrhunderten in andern Händen — denen eines neuen Kirchenordens, dessen Werkzeug die Feder, dessen Wunderbeglaubigung das Wissen.

Kirche, Religion! Was für leere Worte heut, Gespenster längst entschwundener Wesenheiten!

Wir glauben all an einen Gott — an das Gold und das Ich.

„Ich“ heißt der Dämon, welcher heut die Welt zu einer großen Irrenanstalt verengt. Dieser Geist der All-Verneinung und Ich-Vergötzung ist der Geist des Widerspruchs und der Lästerung, dessen jammervollem Wahnsinn man schweigend wie dem Größenwahn eines Irren nachgeben muß. Und dieser Götzendienst empfängt seinen

stärksten Giftstoff aus der Kirche, dieser Brutstätte der Selbstheiligkeit.

Unfehlbarkeitsdogma! Dies sündhafte Vermessen einer sclavischen Selbstanbetung, der Größenwahn eines Ich-Sclaven (und welch ein sündiges Ich gerade dieses!), um den Größenwahn der sclavischen Thorenmenge wider die „Ketzerei“ höherer Gesittung noch mehr zu stacheln! Ja, das Unfehlbarkeitsdogma fehlte gerade noch, um den unheilbaren Größenwahn dieser Fortschritt-Epoche zu brandmarken. — —

Nein, das „Kreuz“ konnte einen Mann wie diesen nicht mehr erretten, nicht das Kreuz der Kirche. Doch vielleicht ein anderes? Das Kreuz, welches wir alle tragen? —

Er sann und sann — — —

Ist der Tod nur ein Durchgang, ein Isthmus zweier Ewigkeiten, so wäre der Tod, vor dem wir schaudern, minder schreckhaft als dies Dasein, das wie ein Wolkenschatten dahingleitet im unermeßlichen Raum. Aefft uns der Tod wie das Leben, dies Marionettenspiel? Und das All um uns her — ist das fest? Schwanken nicht seine Grundpfeiler, verschwimmt nicht alles ineinander, ist es am Ende auch nur eine Vision der getäuschten Sinne, eine Wüstenmirage geblendeter Augen, eine Wahnvorstellung?

Wenn aber das Dasein und die Natur unwirklich, — was bin denn ich als Ich und was ist Gott? In ihm leben, weben und sind wir. Auch nur eine Vor-

stellung? Ist er doch überall. Mein Ich und Gott — verschwimmt das auch ineinander?

Oder sind Natur und Gott ein Gegensatz? Entstand die Welt, indem Gott sich selbst verlor? Und wenn so Göttliches von Gott abfiel, soll es zu ihm zurückkehren? Oder stieg aus dunkeln Urtiefen der Gotteskeim selber empor, so daß Gott nichts ist, als die Spitze und Frucht der Natur?

Und wie stehen wir selbst zu diesen großen Gewalten? Hängen wir mit Gott zusammen, so dienen wir nur als niederes Gefäß seiner Gnade. Das heißt dann Christenthum. Wie, ich Mensch, der ich nichts der göttlichen Gnade verdanke? dessen Gedanke nichts ist, als der Sohn meiner eigenen Arbeit?

Und der Pantheismus löscht mich vollends aus. Da bin ich nur ein ärmlich Mittel des Naturzwecks. Wie, ich, in meiner stolzen Naturbeherrschung?

Wohl lehrt mich Darwin, daß ich nur ein Naturprodukt meiner Ahnen. Gleichviel. Ich bilde fremde Samenkeime mit meinem freien Willen znr neuen selbstständigen Pflanze aus. Und wäre selbst die Seelenwanderung des Welträthsels Lösung, so bliebe es doch nur immer dasselbe untheilbare Ingenium, das sich rastlos im Kreis der Dinge eine Heimstätte sucht.

So sind wir denn selbst die Ewigkeit? Selbst die göttliche Idee? Der Gott der Welt ist der menschliche Wille.

Und wenn es nun ein böser Wille? Das Geheimniß der Prinzipien von Gut und Bös besteht in ihrer Zu-

sammengehörigkeit. Alles ist Instinkt, Selbstaufopferung so gut wie krassester Egoismus. Böse ist nur die Nichterfüllung des eigenen Willens. Der menschliche Genius, der im Kampf mit zahllosen Schwierigkeiten seine fortzeugenden Werke leistet, scheint an sich viel größer, als die einmalige Naturschöpfung der allmächtigeu Centralkraft.

Ja, so mag des Menschen berechtigter Größenwahn wohl urtheilen. Nichts erbärmlicher und nichts bewunderungswürdiger, als der Mensch. So dachte gewiß auch Kain, der erste Haderer wider Jehova. Als er nun aber den Tod in die Welt gebracht, da sagte ihm dröhnend die innere Stimme: Das ist ein Riß durch die Natur, das ist Schuld.

Er wußte bisher nur, daß er war, jetzt erfuhr er, daß er etwas solle — denn er fühlte, was er nicht solle. Woher? Von wannen kam ihm diese Wissenschaft? Aus dem Innern? Wer schrieb's dort ein? Er sich selber? Seit wann denn? Erst seit heute, wo er schuldig geworden? Nein, es mußte ihm schon eingeboren gewesen sein. Es giebt also eine höhere moralische Ordnung außer uns und über uns.

Hör' auf, dein starres Ich zu behaupten, Niemandem unterthan, in dich selber einwärts deinen Pfad zu bohren!

Tödte den Willen ab! Selbst ein idealer Wille verstrickt dich in Schuld. „Soll ich denn meines Bruders Hüter sein?“ Heuchlerische Frage! Du fühlst ja, daß du es sollst.

In der Friedlosigkeit des Schuldbewußtseins fühle du den Frieden der Erlösungssehnsucht! In dem Schmerze

der Schuld wird die Last der Verantwortlichkeit von dir genommen, die den souverainen Willen bedrückt. Nicht länger fühlst du dich verpflichtet, als höchste Erscheinungsform der göttlichen Idee zu gelten. Die Demuth deiner Schuld beugt dich freudig unter die Erkenntniß einer über den Dingen stehenden Centralkraft, der sich auch der Größte willenlos zu unterwerfen hat.

Jeder ist schuldig, auch du trage dein Kainsmal, denn auch du hast deinen Bruder gehaßt und dich selbst geliebt. Aber trage es ruhig und stolz, ohne Trotz, ohne unnütze Reue! Gehe hin und sündige nicht mehr!

Wie so anders erscheint das Räthsel des Lebens dem Manne, der liebte und lernte und litt! Eine grause Gabe ist das Teleskop der Wahrheit, das alle Erscheinungen verwischt und nur Schein sieht, wo die frische Hoffnung einst im Sein geschwelgt. Die Gedanken und Gefühle des Menschen bilden für sich ein Epos vom heiligen Gral.

Wie frohgemuth sitzen sie erst beieinander, gleich König Artus' Tafelrunde. Die Welt ist ihnen ein Bilderbuch voll Farben und Ideen und aus den Hieroglyphen der Weltgeschichte liest sie den klarsten Sinn. Lancelot vom See, die kühne Abenteurerlust, erfaßt die Natur mit ungebrochener Jugendlust. Tristan und Isolde finden sich in sinnlicher Leidenschaft, begehrungssüchtig und subjectiv, Parzival's Venuswunden heilen von selbst in sentimentaler Schwärmerei. Wohl tritt dann die wirkliche

Leidenschaft verderblich in den Kreis, wie Ginevra, die königlich stolze, aber auch sie zerrinnt in resignirte Wehmuth. Da naht Merlin, die philosophische Auffassung der Welt, und wühlende Reflexion vernichtet die Schaffensfreude. Fey Maglore von der schwarzen Klippe, die Feindin Ginevras, lockt in ihren Bann und abgegohrene Liebessymptome verlieren sich allmählich in blasirte cynische Selbstverspottung. Kay der Seneschall regelt mit kalt kritischer Ironie die Dinge. Nach den Enttäuschungen der scheinbaren äußerlichen Erfahrung entsagt der Geist dem Behagen am fabulirenden Bilderreichthum der Wirklichkeit in erlogener Ruhe. Aus realistischem Arbeitstrieb keimt der Hochmuth eines gleichgültigen Materialismus. Doch der ungestillte Trieb nach idealer Erlösung und festerem Lebenshalt ringt nach Befreiung, der wunde Titurel harrt auf das erlösende Wort des Grals.

Wer aber Avillion finden will, das Eiland der Seligen, der muß wählen Frieden durch den Kampf, Ruhe im Sturm. Da klärt sich des räthselvollen Menschenlebens letzter Schluß, daß nur liebevolle Versenkung ins Allgemeine aus liebloser Einsamkeit erlöst. Nur Liebe für die Idee, nur Streben nach einem Ideal, nur dies macht theilhaftig des heiligen Gral, begräbt den Titurel des ringenden Ichs und krönt Parzival's Irren und Leiden.

Die Seele, welche gelernt auf sich selbst allein zu bauen, in sich selbst ihre Stärke zu suchen — die Sporen des Hasses, der Verzweiflung, der Menschenverachtung hetzen und zerfleischen sie nicht mehr. Menschenverachtung

sollte immer bei sich selbst anfangen. Menschenverachtung, die ja doch die Menschen braucht — allerdings nur als Sclaven und Beifallsklatscher, aber doch immer braucht.

Nicht länger beneidet die genesene Seele den Flitterkram äußerlicher Lüste. Durch den feurigen Ofen hindurchgegangen, abschmelzend die Schlacken gemeinerer Selbstsucht, wurde sie kalter biegsamer Stahl. Jetzt ist sie zum Ritter geschlagen d. h. zum freien Manne. Wer die Menschen nicht bedarf, trägt auch nicht ihre Ketten. Nur wer sie nicht braucht, liebt die Menschen aus selbstbeglückender Sympathie, aus erhabenem Mitleid Aller für Alle. Nur das ist der wahre „Weg zur Freiheit.“

Aber nur die alte Erzeugerin und Erhalterin der Weltgesetze, Eros und Anteros die großen Gewalten, nur die Liebe erlöst. Und Liebe ist langmüthig, sie hadert nicht, sie beugt ihren Willen unter den der andern, unter den höheren Willen des Ideals, wie es eingeschrieben in des Menschen Gewissen. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; Liebe allein macht stark, indem sie das schwache Ich demüthig dem starken Allsein vermählt.

Vom Ganges her rauscht aus Palmen und Lotoskelchen des Büßers Braminenlied: Wer störungsfrei, begehrungsfrei zum andern Ufer hingelangt, wer nichts zu eigen haben will, der nenne Buddha’s Jünger sich.

Aber ist Freisein von Leidenschaften nicht ein widernatürliches Unding? Nur für das entnervende Klima Indiens könnte das passen. Nicht die Verneinung, sondern die Verstärkung des Willens hat den rastlosen Vorwärtsdrang unsrer Civilisation ermöglicht. Den Willen brechen

heißt eine Tugend empfehlen, die keine Tugend ist. Es gilt vielmehr, die Leidenschaft auf geistige Ziele mit der gleichen dämonischen Stärke hinzulenken, mit welcher der gewöhnliche Mensch sinnliche Ziele erstrebt. Haß gegen das Schlechte ist eine glückbringende Leidenschaft.

Aber durch Erkenntniß unsrer eignen Unvollkommenheit sollte Mitleid mit fremder Unvollkommenheit in uns erwachen. Dies Mitleid hat jenem Todten gefehlt. Wohl berechtigte ihn sein Geistesstolz zu einem Gefühl überlegener Selbstabsonderung. Aber nie schmolz seine Härte in der weisen Demuth, welche die Untheilbarkeit alles Seins erkennt. Verrichtete nicht darum der Heiland an seinen Jüngern niedere Dienste? „So nun Ich, euer Herr und Meister, euch die Füße wusch, so sollt ihr auch euch untereinander die Füße waschen." Und sprach Er nicht die abgrundtiefen Worte — — hier, hier stehts: Ev. Joh. 14, 12 —: „Wer an mich glaubt, der wird ebenso große Werke thun wie ich, ja wird größere thun als ich." Besagt doch diese Ablehnung persönlicher Alleingeltung klar genug, daß nicht die Person des Gottmenschen, sondern sein Prinzip das ewig Zeugende vorstellt, dessen Wirkung sich in stetiger Evolution vererbt. Nach ihm werden noch Zahllose gekreuzigt und zahllose Wunder geschehn. Der eine Opfertod eines sündenlosen Menschen ist die Quelle alles Lebens in Ewigkeit. Denn er stellt das einzig Feste, Unvergängliche dar, an das sich der Glaube zu klammern vermag. Und nur der Glaube an das Ideale hat erlösende Kraft.

Noch höher aber als den Glauben stellt das Christen-

thum die Güte des Unbewußten, die freie ursprüngliche selbstgeringachtende Liebe, ohne welche dem Apostel alles „klingendes Erz und tönende Schelle“ erscheint. Ja, unter den Pharisäern befanden sich gewiß viele hochmoralische Werktagsheilige. Aber e i n Gedanke wahrhafter Reue wiegt vor dem Richterstuhl der ewigen Liebe alle Sünden auf, während die eitle lieblose Gewohnheitstugend sich niemals selbst erlöst und ewig schmachtet in den Fesseln des kleinlichen Ich.

Dies Mitleid, diese Demuth, dieser Glaube und diese Liebe bleiben nie passiv, nie Stagnation des Willens, sondern schöpfen ihre Kraft aus werkthätiger Begeisterung, wie da geschrieben steht: „Nun ist des Menschen Sohn verklärt und Gott ist verklärt in ihm.“ Der Begriff von der Einheit alles Seins, des Irdischen und Ueberirdischen, welcher dämmernd im menschlichen Gemüthe schlummert, ist hier Wahrheit und Klarheit geworden — „mit der Klarheit, die ich bei Gott hatte, ehe denn die Welt war.“ (Ev. Joh. 17, 5.)

So besiegt das Christenthum den Pessimismus durch den Pessimismus. So wird sich ewig der Mensch selbst erlösen müssen im Kampfe mit der Welt. Wer sich an den Abgründen des Lebens scheu vorüberdrückt, wird nie die wahre Bestimmung des Menschen erkennen. Der wirkliche Idealist wird jeden Pessimismus abweisen, eingedenk der Worte: „So euch die Welt hasset, so wisset, daß sie Mich vor euch gehasset hat.“ Dem erlösten Geiste kommt „die Gemeinschaft der Heiligen“, die Verbindung mit allen großen und guten Geistern der Vergangenheit

und der Mitgenuß all ihres geistigen Schaffens. Das ist eine Erhebung der Seele, welche jeden irdischen Schmerz unter die Füße tritt. Das ist der Tröster, von dem der Erlöser kündet: „Ich will euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich: Den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht kann empfangen, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber kennt ihn, denn er bleibt bei euch und wird in euch sein."

Wohl fühlte der große Todte in sich jene Geistesstimme, von der es heißt in den Römerbriefen Pauli: „Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch fürchten müßtet. Derselbe Geist giebt Zeugniß unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind."

Doch weil Leonharts Herz, ursprünglich reich an Güte und Wohlwollen, sich aus Verbitterung in starre Selbstsucht krampfhaft zusammenzog, hörte er nicht die Erlöserstimme: „Wer immer mich liebt, den werde ich lieben und mich ihm offenbaren." Ihm aber, der zum erstenmal seit Kindertagen wieder die Bibel las, dem weltfremden Gottsucher offenbarte sich Gott.

Alles was in der Welt eintrifft, hat sein Zeichen, das ihm vorhergeht. Die zahllosen verschiedenen Ideen, die verworren durcheinander murren, sind Vorzeichen einer ungeheuren Bewegung.

Er dachte an Lamennais' „Worte des Glaubens" (Leonhart hatte ihm einst dies Buch geschenkt): „Junger Soldat, wohin gehst Du? Gehe streiten, daß alle einen Gott auf Erden und im Himmel haben."

Alle einen Gott, alle, die so verschiedenen Stammes? Ja, nur die Masse, das Allgemeine vermag zu siegen. Wer würde das Stimmchen der vielen armen unmerkbaren Geschöpfe hören, wenn im Frühling ein Summen den Wiesen entsteigt? Unzählbare Laute sind es, die sich hier vereinen — einzeln würde keins von ihnen gehört werden — doch, alle vereint, machen sie sich vernehmlich weithin über die Erde, als unartikulirte Allstimme der Lebenskraft.

Was vermag der Einzelne heut? Weniger denn je! Wer darf aber gar über Leiden klagen, ohne daß seine Tugenden ihm ein Recht dazu geben? Schon in der Uebergangsepoche der Childe Harold-Wertherzeit mahnt Chataubriand seinen René: „Wer Kräfte empfing, soll sie dem Dienst der Menschheit weihen."

Der sogenannte Weltschmerz kann nur enden mit Selbstüberwindung in vornehmkalter Abgeschlossenheit und prometheischem Selbstgenügen. Aber edler als die wollüstige Todessehnsucht des Pantheismus ist die freudige Lebensertragung, welche das quälende Ich abschüttelt und durch allumfassende Liebe ins Unendliche erweitert. Die rauschendste Melodie auf der Aeolsharfe der Empfindung wird stets das vaterländische, das Stammgefühl entlocken. Aus dem zerfahrenen Kosmopolitismus der ästhetischen und pessimistischen Weltanschauung erhebt sich der Geist, von der Naturbetrachtung sich der Geschichtsbetrachtung zuwendend, zu der Erkenntniß des Nationalbewußtseins. Da gewinnt die rauhe Wirklichkeit einen gesunderen Reiz, als Schönheitskultus ihn bieten kann; da wandelt sich der

Schauder vor der ehernen Nothwendigkeit in ein stolzes Wohlgefühl: Getragen zu werden von dem ewigen Wirbel des Weltenrades, das Jeden als Atom des Allgemeinen zu seiner Bestimmung fortreißt.

Das trotzige unselige Ich, das auf sich allein gestellt die Welt umfassen möchte und von der Last dieser selbstaufgelegten Mission erdrückt ward, erkennt sich jetzt freudig als unterthan höheren Gesetzen. Die Ideen „Volk“ und „Vaterland“ bieten den wahren Schlüssel zum Verständniß des Einzellebens. Die Eitelkeit des Persönlichen zerrinnt so in den Stolz des Patriotismus, die Selbstsucht des Einzelnen überwindet sich leicht zu Nutzen und Ruhm der Rassenselbstsucht. Diese Weltanschauung schreitet zu wahrer Selbsterfüllung vor, sie bildet den verengten innersten Kreis nach all den weitausgreifenden Wirbeln des jugendlichen Idealismus.

VIII.

Und Krastinik schaute umher von dem Schloß seiner Väter über das Bergland zu seinen Füßen.

„In dem Burzenland ist's immer schön,“ singt ein Volkslied über das Waldland, das sich um Kronstadt erstreckt. Das wußte ja schon der deutsche Orden, der bei seiner Übersiedelung nach Europa zuerst im Siebenbürgener Burzenlande seine Zelte aufschlug. Die von ihm gegründeten sieben Burgen sollen dem Lande Transsylvanien seinen neuen Namen gegeben haben. Noch jetzt ragen sieben solcher Burgen des Deutschthums im Lande: Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch,

Bistritz, Reps und Broos. Von den alten Burgen des Ordens aber stehen noch gar viele im Burzenlande. Die Heldenburg, die Zeidener, die Tartlauer, die Rosenauer, die Törzburg, die Marienburg. Wer denkt hier nicht an die Residenz des Ordensstaates in Preußen, wohin die kühnen Kämpen von hier aus zogen? So schlingt sich denn ein geheimnißvolles Band um die Errichtung zugleich Preußens und Siebenbürgens, der nordöstlichen und südöstlichen Mark des deutschen Imperiums.

„Ins Ostland wollen wir reiten," klingt das alte sächsische Auswandererlied aus dem 12. Jahrhundert herüber. Dieser Zug gen Osten gewann dem Deutschthum nacheinander die Elbgrenze, die Donau, die Oder, die Weichsel. Diesem Zug gen Osten verdankte das alte Deutsche Reich seine Weltherrschaft und ihn muß es wieder aufnehmen, will es die alte Obmacht wieder erneuen. Nicht ohne tiefste Bedeutung besingt das deutsche Nationalepos den Ritt ins Hunnenland. Die Hunnen dehnen sich weithin von Donau und Theiß zu Don und Wolga und die einst geladenen Nibelungengäste, die deutschen Kolonieen, drohte, wie abgerissene schwache Reiser der großen Walsereiche, die wüste hunnische Sintfluth zu verschlingen.

Wer kennt nicht jenen hehren Gesang, wo in der Seele des deutschen Mannesideals Rüdiger von Bechlaren der Conflikt widerstreitender Pflichten tobt? Die Deutschen sind seine Freunde und Blutsverwandten, an den Hunnenkönig bindet ihn der Treueid seiner Loyalität

Wird Rüdiger noch immer der Deutschenfeindin Krimhild, der Zarin aus deutschem Blut, zu Willen bleiben? Heut ist wohl der Markgraf ein klügerer Mann.

Überwältigend stieg die geistige Weltherrschaft der deutschen Raçe vor der Betrachtung des ungarischen Grafen empor. Wo wäre nicht deutsche Erde? Wie der Römer allüberall auf deutschem Boden stand, so tritt der Deutsche, wo es auch sei, nur einen Boden, den er mit seinem Blut getauft und mit seiner Cultur gedüngt hat.

Die Krastinik's stammten ursprünglich aus Mähren, wie ihr slavischer Name verrieth. Erst im 18. Jahrhundert waren sie durch eine Erbheirath siebenbürgische Magnaten geworden und so allmählich ganz ins Ungarische übergegangen. Dagegen kreuzte sich dies slavisch-magyarische Blut fortwährend mit deutschen, da die Hälfte der Stammmütter dem deutsch-österreichischen Adel angehörte. Auch Xaver's Mutter war eine Deutsche gewesen. Jetzt erst verstand er, daß in seiner ganzen schwerflüssigen Art das deutsche Element überwog. Daher auch sein rasches Einleben in deutsches Wesen. Darum auch vor allem jetzt der mächtige Trieb einer Stammeszugehörigkeit, der in ihm durch Bewunderung deutscher Kraft erwachte. Dies Deutsche Reich — schien es nicht der einzige feste Punkt in der Erscheinungen Flucht? Alles wankte und splitterte. Im Westen in Frankreich und England, Anarchie. Im Osten Panslavismus und Nihilismus. In Deutschland allein das Positive allem Negativen trotzend.

Ja, die große Sündfluth an allen Enden. Der

Panslavismus will sein Ziel erreichen um jeden Preis, entweder mit dem Zaren oder ohne ihn. Und siegt er, so springt der Zarismus doch. Denn alles arbeitet im Westen wie im Osten nur einem Ziel entgegen: der Auflösung aller bestehenden Gesellschaftsformen. Alle Anzeichen sind dieselben wie vor der Großen Revolution. Barbarei lauert aller Enden, den morschen Culturbestand zu vernichten.

Um Deutschland muß sich zusammenschließen, was noch auf eine glückliche organische Entwicklung hofft. Nur Deutschland besitzt die unverbrauchte Kraft, sich aus eigener Initiative innerlich aus den Schäden der gegenwärtigen Gesellschaftsbildungen emporzuläutern und aus der häßlichen Puppe dieses Uebergangsstadiums den beschwingten Schmetterling eines neuen Freiheitsbegriffs loszulösen.

— — — — — — — — — — — —

Jetzt hatte er ein unpersönliches Ideal gefunden, das eine wesenhafte Realität vorstellte. In der freudigen Erleuchtung dieser seelischen Entdeckung aber erkannte er zugleich, wie die Uebertreibung seiner berechtigten Auflehnung gegen sein früheres persönliches Ideal ihn wiederum in Ungerechtigkeit verstrickte. Die krankhafte Reizbarkeit, schwächliche Verbitterung und selbstische Ich-Begeisterung Leonharts wurde vollauf erklärt durch die chemische Zusammensetzung seiner Natur und durch die geologische Lage seiner äußeren Lebensverhältnisse, beide unter die Ein-

wirkung der Elektricität einer geistigen galvanischen Strömung gebracht.

Wie gewöhnlich bot sich auch jetzt ein unerquicklichstes Schauspiel, das jeden ernsten Diener der Wahrheit, der bedächtig ein gerechtes Urtheil zu schöpfen sich müht, am tiefsten verletzt. Nur von persönlich gehässigem oder Parteistandpunkt aus wurde nunmehr, nachdem endlich über die „Affaire Leonhart" genug Lügengras gewachsen und der in den Tod Gejagte nach beliebter Taktik gegen seine überlebenden Rivalen als „Klassiker" ausgespielt war, das gegnerische Urtheil laut. Da hatte bald Der bald Jener irgend eine Mordsgeschichte aufzutischen. Theodosius Drollinguère (er hatte seinen Namen nun glücklich gallificirt, auf daß seine französischen Freunde ihn besser aussprechen lernten) brachte einen Artikel in seinem Wochenblättchen „Die Wahrheit über F. Leonhart", worin er Denselben der ostentativen bewußten Verrücktheit zieh. Doch war er zu feige, sein „D." darunterzusetzen und verschanzte sich hinter ein „B.", das Zeichen seines Substituts. Dieser Mann hieß Bullerich. Ein schöner Name.

Mit polypenhafter Geschmeidigkeit umkrallte hier der bedächtige Drollinguère sein Opfer. Da derselbe sich nicht mehr wehren konnte und keine Angehörigen hinterließ, welche etwa Strafantrag stellen durften, so gestattete sich Theodosius sogar den Luxus persönlicher Verdächtigung. Leonhart sei ein gesinnungsloser Mensch gewesen, mal liberal, mal conservativ, je nachdem seine Geschäfte es verlangten.

Krastinik kannte die Verhältnisse genau und wußte, daß der Dichter nie in irgend einer politischen Beziehung zu irgend einer Partei und irgend einem Blatte gestanden. Mit unwiderstehlicher Komik verlangen jedoch die jüdisch-liberalen Blätter, daß man, falls sie Honorar für Feuilletons oder Novellen zahlen, auch als liberaler Philosemit fungire; und bei den Conservativen steht die Sache gradeso. Leonhart hatte nie nur um Haaresbreite seine tiefen politischen Ueberzeugungen geändert und sich stets zum demokratischen Cäsarismus bekannt. Auch seine pangermanistischen Ziele hielt er unbeirrt im Auge, seine Verachtung der deutschen Kleinlichkeit und Philisterei verleugnete er nie. Demokratisch in seinen Anschauungen, verehrte er das Hohenzollernhaus aus historischer Erkenntniß und dankbarer patriotischer Pietät als glänzendsten Zeugen der Darwinischen Evolutionstheorie, als berufenstes, Talent und Charakter von Generation zu Generation vererbendes Herrschergeschlecht.

Die trostlose Unreife und Dummheit der Eintagsparteien vermag natürlich den inneren festen Zusammenhang solcher Anschauung nicht zu erfassen. Ein in der Wolle gefärbter Demokrat hat auf die Juden und das Plapperment und die liberale Presse zu schwören. Und was ein richtiger Conservativer ist, stimmt fröhlich durch Dick und Dünn mit Gott für König und Vaterland — ür Vermehrung der stehenden Heere, Schutzpatent des Militairdünkels und des Kastengeistes, Muckerchristenthum, Feudalrechte und allerunterthänigsten Servilismus.

Darum warnte ein christlich socialer Bonze vor diesem „verkappten rothen Revolutionär" und Dr. Bergmann von der „Tagesstimme" vor diesem „opportunistischen Streber", der naiv genug gewesen, „Majestätsbeleidigungen gegen Schiller und Die dulde Ich nicht" zu äußern und den antisemitischen Dichter Dr. Adler zu loben, während er Feuilleton-Honorare von der freiheitsdurstigen „Tagesstimme" bezog!!

„The consequence is: being of no party, I shall offend all parties", citirte Leonhart achselzuckend aus Byron, wenn auf solch angebliche Widersprüche die Rede kam.

Aehnlich verhielt es sich mit den Vorwürfen gegen seinen grellen Hohn und sein „boshaftes Schimpfen". Krastinik hatte ihn über jeden einzelnen Fall interpellirt und wußte aus vorgelegten Dokumenten am besten, daß Leonhart stets der zuerst Angegriffene gewesen war. Schon sein wohlwollendes Gemüth verbot ihm, Andere zu schädigen. Reizte man ihn freilich, dann vergrößerte sich die momentane Entrüstung durch das verbitternde Bewußtsein seiner allgemeinen schiefen Lage und den allgemeinen Ekel gegen das rechtlose Weltgetriebe. Dann schlug er allerdings seine Krallen so furchtbar ein, daß man an der Klaue den Löwen erkannte. Wofür war er sonst ein Leu? Der Leon bleibt ein Leon, man kann ihn tödten, aber nicht ändern. Immer und immer wieder löste sich das Räthsel seiner plötzlichen Anfeindung der Menschen dadurch, daß die Anmaßung der Andern nie zu begreifen vermochte, daß

er nicht wie ein andrer Gemeiner in Reih und Glied zu marschiren habe. Viel zu gutmüthig, um jemals Andere zu „drücken“, verletzte er doch jede windige Eitelkeit ohne es zu ahnen, gleich wie der sagenhafte Speer Ithuriels überall die Lüge und Schlechtigkeit aufdeckt. Man haßte ihn instinktiv. Er war so groß und dabei so cordial liebenswürdig, daß man ihn doppelt haßte. Später erst wurde er herb und schroff. Er, dem die Thränen in die Augen traten bei der Betrachtung jeder edeln Handlung, verhärtete sich zusehends und zwang sich gleichsam zu eisigem Egoismus.

Und fühlte Krastinik nicht, wie auch ihn mehr und mehr eine dumpfe Wuth gegen Lüge und Gemeinheit zu verzehren begann?

Mit voller Billigung dachte er jetzt an die höhnischen Glossen Leonharts über den heutigen Adel, welche er früher bestritten hatte. Mit verächtlichem Lächeln hielt er Umschau unter den edeln Standesgenossen des Nachbaradels, wo bereits über den „verrückten Sonderling“ nicht wenig medisirt wurde.

Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, ehe daß ein Junker oder ein Jude sich bescheiden lernt. Die Katze läßt das Mausen nicht und die Abkömmlinge von Strauchdieben oder fürstlichen Maitressen nicht den Wahn des blauen Blutes.

Mag dieser elende „Adel“ noch so sehr auf die Juden schimpfen, obschon bei manchem näselnden Gardelieutnant die mütterliche Abkunft schon gar nicht mehr verkannt werden kann, — unter dem Tisch waschen sich

Juden und Junker allezeit die Hände. Daher sagt Disraeli sehr richtig im „Coningsby“: Die Juden seien wesentlich Torys. Denn der Semit dürstet nach „Vornehmheit“ d. h. nach der äußeren Geltung derselben. Er beruhigt sich nur in seiner unersättlichen Eitelkeit, wenn er die übrige Welt zu seinen Füßen sieht. Daher zeigt er sich im Verkehr entweder selbstüberhebend dreist oder kriechend gegen den Mächtigeren, den er durch List besiegen möchte.

Diese dem Judenthume eingeborenen Fehler müssen nun mal aus seiner früheren Abhängigkeit entschuldigt werden. Haftet doch im Grunde den meisten Menschen das Snobthum an. Auch besitzen die Juden eine Menge vortrefflicher Eigenschaften, welche für ihre weltkluge Streberei entschädigen, und dies zersetzende Element übt sogar einen wohlthätigen Einfluß aus auf die deutsche Michelei. Daß die unduldsame Eitelkeit dieses auserwählten Volkes natürlich jedes freie Wort in dieser Sache verpönen möchte, scheint halt auch nur eine verzeihliche Empfindlichkeit historischer Rückerinnerung. Gegen die Juden an sich hat man nur einen berechtigten Vorwurf: daß sie geschickter im Kampf ums Dasein zu strebern wissen und wie alle Orientalen kaltblütiger (trotz scheinbarer aufgeregter Zappelei) ihr Ziel im Auge halten, als der sanguinisch nervöse Germane.

Aber wenn man an den Juden ihr protziges Snobthum tadeln möchte, so kann man dem sogenannten Adel oft nur uneingeschränkteste Verachtung widmen. Die Bauern auf dem Lande wissen ein Lied davon zu singen.

Diese Junker unterstützen förmlich den Wucherer, auf daß er den productiven Stand beraube. Sie verbinden sich mit Geschäftsleuten, ob Christen oder Juden, zu den schmutzigsten Gründungen und theilen den Raub mit ihnen; sie decken ihnen den Rücken, falls sie in Verlegenheit kommen.

Der selige Stroußberg, ein genialer Schwindler, nahm sich entschieden am anständigsten aus unter seinen hochvornehmen Compagnons, die er manchmal im Vorzimmer stundenlang bei Champagner warten ließ, weil er selbst ja diese schmutzigen Mit-Geldschinder der armen Leute als Müßiggänger verachtete. — Auf dem Lande haben die vielgeschmähten Juden immer versteckte Hintermänner, wenn es gilt, den Bauernstand zu untergraben. Dringt die Feudalaristokratie erst massenhaft in den Reichstag ein, so wird sie in geheimer Verbindung mit dem Jobberthum das Volk vollends zu Grunde richten. So werden die Produktivstände immer mehr ausgesogen und gedrückt, daher auch immer verbitterter. Während in den Städten die Socialdemokratie langsam und sicher vordringt, brütet auf dem Lande ein dumpfer Haß gegen diese conservativen Wappenschänder, die in den Plappermenten „verdammt schneidig, äh" ihre elenden Phrasen für Gott, König und Vaterland ableiern und daheim im Stillen ihre Procentchen berechnen. Die bodenlos gemeine Interessenpolitik der Parteien ruinirt systematisch, durch Concentrirung des Großkapitals in „Ringe", das Bürger- und Bauernthum. Und dann wundern sich diese Blinden, wenn eines Tages ihnen das Haus

überm Kopfe zusammenbirst, nachdem sie selbst seine unteren Grundpfeiler durchsägt. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. —

Der Adel nützt die Parvenü-Sehnsucht der Juden nach adligem Umgang natürlich nach Kräften auch in „idealen“ Gebieten aus. Auch der edle vornehme Graf Fridolin v. Scheckwitz bewirthete auf seiner Villa am Tegernsee den zufällig dort zur Sommerfrische weilenden Chefredacteur der „Berliner Tagesstimme“ nebst vier Adjutanten desselben, und fraternisirte mit denselben auf Du und Du, um einigen Reklamerecensionen in der „Berliner Tagesstimme“ einzuheimsen. Eine davon schrieb sogar Scheckwitzens eigener Sekretär. Es geschah dies mit unzweifelhaft idealer Absicht, damit doch ja die Intentionen des Dichters richtig gewürdigt würden, und wer könnte dieselben wohl besser verstehen, als des Dichters eigener Famulus! — Wenn nun aber Scheckwitz, der jedem Adligen nachläuft und nur nach Umgang mit „Standesgenossen“ giert und in gemeinstem Servilismus vor jeder Fürstlichkeit katzbuckelt, obschon er ultra-radikale Modeansichten in seinen Werken vertritt, und sogar unter durchsichtiger Maske seinen hochseligen Herrn satirisirte, um sich bei dessen Nachfolger einzuschmeicheln, — wenn nun aber Scheckwitz wegen seines intimen Villeggiatura-Verkehrs mit Doktor Bergmann von seinen „Standesgenossen“ entsetzt interpellirt wurde: „Herr Gott, ich biett' Sie, Graf! Ein Mensch, der wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck gesessen hat und sogar früher

ausgewiesen wurde!" — dann warf er naiv hin: „Aber, liebste Comtesse, ich brauche diese Juden! Die Leute müssen halt über mich schreiben!" So spielte er sich den „Standesgenossen" gegenüber als „Dichter" und den Litteraten gegenüber als „Kammerherr Graf Scheckwitz" auf. — Die am wenigst vornehmen Naturen findet man in der sogenannten Aristokratie. Krastinik spie verächtlich aus in der Erinnerung an so manchen pöbelhaften Kriecher oder Stallknecht mit ellenlangem Stammbaum. Solche Burschen verkaufen ihren „Namen" an die Tochter eines Geldfürsten, hauen die erheirathete Jüdin aus germanischer Ritterlichkeit, bringen ihr ganzes Vermögen durch und lassen die etwaigen Söhne ihre Mutter „das Portemonnaie" nennen. So handelt man wahrhaft standesgemäß, wie es sich für einen solchen Stand frecher Nichtsthuer im Größenwahn ihres Nichts am besten schickt.

Die Juden, dies älteste Junkerthum Europas als geschlossene Kaste, sind eigentlich ideologisch-revolutionär angelegt. Darum nennt Renan die hebräischen Propheten mit Recht als Stammväter des Socialismus und Nihilismus. Die Juden stehen den Griechen ebenbürtig zur Seite. Bald siegt der Rationalismus des Hellenenthums, bald der düstre Pessimismus des Judenthums, das sich theilweise in Christi Lehre fortsetzt. In den Juden, einem kräftigen, unterdrückten Volke, lebt ein heißer Sinn für soziale Gerechtigkeit. Sie schufen sich einen eifrigen strengen Gott. Fiat justitia, pereat mundus! Besser, die Welt geht zu Grunde, als das sie ohne Gerechtig-

keit fortbesteht. Heut freilich hat der alles zersetzende Zeitgeist auch die Juden so depravirt, daß sie sogar den eigenthümlichen Größenwahn ihrer Race, immerhin ein Zeichen von Kraft, einbüßten. Sie schämen sich ihrer Väter und verachten den jüdischen Namen. Ihr finstrer Trotz ist gebrochen durch erschlaffenden Mammondienst, und gleichgültig platter Lebensgenuß blieb ihnen übrig als einziges Ziel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber grade, indem dieser wahre Aristokrat mit vornehmem Abscheu all solchen Schmutz erwog, gewann er dem Problem Leonhart, dem Untergang des letzten Idealisten und des letzten genialen Dämons in der nivellirenden Uniformzeit, eine neue Seite ab. Auf immer höhere überschauende Gesichtspunkte erhob ihn die neue Weltanschauung, welche seine naturwissenschaftlichen Studien in ihm reifen ließen.

Sind die Menschen an sich wirklich so schlecht, wie Leonhart's Verbitterung sie auffaßte? War der große Egoist Napoleon etwa gerecht, als er gestand: „Ich habe die Menschen stets verachtet und sie stets behandelt wie sie es verdienen“? Mit Nichten. Die Menschen sind im Ganzen weit besser als ihr Ruf, sind von Natur hülfsbereit und gutartig. Nur soll man nicht ihre Eitelkeit und Selbstsucht verletzen. Thut man dies aber, so sei man wenigstens consequent und wappne sich mit starrem brutalem Egoismus. Auch das muß man Leonhart als Schuld gegen sich selber anrechnen, daß er

mit schwächlicher Gutmüthigkeit den Leuten die Wunden verband, die er gerechterweise schlug.

Welch ein unreifes Unterfangen, die Welt und die Menschen anzuklagen! Man bessere oder belehre sie, sei es indem man sie überzeugt, sei es indem man mit Gewaltmitteln sie bekehrt. Aber verlangen, daß Andere ihre berechtigte Selbstsucht auch nur einen Augenblick hintansetzen, um eine fremde Größe aus objectivem Wohlwollen zu fördern, ist lächerlich. Das ganze Naturleben erwächst aus dem Kampf Aller gegen Alle und jedes Wesen in seiner Art dient mit zu dem Gesammtgebäude.

Daß eine Geistespotenz wie Leonhart untergehen mußte, bedeutet freilich einen unersetzlichen Verlust für die Gesammtheit. Aber die Welt dafür verantwortlich zu machen wäre widersinnig.

Warum schlüpfte dieser Heros, ursprünglich zur That und nicht zum Gedanken veranlagt, in eine so gebrechliche physische Hülle? Warum versetzte ihn der Zufall in sonstige Umstände und Zeitverhältnisse, die ihm jede Möglichkeit versperrten, seine Individualität frei zu entfalten? Warum sah er nicht klar vor Augen, daß all sein Ringen nach Entwickelung seiner wahren Bestimmung ja doch von vornherein aussichtslos und die Schlacht schon vor Beginn verloren war, und verzichtete darum nicht in stiller selbstüberwindender Ruhe? Warum haschte und jagte er nach Befriedigung seines Ehrgeizes, statt sich mannhaft zu resignieren?

Die Welt trug in keinem Falle die Schuld. Denn von ihr erwarten, daß sie in einem unscheinbaren Feder-

fuchser den Helden und Herrscher erkenne oder mit ihrem halbblinden Maulwurfsblick das Genie begreife — das heißt alle innere Organisation des Weltgebäudes stören und verrücken. Und warum widmete er überhaupt seinen Geist dem Undankbarsten und Unzeitgemäßesten, dem Berufe, den in einer Zeit wilder realer Kämpfe kein Mensch begehrt und nöthig erachtet, dem Berufe des Dichters? Hätte er sich auf die Wissenschaft geworfen, so konnte er hier vielleicht eine Waffe finden, um auf die Zeit zu wirken.

Es war ein Schicksal, es mußte nun so sein. Aber das persönlich individuelle Unglück, zu spät oder zu früh geboren zu werden, berechtigt noch zu keinem Vorwurf gegen den Weltlauf. Ein Unglück und eine Schuld, für die man ihm nicht zürnen darf, — das war Leonhart's Lebensentwickelung. Aber eine Verschuldung bleibt es immer, wenn ein Genie nicht auf seine Mitwelt zu wirken vermag und utopisch an die Nachwelt appellirt. Eine Schwäche und ein Mangel liegt stets darin, wenn ein Mensch sich selbst die Lebensader unterbindet. So ging er denn logisch unter kraft der Verschuldung seiner Charakterschwäche.

Warum gerieth er über jede Gemeinheit und Lüge in Harnisch? warum faßte er, trotz seiner boshaften Menschenkenntniß, nicht eben alles persönlich auf? Mundus vult decipi. Mit Wasser wird Alles gekocht und heut stellen die Leute ihren Kochtopf voll schmutzigem Wasser mit cynischem Applomb ganz öffentlich auf den Tisch.

Auch in der Weltgeschichte herrscht einzig die Lüge und die „immanente Gerechtigkeit der Dinge", von welcher Gambetta schwärmte, wirkt nur in den unterirdischen Wellenbewegungen selbst mit, nicht auf der Oberfläche. Denn alle schlechten Leidenschaften müssen mit den guten zusammenwirken, um Großes und Heilsames zu vollbringen. Allein gelingt dies weder dem guten noch dem schlechten Prinzip.

Die Eroberung Indiens durch die Engländer begleiteten nothwendig unerhörte Greuel. Aber die Thatsache selbst förderte den Fortschritt der Menschheit und ihre Ausführung gereicht jenen energischen Schurken zum Lobe.

Warren Hastings, der Henker Indiens, durfte nicht verurtheilt werden, weil er sich einer so löblichen conservativen Gesinnung befliß. Scheert nur ja nicht den Kamm diesem reinen Opferlamm! Und so saß er denn bald ruhig und wohlgemuth auf seinem Landschloß, das ihm der schuldige Tribut seiner Hindostaner Sclaven zum Dank für seine unvergeßlichen Wohlthaten erbaut. Wenigstens blieb er beständig: auch jetzt noch folterte er eigenhändig, wie früher mit dem Bambus, nunmehr mit der Feder die Seinen. Denn er dichtete als behäbiger Dilettant eine Ode nach der andern: „An die Empfindsamkeit", „An das Mitleid", vor allem „An die Tugend". Seine Hymnen an diese Gottheit waren gefürchtet bei all seinen Gästen, denen er dergleichen salbungsvoll versetzte. Ein herrliches Symbol. Seine Gräuel als Tugend-Dichterling beenden, ziemt dem wahren

Lebenskenner, der sich auf der Höhe der Situation erhält. Alle Männer der That und alle Weltmächte, sei es nun das alte Rom oder später das päpstliche Rom, lügen und heucheln aus Prinzip.

Als Bonaparte den heiligen Wallfahrtsort Loretto in seinen Schutz nahm, nachdem er grade an den Papst ein demüthiges Schreiben gerichtet, reinigte er sofort das Marienbild von Perlen und Edelsteinen, unwürdig irdischem Tand. Wer beschreibt aber seinen erhabenen Unwillen, als diese schnöden und überflüssigen Zierrathe sich als Glas und böhmische Steine entpuppten! So waren die Priester in ihrem eiteln weltlichen Sinne ihm lange zuvorgekommen. Sein Schmerz war tief und aufrichtig. O diese Pfaffen, diese Banditen! — Nichts köstlicher, als wenn zwei Diebe einander selbst bestehlen, der Eine im Namen der Freiheit, der Andere im Namen der Gottheit. Und das Volk, das dumme Heiligenbild, läßt alles wehrlos über sich ergehn.

Selbst die Symbole wechseln wie die Ideenbegriffe. Das schöne Wort „Freiheit" kann als „Liberalismus" den krassen Materialismus vertreten und das Königthum umgekehrt als letzter Hort des Idealismus erscheinen. Nur ein Begriff wechselt nie, nur ein Symbol bleibt ewig veränderlich: das Vaterland.

Ein Mastbaum hob sich siegreich als Schlachtpanier über dem Streitwagen der Lombarden als Symbol des Vaterlandes. Und ein Mastbaum diente als Sinnbild der geschlachteten Freiheit, als auf Nelson's Admiralschiff die besten Männer Neapels wie gemeine Verbrecher

am Galgen seiner Raae hingen. Aber dieserselbe rohe Henker, Sclave zweier Trybaden, dies rumbegossene Beafsteak, verwandelte sich bei der ersten Breitseiten-Lage von Trafalgar in einen würdevollen Heros. „England erwartet, daß männiglich seine Schuldigkeit thue.“ Und er fiel im Sieg: „Ich habe meine Schuldigkeit gethan.“ Vaterlandsgefühl hebt Tröpfe über sich selbst empor und steigert unter der Wucht der immanenten Idee die Kraft des Einzelmenschen.

Die natürlichen Bedingungen, die aus der inneren Organisation erwachsen, sind im Menschenleben so unveränderlich wie im Naturreich. Die Weltgeschichte folgt bestimmten Drehungsgesetzen, die man bisher nicht zu ergründen den Scharfblick besaß. Wenn Buckle den Verfall Spaniens lediglich aus seinem fanatischen Religionskultus herleitet und diesen wieder aus der Bodenbeschaffenheit, welche Spanien also für immer zur unculturellen Stagnation verdamme, so ist das eine oberflächliche Einseitigkeit, nämlich eine bloß geologische Betrachtung. Sobald aber die psychische Chemie angewandt wird, ergeben sich ganz andre Resultate im Lande der Calderon und Cortez. Dann erklären sich die Erbfehler als Erbtugenden und umgekehrt. Der starre Jehovacultus dieses auserwählten Volkes, worin schon arabische Mischung erkennbar wird, befähigte es zur Welteroberung. Weil aber die geologische Lage Spaniens widersprach, so verwirrte sich die chemische Zusammensetzung und Spanien konnte seine unnatürliche Weltmacht nicht behaupten.

Man wähnt die französische Politik irgendwie durch äußere Einflüsse und Zeitverhältnisse umwandeln zu können. Und doch lehrt die Geschichte, daß die Grundlagen der französischen Politik stets die gleichen blieben.

Wie Chlodwig die französische Monarchie auf den Stützpfeiler des katholischen Klerus gegründet, so später der „allerchristlichste" Louis Quatorze. Wie die Könige des Mittelalters die Centralisation der Staatsgewalt angestrebt, so kämpften Richelieu-Mazarin den Geist der Fronde nieder. Wie jene lüstern nach Lothringens und Flanderns Besitz geangelt, so „reunirte" man später wirklich diese Länder und grade die Revolution vollendete dies Werk gallischer Völkerbeglückung. Der „Freiheitsbaum", den diese Republikaner aufpflanzten, wurde ein Upasbaum der Tyrannei, die Prokonsuln und Volkstribune glichen auf ein Haar den späteren Marschällen und Intendanten, Pichegru plünderte Holland, so daß dem Napoleonischen Satrapen Oudinot später kaum etwas übrig blieb. Gaston de Foix, Guébriant, Turenne, Mélac, Louvois lebten weiter unter der Revolution und dem Kaiserreich und wirthschafteten später in Spanien, wo sie sich austoben durften, im Stil des dreißigjährigen Krieges. Das Rheinbundsystem fand schon sein Vorbild in den sogenannten Schwesterrepubliken, welche die erobernde Revolution gründete. Ja, der demokratische Cäsarismus Napoleons I. wie Napoleons III. griff ebenfalls auf Chlodwig zurück und verbündete sich mit Rom. Und die neufranzösische Republik sollte anders handeln? Ihr blieb in ihrer Partei-

Zerklüftung das alte Ziel: Centralisation, Anschluß an Rom und Lothringen vom Rhein bis zur Schelde.

— — Sobald man aber die Abhängigkeit aller Volksgenossenschaften von unverrückbaren Gesetzen der politischen Chemie und Geologie (zwei noch unentdeckten Wissenschaften) erkannt, widerlegen sich auch die Vorwürfe, mit welchen die Nationen sich gegenseitig die Wahrung berechtigter Interessen bestreiten. Im Leben der Völker spielt der Neid dieselbe wichtige Rolle, wie im Leben der Einzelnen, und begünstigt das Vorwärtsdrängen. Das chauvinistische Anfeinden alles Fremden beruht im Grunde auf einem tiefen gesunden Gesetz. Denn der Neid, dieser blasse scheue Schleicher, tritt manchmal auch als stattlicher mannhafter Widersacher in die Fehde ein.

Der Neid ist eine Leidenschaft, die man nicht einmal sich selbst einzugestehen wagt. Der richtige Herostrat in seinem wüthenden Ingrimm gegen überlegenes Verdienst spiegelt sich selber vor, daß seine Wahrheitsentstellungen die Wahrheit enthielten. Nun giebt es aber auch Gefühle, die man zwanglos auf den Begriff des Neides zurückführen kann und die dennoch den Charakter des Neides verlieren. So z. B. wenn ein „Heros“ in Carlyles Sinne an leitender Stelle, die ihm gebührte werthlose oder doch untergeordnete Leute sieht. Oder wenn ein großer Künstler es mit ansehn muß, wie Unwerth durch selbstsüchtige Interessenpolitik oder Unverstand zu einem Scheinwerth aufgeblasen wird, während Werke mit einem Ewigkeitsgepräge von seichter Ober-

flächlichkeit lächerlich gemacht und mißdeutet werden. Der erfolglose Werth fühlt zweifellos Neid gegen den erfolgreichen Unwerth, aber ist dieser Neid eine unedle Leidenschaft? Entspringt er nicht vielmehr dem Gerechtigkeitsgefühl und zugleich dem unpersönlichen idealen Zorn über die Schädigung des allgemeinen idealen Interesses durch die falsche Werthung des Verdienstes?

So wird man, abstrakt betrachtet, den Chauvinismus aus einem Neid und Hochmuth ableiten können, den man trotzdem ehrenhaft nennen muß.

Wozu in allen Tugenden verkappte Laster suchen, wie der edle Sieur de Larochefoucauld, und selbstsüchtige Berechnung in jeder guten Handlung ausklügeln! Es giebt einen logischen Syllogismus stahlscharfer Argumentation, mit welchem der gesunde Menschenverstand alle Finten und Paraden jener dialektischen Floretfechter durchhaut. Wenn nämlich z. B. Dankbarkeit auch nur eine selbstsüchtige Absicht verbirgt und man beim Erweisen von Wohlthaten auch nur den Dank berechnet, — warum ist dann Undank der Welt Lohn und warum giebt es dann so wenige Wohlthätige und Hülfsbereite? Der Undank mag ja vielleicht eine Dummheit sein, aber er entspricht doch offenbar dem Instinkt der Selbstsucht. Und wenn unser Wesen derartig von Selbstsucht durchtränkt wird, welche Selbstüberwindung müßte dazu gehören, gewissermaßen Wechsel auf Undank zu unterschreiben! Wer Wohlthaten erweist, klügelt aber gar nicht darüber noch lügt er sich zur Deckung fremder Schlechtigkeit die schwindelnd hohe Moral an, daß man

auf Dank überhaupt verzichten müsse. Sondern er folgt einfach seiner wohlwollenden Naturanlage. Freilich folgt auch die Schlange ihrer Naturanlage, wenn sie hinterrücks sticht. Den Teufel auch! Man schlägt sie nieder — da folgt man denn auch seiner Naturanlage. Selbstsüchtig ist Beides, ja das versteht sich.

Allein, wenn alles das, was wir als Tugend und Selbstlosigkeit bewundern, auch nur von der gleichen Selbstsucht dictirt wird, so müßte ja die Neigung zur Tugend als zu einem Selbstgenuß bei uns Selbstlingen allgemein verbreitet sein! All die schönen Sprüchlein einer nörgelnden Skepsis zerstieben vor der derben trockenen Thatsache, daß man doch noch egoistischer ist als jene angeblich egoistischen Motive und daher lieber ohne diese heuchlerischen Tugendmotive wie ein brutaler Selbstling handelt. Mag die sogenannte Tugend nur verfeinerte Selbstsucht sein, mindestens ist sie doch ein höherer Grad und das unvollkommene sprachliche Begriffsvermögen unterscheidet sie von der gang und gäben gemeinen Wald- und Wiesenselbstsucht eben durch den nichtssagenden Titel — „Tugend“!

Wo Mitgefühl und passive Selbstsucht collidiren, siegt allemal das Mitgefühl, sobald die sonstige Geistesstruktur eine normal gesunde. Hingegen siegt die Selbstsucht meist dann, wenn sie nicht passiv, sondern activ bei der Collision mit dem Mitgefühl betheiligt ist, wenn das geforderte Mitgefühl sie direkt schädigt. Daher ist es allemal leichter, Jemanden zu sich heraufzuziehen und neben sich anzuerkennen, als ihn über sich zu stellen.

Daß aber dennoch im Allgemeinen das Mitgefühl stärker ist als die Selbstsucht, geht aus der Begeisterung hervor, mit welcher normale Menschen für eine große Idee oder für einen Heros ihr eignes Ich in die Schanze schlagen. Man möchte nun natürlich den Gran selbstsüchtiger Eitelkeit herausdestilliren, welcher in der Begeisterung liegt. Dies wird jedoch durch die Thatsache der Vaterlandsliebe widerlegt, welche in besonderen Fällen eine ganze Nation zu selbstloser Hingebung anfeuert. Denn da dieselbe als bloße allgemeine Pflicht aufgefaßt wird, so vermag sie die Eitelkeit in keiner Weise zu befriedigen und weder Lohn noch besonderer Ruhm sind davon zu erwarten. Natürlich scheint ja der Stolz aufs Vaterland zuguterletzt auch egoistisch, aber mit solcher Haarspalterei kommt man nur der Neigung unsrer krittelnden grämlichen Epoche entgegen, alle Unterschiede von Streberei und strebendem Heldenthum, Größenwahn und Größe zu verwischen.

Immer klarer drängte sich bei dieser Analyse der Einzelgefühle dem einsamen Grübler die Gewißheit auf, daß man sich in der wankenden Verwirrung unsrer Umsturzepoche den Stolz auf ein großes Staatswesen wie ein Panzerhemd zurechtschmieden müsse. Jetzt erst verstand er auch „die lächerlichen pangermanistischen Schrullen“ seines großen Freundes, die man so oft verspottet hatte — er begriff die Sehergabe dichterischer Intuition.

Amerika mußte entdeckt werden, denn man glaubte an eine Existenz. Ein fester Glaube aber ist allemal ein

ahnendes Wissen. „Cogito, ergo sum.“ So läßt sich die Theorie vom Gedanken nach Descartes weiterführen.

Im Anfang war das Wort, der Logos, die Vernunft. Aber der blinde Autoritätsglaube, die träge Gedankenlosigkeit, das Unvernünftig-Chaotische setzt seine schwerfällig unfruchtbare Masse stets der lichten Schöpferkraft entgegen. Das Chaos betrachtet sich als die wahre göttliche Ordnung, die neue Welt als eine frevelhafte Revolution. Columbus hieß ein Tollhäusler, Luther ein Zerstörer. Ja freilich muß man stören und zerstören — stören die stumpfe Indifferenz der ideallosen Gesellschaft, zerstören die Drachen, welche der conservative Urschlamm des Bestehenden ausbrütet. Darum dachten sich auch alle Völker den Gott des Lichtes als den Python, den Drachentödter.

Die Prophetengabe ist die natürliche Intuition der Logik, welche die Gegenwart aus der Vergangenheit ableitet und die Zukunft als Konsequenz der Gegenwart voraussieht. Darum sind die großen Dichter alle prophetische Staatsmänner in der Theorie; darum erschaute z. B. Schiller divinatorisch in Wallenstein, dem bestverleumdeten, den Embryo-Bismarck, wie ihn heutige Forschungen endgültig feststellen.

Er gedachte an Leonhart's tiefsinnige Combinationen über die deutsche Weltherrschaft des Mittelalters.

Die Hohenstaufen gleichen den Napoleoniden. Sie führten dieselbe großartige Welttäuschung durch, in der Entfesselung der eigenen Selbstsucht eine Weltbefreiung vorzuschützen. Der eigentliche Napoleon des Waiblinger=

geschlechts hinterließ einen neugeschaffenen Marschallsstand, den er ganz in des Corsen Manier nach Eroberungen und Waffenthaten betitelt hatte. (Diepholo Fürst Rocca d'Arce — von der berühmten Verteidigung jener Felsenburg so genannt.)

So wurden auch gleichmäßige Entwickelungsgesetze der einzelnen Völkergeschichten offenbar.

Die schicksalbestimmenden Genien der Weltgeschichte sind nichts als instinktive Herolde ihrer Zeitströmung.

So folgte auch die Reformation einem unwiderstehlichen mechanischen Gesetz, das sich vollziehen mußte. Aber ihre verschiedenen Formationen, gemäß den chemisch-geologischen Lebensbedingungen in den verschiedenen Ländern, predigen nur wiederum die große physiologische Lehre von der Unzerstörbarkeit und Erhaltung der Kraft. Aus der verfrühten und daher paralysierten Reformation in Italien ging die sinnliche Religion der Renaissance, die Kunst, hervor. Ebenso mußte grade dem Inquisitionsspanien die Entdeckung Amerikas zufallen, ebenso wie später Nordamerika grade von den harten Puritanern colonisirt werden mußte. Denn nur dieser bornirte Fanatismus konnte die uralten Kulturen Amerikas mit so barbarischer Respektlosigkeit vernichten, und dies war eben unbedingt nöthig, um Amerika zu einem jungen Lande zu machen. Nichts gedeihlicher ferner für den Fortschritt Europas, als der hartnäckige Kampf Philipp's II. gegen die Reformation. Denn durch die Reaction gegen dies absolutistische Spinnensystem, das die Welt nur erobern wollte, um sie katholisch zu machen, verschärfte sich die

persönliche Initiative, welche in den Oraniern und Cromwell ihre glänzendste Verkörperung fand.

Die ungesunde Großmannssucht Schwedens setzt die Wikingzüge der alten Normannen, aus denen wiederum die Kreuzzüge der französischen Normannen hervorgingen, fort.

„Eine Reformation an Haupt und Gliedern", nicht eine theoretische Professoren- und Pfaffenästhetik — das war's, was man in Deutschland bezweckte. Aber statt den Wahlspruch Huttens „Durch Freiheit zur Wahrheit, durch Wahrheit zur Wahrheit" zu verwirklichen, richtete die Reformation Deutschland zu Grunde. Jedes Volk straft seine eigenen Erbfehler durch die seiner Helden. Luther war ein Autoritätler. — Als abgezehrtes Gerippe ging das Reich aus dem westphälischen Frieden hervor. Nur die Reformation der Fürsten hatte ihren Zweck erreicht — sie zersplitterten Deutschland in eine Reihe souverainer Duodeztyrannenthümer.

Und doch trotz alledem und alledem erkennt man auch hier die tiefe Weisheit des Weltgesetzes. Denn das Beispiel Frankreichs beweist, daß es auf die Dauer wohlthätiger wirkt, der Idee auf Kosten der weltlichen Macht zum Siege zu verhelfen, als die Staatsgewalt auf Kosten der inneren geistigen Entwickelung zu stärken. Hätten die republikanischen Hugenotten gesiegt, so konnte die zentralistische Einheitsmonarchie nicht durch den Bund mit der Kirche ihre „Gloire" gründen; wohl wahr. Aber diese Niederlage der Idee wurde die Grundursache aller Korruptionen und Revolutionen, an denen Frankreich krankte.

Heut wuchs Deutschland, das siegreiche Land der Ideen, zur politischen Reife empor. Doch schon die Bauern-Constitution Wendelin Hipplers proklamirte gegen die kapitalistische Bourgeoisie den demokratischen Cäsarismus, die auf demokratische Grundlagen gestützte absolute Monarchie. Das protestantische Kaiserreich, von dem Hutten und Sikkingen geträumt, ging in Erfüllung, wie alle vernünftigen Ideen. Sonst würden sie gar nicht in der inneren Offenbarung der Denker auftauchen.

Schon einmal ballte sich das Germanenthum zur Weltmonarchie zusammen, unter Karl dem Großen. Dort spielten die sogenannten Romanen, mit Germanen gemischt, dieselbe Rolle, wie früher die Griechen im römischen Reich. Schon damals gab es in Wahrheit nur zwei Racenmächte: Pangermanismus und Panhunnismus. Der arabische Islam, die Angriffe des assyrisch-ägyptisch-carthagischen Semitismus auf das indogermanische Staatensystem wiederholend, verschwindet wie seine Vorläufer, die Parther, um den mongolischen Osmanen Bahn zu brechen. Die Sarmaten, Wenden und Magyaren Attilas stürzen sich gen Westen, wie später die Mongolen Dschingiskhans, welchen der russische mongolisch-slavische Koloß nachdrängte. So bildet heut der Panslavismus den rechten Flügel und das Centrum, das Magyaren- und Türkenthum den linken Flügel jenes Panhunnismus, der von der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern bis auf die Schlacht auf dem Lechfeld, von Lepanto bis Zorndorf, von Borodino bis Navarino unablässig mit der westlichen Kultur um die Hegemonie rang.

Der österreichische Dualismus, die scheinbare Vermittelung dieser Gegensätze, bildet eine Brücke zwischen der inneren Unversöhnlichkeit der Racen.

Dem Oströmischen Reich, obwohl in allen Fugen gelockert, wurde ein langes Bestehen gefristet und Byzanz hielt sich durch Leute wie Belisar und Narses, wie die Habsburger Monarchie durch die Metternich, Prinz Eugen und Radetzky. Diese äußeren Eindrücke wären jedoch ohne Erfolg geblieben, wenn nicht diese Ostreiche ein Bedürfniß der politischen Oekonomie befriedigt hätten. Sie dienten dazu, das Eingreifen des Panhunnismus in die europäischen Wirren abzuhalten. Wie früher das Reich Burgund die Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich bildete, um später als neutraler Mittelstaat Holland-Belgien wieder aufzuleben, und in der österreichisch-spanischen Weltmacht das Bindeglied bildete, so dient heut als Bindeglied Deutschlands und Österreichs und als Scheidewand zwischen Pangermanismus und Panhunnismus — das Ungarreich.

Kann dieses sich halten in der umbrandenden slawischen Sintflut? Kann es seinen Traum eines großen Ungarreiches bis zum Schwarzen Meer ausführen, das einst schon durch die päpstliche Bulle, welche den Johannitern die Wallachei und dem Deutschen Orden Siebenbürgen vergabte, einen Vorläufer erhalten sollte?

Krastinik legte sich mit Ernst diese Frage vor, die ihn als magyarischen Magnaten wie keine andere beschäftigen mußte. Dem nationalen Staate gehört überall die Zukunft. Drum muß man für die Berechtigung der

Magyarisierung eintreten, da dies den slavischen Völkerschaften gegenüber einen culturellen Fortschritt und selbst nur eine Etappe der Germanisirung bedeutet. Dem Deutschen aber gebührt ein leitender Antheil an der Führung Ungarns, das er früher allein civilisirte. Ob das Deutsche Reich je an die Leitha rückt oder nicht, ein befreundeter Deutsch-magyarischer Staat wird an ihm seinen sichersten Halt finden.

Deutschland muß ans adriatische Meer vordringen, muß durch Holland und die Ostseeprovinzen sich die Beherrschung der Nord- und Ostsee endgültig sichern, auf daß dies angestammte Herrschgebiet der Hansa eine neue Seeherrschaft fördere. Die Kämpfe, welche die Beschlagnahme dieser Länder begleiten, sind Ergebnisse der geologischen Weltlage und der chemischen Mischung der Rasse-Grenzen, und demnach unvermeidlich. Nach völliger Arrondirung der Nationalitäten drängt die neuere Geschichte hin. Nicht eher kann Deutschland ruhen, als bis die Centralisation der germanischen Rasse in ihm vollendet, bis der deutsche Rhein deutsch vom Quell bis zur Mündung, bis alles von der Donau und Weichsel bespülte Gebiet sich zur Klientel des Reiches rechnet. Keinen Zollbreit fremder Erde soll das Reich sich einverleiben, sondern nur einheimsen, was sein. Aber die Farce des europäischen Gleichgewichts hat ausgespielt. Nicht mehr durch das Mikroskop intriguirender Cabinette schauen wir die großen Weltinteressen. Aus gemischten Rassen zusammengemengselte Staatsgebilde — ungesunde Ueberreste der verflossenen Cabinetspolitik — hören ihre Stunde

schlagen. Die Existenzberechtigung der kleinen Staaten hat aufgehört.

Die civilisatorische Mission der deutschen Völkerwanderung, welche die lateinische Welt regenirte und den ihr folgenden slavischen Nachschub wieder in seine Steppen zurückwarf, wird ein Nachspiel finden. Der Zug der alten Nibelungen ins Ostland zu den Hunnen kann auch heut symbolisch werden. „Kolonien" heißt das Feldgeschrei. Hofft man auf die Fiebertropen, die schon jetzt für England und Holland mehr verschlingen als einbringen? Wir brauchen keine Strafkolonien. Die Bedeutung Amerikas für die deutsche Uebervölkerung hat hoffentlich bald ihr Ende erreicht. Nicht in Paraguay haben die Antisemiten ihr lächerliches Neu-Germanien zu suchen, sondern im Hunnenland.

Frankreich aber wird stets ein bestimmender Faktor Europas bleiben, und erlitte es noch zermalmendere Niederlagen. Denn die Logik der Naturverhältnisse läßt sich nicht umstoßen. Die beiden Theile des alten Frankenreiches, das deutsche Mutterland und Francien, die Mittelländer Europas werden immer beide die Weltlage bestimmen. Das „Reich", gesättigt in Kraftbewußtsein, sollte ein starkes Frankreich mit Wohlwollen betrachten. Gebe man Frankreich, was Frankreichs ist! Deutschland ist Hellas und Rom in eins. Es hat die reichste Bildung und straffste Verwaltung. Und es wird herrschen wie Hellas und nicht wie Rom.

Die heimkehrenden Bauern blickten scheu ihrem seltsamen neuen Gutsherrn nach, der so spät nach Sonnenuntergang in die Berglandschaft hinausritt. Der schäumende Burzen wirbelte, vom Piatra Mare fegte ein leichter Windstoß herüber. — Xaver trabte weiter und weiter. Rothgelockte Hyazinten schwankten noch wildblühend am Wege hin. An einer Waldspitze sproßte aus Hecken ein Haideröslein. Aber immer öder starb die Pflanzenwelt ab.

Sabbathglocken und das Schellen-Läuten der Heerden weckten noch, sich mischend, ein schwermuthsüßes Echo. Dann verhallte auch dies. Gelassen schlenderte der Hengst durchs feuchte Farrenkraut. Im Klee raschelte es einmal auf, als ein Eichhörnchen, das dort Eichelnüsse auflas, beim Nahen des Reiters wieder den Baum hinanturnte. Wie ein Kobold lugte das rothe Häuschen durch die Zweige dem Reiter nach. Gleich einer Welle, bog sich die Straße auf und nieder. Und auf und nieder ging seines Herzens Wellenschlag. In der dämmerblauen Ferne hob sich Berg an Berg, wie immer höher sich Gedanken herausgipfeln aus dem Dunstflor der Zukunft.

Hellgrün, gelbbesprenkelt wallten die Felder hin. Vom Tannicht schlichen spukhaft bleiche Schatten thalab. Alles totenstarr und lautlos in dunkler Einsamkeit, nur die Schneekette der rumänischen Grenze flimmerte traumhaft herüber. Grenzenlose Stille lastete über der Gebirgshalde. Ja, das waren die alten Berge, die er als Knabe durchschweist. Und ein Gruß von Geisterhänden schien leise seine Wangen zu streifen. Traulich raunte diese

schweigende Natur geheimen Zauber und es rauschte der Strom: Willkommen! Kennst Du die alten Spuren wieder?

Diese Bilder bunte Fülle floh einst an Dir vorüber, da Dein Sinn noch jugendfrisch wie die schlanke Edeltanne wuchs. Doch Blitze verkohlten Dir das saftiggrüne Holz, und der Gottgedanke, welcher die Welt verknüpft und nach welchem Dein Pilgerstab gesucht, Du hast ihn erst heute gefunden in der einstigen Heimath.

Ja, er hatte sie endgültig überwunden, diese chronische Krankheit des Jahrhunderts, den selbstbefangenen kindlichen Größenwahn, wo Keiner gehorchen und Jeder commandiren möchte. Auf der erklommenen Zinne einer höheren naturwissenschaftlichen Anschauung konnte er auch den Schicksalsglauben eines Welt-Messias wie Napoleon an seinen Stern nur als lächerliche Selbsttäuschung bedauern. Wohl lag eine dumpfe Ahnung höherer Gesetze in dem Fatalismus eines solchen Menschen:

„Ich fühle mich zu einem Ziele hingetrieben, das ich nicht kenne; habe ich's erreicht und nütze ich nicht mehr dazu, genügt ein Atom mich zu vernichten." Aber wenn der Welterschütterer fortfuhr: „Bis dahin vermögen alle menschlichen Kräfte nichts wider mich", so mußte ihn diese Ueberzeugung nothwendig zu jenem Delirium des Größenwahns führen, das sich in Worten austobt wie: „Es beweist die Schwäche des menschlichen Geistes, daß man zu glauben wagt, man könne gegen Mich ankämpfen."

Nein, sondern es beweist grade „die Schwäche des menschlichen Geistes, wenn man glaubt, ankämpfen zu können" gegen das ewige Weltgesetz. Zwei mal Zwei

macht Vier und nicht Fünf. Wer das vergißt und den Sinn für die Realität verlor, den stürzt allerdings „ein Atom“, aber dies Atom suche er in sich selber! Wohl ruhen im menschlichen Geist dicht nebeneinander Größe und Größenwahn. Schwer ist's, jene innere Ruhe zu bewahren, welche die wahre Größe verbürgt, und das eigene Können stets nach richtigem Maß zu schätzen. Vornehmlich schwer, wenn die thörichte Blindheit der Welt mit ihren falschen Maßen mißt und daher verkannte Größe naturgemäß zu übertriebenem Selbstgefühle treibt.

Wohl würde die selbstbeschauliche Vorwegnahme seiner künftigen Größe in den prahlenden Aeußerungen des obscuren Kapitäns Bonaparte lächerlich wirken, wenn er auch nur um die Hälfte weniger groß gewesen und später durch unberechenbares Erfolgsübermaß sein Größenwahn nicht gleichsam gerechtfertigt worden wäre. Aber eine solche Gemüthsanlage mußte endlich doch zum Verderben umschlagen. Größenwahn im gewöhnlichen Sinne konnte ihn zwar nicht bezwingen, weil er ja wirklich so groß, aber dafür reifte denn in ihm der Cäsarenwahnsinn. *So wird selbst die Größe denselben Gesetzen unterthan, wie die eitle Selbstsucht der Durchschnittsmenge*, und auch sie richtet sich zu Grunde durch Uebermaß des Wollens.

Und da sollen die Menschen dann Schuld sein! „Wenn der Empereur die Menschen verachtete, so wird man jetzt wohl zugestehn, daß er seine Gründe dazu hatte!“ So endet der krasse Egoismus überspannter Größe mit einer Anklage gegen den Egoismus der Kleineren!

Das Alles ist Thorheit. Die Menschen klagt nur Derjenige an, der sie nöthig hat. Der inneren Größe aber können die Cothurne der Pöbelwelt nicht einen Zoll hinzufügen noch hinwegnehmen. Wozu das Jammern und Schimpfen über eine Welt, die sich nach unabänderlichen Gesetzen dreht! Sie wird schon ihre Vorwärtsdränger selber finden. Du bist solch ein Held? Glaube es nicht! Denn wenn du es bist, so wird sich die Stunde schon finden, wo das Welt-Naturgesetz dich zu seinen Zwecken verbraucht. Jeder, der „eine Kraft“ (une force) ist, wie der naturwissenschaftliche Zola dies nennt, wird auf den Punkt magnetisch hingezogen, wo er seine elektrischen Schläge austheilen kann. Und wem eine solche fruchtbare geologische Lage für seine chemische Kraftmischung sich nicht von selber unterschiebt, Der ist auch keine Kraft.

Scheitert jeder Versuch, den Strom der latenten Kraft frei zu machen, so bescheide man sich in stiller Gelassenheit, statt in nutzlosem Größenwahn den Rest seiner Kraft zu vergeuden. Für die Welt ist ja der Schade gering. Für jedUen ntergehenden tauchen zehn Neue auf. Aber wohl bleibt es von unberechenbarsten Folgen und verzögert die Entwickelung der Menschheit, daß die geologischen Lagen absichtlich verschoben und die chemischen Zusammensetzungen hierdurch verwirrt werden, indem sie so ihre wahren logischen Lebensbedingungen verlieren. Diesen Einklang der geologischen Materie, der naturgemäßen Außenverhältnisse, zu der lebendigen wirkenden Kraft herzustellen, erscheint als die Triebfeder aller

Revolutionen. Eine gewaltige „Kraft“ wie Leonhart konnte zwar durch keine niederwuchtende Dumpfheit der Materie gehindert werden, sich ununterbrochen in elektrischen Schlägen zu entladen und sich rastlos durch Thaten kundzuthun. Daß aber den Sinn und die Bedeutung dieser Geistesemanationen nur so Wenige begriffen, lag theils in der zu schwächlichen Struktur seiner Materie-Hülle, welche die innere chemische Mischung oft dem rauhen Einfluß der Außenwelt preis gab, theils aber auch in der unnatürlichen Lage seiner geologischen Lebensbedingungen. Nicht in ihm steckte Unnatur, sondern grade er war ein logischer einfacher Naturbegriff, eine schlichte geschlossene Naturkraft. Unnatur beherrschte nur die Weltmaterie, in einen unorganischen Brei durcheinandergequirlt. Größenwahn eines mönchisch Cäsarenwahnsinnigen in seinem Alpenschloß; Größenwahn eines Zitterers an der Newa; Größenwahn des Gottesgnadendünkels allerorts, der taub und blind wähnt, das monarchische Prinzip auf den alten vermorschten Grundlagen retten zu können; unglaubliches Phosphoreszíren verfaulten Adelsgerümpels überall — und dagegen der scheußliche Größenwahn der Anarchie, des Nihilismus, der Socialdemokratie, welche in ihren Dynamitbomben und Knüppeln die alleinseligmachende Panazee für den kranken Staatshaushalt gefunden glauben. Tobt euch nur aus, ihr Ich-Sucher, und macht aus Nichts ein Etwas! Das Ende trägt die Last. Ob sich der Geist des Bösen auf Erden nun als Fürst oder als Pfaffe vermummt, oder ob er als schnödes Pöbelregiment im Namen der

Freiheit Verbrechen begeht, stets muß er gebändigt werden. Was Republik, was Monarchie! Das Schlechte muß zu Grunde gehen. Nie währt das Reich der Dummheit und nur das Vernünftige bleibt bestehen. Wenn der Einzelne seiner Kraft und Ueberzeugung gemäß gegen Dummheit und Unrecht eintritt, so erfüllt er eben löblich sein Menschenthum. Aber sobald er ungeberdig jammert, weil dieser Kampf erfolglos, schädigt er nur sich selber. Das Weltgesetz, der Logos, hilft sich schon selber durch und schleudert alle Metternichtigkeiten mit einem Fußtritt bei Seite. Dazu bedarf es keiner Menschen. Am weisesten also, wer sich gelassen von der Woge treiben läßt. —

Krastinik mußte unwillkührlich lächeln, als grade zu diesen Gedanken sich eine seltsame Illustration bot. Sein Rößlein nämlich, ein schmucker Walachischer Bergklepper fand bei einem Engpaß, den man soeben passiren mußte, den von Regengüssen aufgeweichten Boden in der Paß-Mitte zu undelikat für seine vornehmen Beine und kletterte daher plötzlich ohne weiteres seitwärts über die Felsen weg. Sein überraschter Reiter ließ ihm den Willen, auf die Gefahr hin den Hals zu brechen. Doch überwand der rüstige Klepper alle Hindernisse; nur nahm er keine Rücksicht darauf, daß ein Dornstrauch seinen Reiter quer durchs Gesicht schrammte. Als sie unten angelangt, ließ der störrige Missethäter ein triumphirendes Wiehern vernehmen.

Krastinik lachte laut auf. Jaja, so muß Jeder seinen Willen haben, jeder rücksichtslos halsbrechende Felspar-thieen hinanstürmen, um nur seinen Eigendünkel zu be-

friedigen. Zugleich aber erkannte er jetzt, daß auch der Größenwahn nur ein naturnothwendiges Requisit unsrer ganzen Zeitrichtung, indem er das allgemeine Streben verräth, sich hervorzuthun. Vor einigen Tagen war ihm aus Berlin ein Brief nachgesandt, dessen Schreiber ihn noch dort im Zenith litterarischen Ansehens vermuthete und daher seine Vermittelung in Anspruch nahm. Ein Dreiviertelsnarr, den man frei herumlaufen ließ, ein entfernter Cousin Krastiniks in Russisch-Polen versetzte ihm Folgendes:

„Ich, Fürst Lubartschinsky, wohne jetzt in Kowno, Festung gegen Preußen gebaute. Cher Cousin! Anbei mein Photographie mit all meine Orden. Mitglied bin ich von alle gelehrte Körperschaften der Welt, Correspondent mit alle gelehrte Gesellschaften.“ (Dies war richtig: er correspondirte, aber einseitig. Die Photographie bot einen ungeheuerlichen Anblick: Förscht Lubartschinsky mit sämmtlichen Sternen, Kreuzen, Mitgliedszeichen, Schützenfestbändchen, Cotillonorden seines Erdenwallens und mit dem dazu gehörigen Ruhm bedeckt! Man staunte baß, wo er all diesen Flitterkram auftreiben konnte. Half nichts andres mehr, so hatte der Ruhmesdurstige die Litzen und Borten seines Dolmans vom Schneider so zuschneiden lassen, daß sie Sternen und Kreuzen ähnlich sahen. So stand er nun da wie ein Götze unter der Last seiner Ehren und grinste vertrauensselig). „Cher Cousin! Vous voyez auf mein Photogramm, daß ich bin wie Wenige gestempelt.“ („Stempeln“ nannte Lubartschinsky alles Menschenmögliche. Wo ihm

irgend Begriffe fehlten, da stellte dies Wort zur rechten Zeit sich ein.) „Eh bien, enfin, mon ami, das Akademie der Wissenschaften in Berlin hat noch nicht gestempelt mein distinguirtes Person. Mag ich detestiren auch Preußenvolk, von Gott verfluchtes, muß es doch stempeln mich. Nun habe gehört, daß Sie, bien-aimé, sind geworden ein großer Mann in Berlin. Pour l'amour du Jesus-Christ, lassen Sie mich flehen auf Knieen, zu bemühen sich für Ihr armes Vetter Lubartschinsky, wohnhaft in Kowno, Festung gegen Preußen gebaute. Sind Sie geworden gestempelt, so kann man auch stempeln le prince de Lubartschinsky. Adieu, mon ami, je vous adore. Schicke nächstens 100 Rubel für Auslagen. Stempeln, stempeln, stempeln Sie!

P. S. Dieser Brief sein genügend gestempelt, n'est-ce pas?"

. . Krastinik lachte laut auf bei der Erinnerung an diesen Ukas des unschädlich Verrückten. So wollen sie heut alle „gestempelt" sein — verrückt, aber nicht unschädlich. Wenn ihnen kein anderer Orden blüht, so wollen sie mindestens mit einem Tugendpreis „gestempelt" werden.

. . Welche Stille ringsum auf der Haide! Es war, als läge die ganze Welt erstorben hinter ihm. Die Briefe „guter Freunde", die jetzt auf den neugebackenen Majoratsherrn herabzuschauern begannen, tönten wie ein fernes mattes Echo bewegter Vergangenheit. Kann der Mensch sie wirklich ertragen, eine so tiefe Einsamkeit? Ruhe und Bewegung müssen wechseln, soll der Geist sein Gleichgewicht bewahren. Fern vom Contakt mit der Menge, sieht

man die Dinge zu schwarz oder zu rosig, sieht Teufel und Engel, wo doch nur armselige schwache Menschenkinder ihren kindlichen Unfug treiben.

Jaja, Abwechselung muß sein. Hier allein von seiner Erhabenheit zehren und verbauern ging nicht an. Das fühlte er jetzt deutlich genug. Erst an Menschenauffassung kann sich eine feste Weltanschauung erproben. Sich absondern von der Menge, verräth wenig Muth. Man soll die Welt nicht bessern wollen, man soll sie verstehen. Und immer klarer und ruhiger durchschaute er das Problem des Heerden-Mechanismus der Gesellschaft.

Alle Regeln sind falsch, weil sie lauter Ausnahmen zulassen. Dieses bekannte Paradoxon enthält eine Tiefe der Lebenserfahrung, welche nur Wenige ahnen. Alles gilt nur von Fall zu Fall. Das Wesen der Genialität besteht daher in der Sicherheit, für jeden einzelnen Fall die entsprechende Regel zu finden.

Lebensregeln, Moralregeln, Kunstregeln? Es giebt keine. Jede Kraft ist sich selbst Gesetz, nur die conventionellen Schein-Puppen schwatzen von unumstößlichen Gesetzen. Darum sollte auch andrerseits das Genie seine apodiktischen Lehren unterlassen, da es das psychologische Moment nie berücksichtigt und stets von sich selbst ausschließt. So stellt z. B. Napoleon Grundsätze der Kriegskunst auf, als wären dies unerschütterliche Normen, obschon dieselben jede mittlere Feldherrnbegabung sicher ruiniren würden. Gewiß siegt meist der Angreifer, obschon der gesunde Menschenverstand das Gegentheil annimmt, weil die eigene Initiative den Gegner fesselt.

Allein, wer falsch angreift, wird grade so gut geschlagen. Auch das Umgehen des Feindes mit der ganzen Masse, statt mit einzelnen Corps, losmarschirend auf des Feindes Rückzugslinie und die eigene preisgebend, mag als eine strategische Idee gelten, die in ihrer Einfachheit die seltenste Großartigkeit entfaltet, aber einen minder entschlossenen Feldherrn in unabwendbares Verderben verstricken würde. — In Masse vorbrechen, statt sich zu zersplittern, ist ein herrlicher Grundsatz. Aber wenn die geologische Lage dies nicht zuläßt, so soll man es auch nicht versuchen.

Leonhart fröhnte diesem Prinzip des Masse-Bildens: weil aber die geologischen und atmosphärischen Verhältnisse des deutschen Geisteslebens in Gestalt der gedruckten Litteratur dem zuwider lagen, so kam er so nur ins Gedränge und deployirte nicht sachgemäß. Daher seine äußeren Niederlagen, trotz der genialen Anlage seiner Pläne. — Er wechselte oft seine Operationsbasis, an sich ein geniales Verfahren, verlor sie aber mehrmals dadurch. Und während er den Feind abschnitt, wurde er selbst abgeschnitten von der ungeheuren Uebermacht.

So handeln die Männer der Zukunft, deren Schlachten auch nach ihrem Tode gewonnen werden. Anders aber erscheinen die Männer der Gegenwart, die den Erfolg der Realität erzielen. Dies sind die wahren Realisten, weswegen sie auch stets den Idealismus unnützlich im Munde führen. Denn Solches entzückt ja die geschmeichelte Lüge, „Welt“ genannt. Genie macht anrüchig, „vornehmes“ Weihepriestern macht ehrwürdig, ein Wohlgefallen vor Gott und den Menschen.

Der rechte Weltmann- und Sinnenmensch zeigt sich zwar äußerst schwach bei sclavischer Befriedigung seiner kleinen Leidenschaften, aber äußerst stark, wenn es ein imponirendes Auftreten gilt. Und dazu gesellt sich das sittliche Pathos, diese logische Folge gänzlicher Verlogenheit. Was man so Sonntagskinder nennt, das sind gewöhnliche Burschen mit lebhafter geistiger Beweglichkeit. Dann pflege man vor allem den stattlichen Corpus, auf daß man den lieben Frauen gefalle. Wer einen eleganten Bückling zu produciren versteht, besitzt den Schlüssel der wahren Lebenskunst.

Nun ja, das alles ist wahr. Aber wozu die Dinge so schwer nehmen! Was einmal nicht zu ändern, das liegt also in der Natur bedingt und also ist es vernunftgemäß. Man soll nur verlangen, was die Natur gewährt. Maulesel, Ziehochsen, springende Ziegenböcke kommen spät oder früh zu ihrem Weideplatz und schleppen ihre Fracht. Lahme Klepper und zierliche Damenzelter thun halt, was sie können. Und wenn der trainirte Vollblutrenner sie um zwanzig Pferdelängen schlägt, so soll man nicht murren, weil er kein Flügelroß ist. Pegasusflügel wachsen nicht oft, auf welchem Gebiet auch immer, und der Phönix steigt in jeder Generation nur einmal aus Flammen empor. Wenn die kneiferblinde Menge das Flügelroß nicht erkennen kann, was schadet das! Jedes nach seiner Art. Die Erfahrung lehrt, daß ein Schwarm Spatzen einen Adler mürbe zupft. Aber darum soll man doch nicht mit Kanonenkugeln gegen Spatzen schießen, denn damit trifft man sie am schlechtesten. Gegen die Spatzen-Verschwörungen

der Welt hilft keinerlei Waffe. Sie zersausen sich schon untereinander ums liebe Futter; so lösen sie sich selbst in Wohlgefallen auf.

Bei dieser Spatzen-Theorie flogen ihm unwillkührlich all die Spatzenschwärme vorüber, die im Leben herumpiepen. Da sind die magern Spatzen mit geblähtem aristokratischem Kropf, die dem sogenannten „Staate" ihre Dienste weihen. Jeder dieser Wichte hält sich für ein hochwichtiges Rad des Regierungswagens und alles, was außerhalb dieser Sphäre liegt, für untergeordnetes Unterthanengesindel. Jeder muß kriechen vor Jedem über ihm — der Hauptmann vorm Obersten, der General vorm Commandirenden, der Regierungsrath vorm Geheimrath, der Geheimrath vorm Minister, und alle miteinander kriechen bäuchlings vor jedem gräflichen Hofschranzen und Titularlakeien, um endlich vor „höchsten und allerhöchsten Herrschaften" einen Veitstanz des Byzantinismus aufzuführen. Der Adelspöbel vollendet dies größenwahntolle Strebergepiepe als Massenchorus. Jeder dieser Leute hält sich für hochanständig und bieder, weil er keine silbernen Löffel stiehlt, die bürgerliche Moral intus hat, und dem Nebenmanne nur indirekt das Futter vor der Nase wegstiehlt. Von Interesse für höhere Dinge keine Spur; die Begriffe der höheren Moral nie auch nur geahnt. Alles eingezäunt in den engsten Kreis hochtrabender Berufspflichten. die höchstens ein fleißiges Biberthum oder eine Fuchsschläue ausbilden können. Zu dieser „Gesellschaft" par excellence gesellt sich nun noch das fette Protzenthum, sei es als Finanzparvenü und Waarenfeilscher

jeder Sorte, sei es als Juristen-Rechtsverfälschung, sei es als Gelehrtendünkel Maulwurfshügel für Alpen ansehn, darin beruht der eigentliche Scharfsinn der lieben Welt. Unter den sogenannten „Wissenschaften“ stellt lediglich die Chirurgie und die exakte Naturwissenschaft noch etwas Reales vor, schlägt aber ins Urkomische um, wenn sie aus ihrer Seichtigkeit eine Weltanschauung zurechtzimmern will und in kindlichem Unfehlbarkeitsdusel über höhere Gebiete aburtheilt, wie Dubois-Reymond einmal über Goethes „Faust“. Und neben diesen werthlosen Wust und Krimskrams setzt endlich auch noch das Allererbärmlichste, die „Aesthetik“, ihr Häufchen windiger Spreu. Da wimmelt es von Shakespeare-Jahrbüchern und Goethe-Jahrbüchern daß Einem Hören und Sehen vergeht. Von einem Verständniß der Meister natürlich keine Ahnung, statt dessen geistlose Compilationen über jeden Hosenknopf, den man irgendwo in einem Kehricht entdeckte — steht weit abseit, ihr Profanen! Da entdeckt Einer einen Dritten Theil des „Faust“ und beweist, daß der erste Theil ursprünglich in Prosa geschrieben. Darauf aber wird die Urschrift entdeckt, natürlich in Versen — welterschütternde Großthat! So wird Einer dieser Goethepfaffen stets vom Andern abgethan. „Was ist das für ein Gewäsch über den Faust! Gebt mir 3000 Thaler jährlich und ich schreibe euch einen Faust, daß ihr die Schwerenoth kriegt!“ rief der titanische Grabbe. In reklame-berühmten Litteraturgeschichten wird daher auch „der thörichte Grabbe“ mit einem Fußtritt bei Seite geschleudert. Andre „christliche“ Litteraturgeschichten erfrechen sich, den „frivolen

Juden Heine“ als eine dreiste Null abzuthun. So etwas nennt sich in Deutschland ästhetische Wissenschaft.

O Tollheit, o unergründliche Dummheit der Menschen! Dieses Corps der Rache rümpft die Nase über „moderne Litteraten“ und schwindelt einen seichten Reklamegötzen in die Akademie der Wissenschaften hinein: Denn man finde in unsrer traurigen Zeit der Decadence keinen „Litteraten“, sondern nur einen germanistischen Litterarhistoriker würdig, in so illustrer Genossenschaft zu thronen!

Ja, so wird man „groß“ in dieser Welt des Humbugs. Man schmiert eine von gröbstem Cretinismus strotzende Litteraturgeschichte, in der man mit oberfauler „Gelehrsamkeit“ die scheußliche Lachmannsche Theorie über das Nibelungenlied wiederkäut und über Goethe in heuchlerische Verzückungen geräth, um die „Epigonen“ herzlos mit blödem Unverständniß abschlachten zu dürfen. Dann verschafft man sich vor allem einen Nachschub von liebedienerischen Scholaren und schmuggelt dieselben auf alle leer werdenden Lehrstühle ein. Stirbt man dann, so hat man sich solch einen Famulus als Nachfolger herangezüchtet, der eiligst den vakanten Papststuhl des verehrten Vorbilds einnimmt und in seinem Stile weiterackert. So hat man sogar noch seinen Nachruhm sorglich vorweg „versichert.“

In den bildenden Künsten derselbe Lügenmechanismus. Gottsträfliche Intriguanten, die als Künstler nichts als geschickte Macher, erobern sich das höchste Ansehn, indem sie die Feigheit der Schwächeren terrorisiren. Denn nicht das künstlerische Können entscheidet. Wer versteht heut etwas davon, heut, wo der Eine bloß die Sujets beäugelt

und die schlechtesten Historienbilder für Heldenthaten ansieht, der Andre bloß die Handwerksmätzchen bestaunt und ein raffinirtes Virtuosenportrait für den Gipfel der Kunst hält! Und als Untergrund dieser ganzen gleißenden Firniß-Gesellschaft die großen Massen, die als Atlas auf ihren nimmer müden Armen diesen Olympos tragen. Bei ihnen regiert wenigstens nur der Kampf ums Dasein in der rohen äußerlichen Form, und man schachert bei ihnen nicht mit den heiligsten Gütern der Menschheit, mit Wahrheit und Kunst. Sie fürchten Gott und das Kriminalgericht, nähren sich schlecht und recht, und schwören im Uebrigen auf ihre Zeitung. Denn was man Schwarz auf Weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

Allerdings steht ja dem so beschaffenen Kasernen-Organismus einer bureaukratisch-kaufmännischen Gesellschaft der Originalmensch und gar das Genie wehrlos gegenüber, und muß nothwendig untergehn. Wie darf es sich unterstehn, die Preise zu drücken, den Markt durch seine Ueberproduction zu stören! Allein, das ist weise das ist naturgemäß. Was sollte aus einer Welt werden wohin würde die Entwickelung gerathen, wenn man statt des hohlen Scheins das Sein anbeten, wenn man die wahren Könige der Menschheit nicht verborgen im Dunkel stehen und die Nichtse auf dem Markte sich spreizen ließe! Denn die ungeheure Majorität der Menschen kann nur durch schlechte Leidenschaften zur Arbeit gestachelt werden, durch gute nie. Daher ist nur eine solche Welt geeignet, als bequeme Behausung der Menschenmassen zu dienen, und auf die Massen kommt es ja an. Ein Genie zählt auch nur

als einzelner Mensch und darf beileibe keinen breiteren Platz beanspruchen, als jeder beliebige Tropf mit platter Stirn und strammer Lende. Dies ist die wahre Demokratie, die Demokratie der Mittelmäßigkeit, der prudente médiocrité, von welcher Welttyrann Napoleon schwärmte.

Darum weihe sich Jeder in stillbeseligter Erbauung dem wahren Ideal: einem normalen Verdauungsprozeß und den schönen blanken Zwanzig-Mark. Vor Geistesthaten präsentirt ja kein Gardist das Gewehr. Ein gutgebratenes Wiener Schnitzel schmeckt besser, als der überflüssige Schönheitsquark, und wer nur als Schnecke am eignen Schleim emporkriecht, erklimmt das erhabenste Ziel eines guten Bürgers: einen hübschen Titelrang.

So rollt die wohleingeölte Maschine der sittlichen Weltordnung munter fort. Die Damen plaudern auf dem goldnen Deck der Staatsgaleere, frißt auch drunten geheimes Leck. Aber die Parze des kommenden Jahrhunderts schreitet langsam durch die Nächte dahin in dunkeln Träumen. Die Fackel für den Weltenbrand beleuchtet ihre hungerbleichen Züge, ihr unumwölktes Hirn zerschneidet den Phrasendunst der Zeit. Wer vergebens sich klammert an veraltete Banner, fühlt sich hülflos fortgerissen auf den Bahnen eiserner Nothwendigkeit. Die Wellen kommen, Wellen gehen, und die Planken lockern sich nach und nach. Der Sclave im Rumpf des Schiffes entfesselt sich jauchzend, wenn er droben mit Stiel und Stumpf das Deck zerbersten hört. Und immer näher branden die donnernden Fluthen. Aber ihr hört sie nicht. —

Schon geraume Zeit vorher hatte Krastinik das letzte Walachen-Dorf der Grenze durchritten. Jetzt bei einbrechender Nacht sah er sich angesichts der rumänischen Grenze in einem schmalen Bergthal. Wo übernachten? Einige Hütten lagen umher; ein Hirt im Bärenpelz, ohne Hemd darunter, die nackte Brust offen dem Winde bietend, trieb gerade eine Pferdekoppel von der Weide ein. Der Graf trat ins nächste Gehöft und grüßte. Kaum hätte er sich verständlich machen können, aber ein Zufall begünstigte ihn. Am Tisch neben den walachischen Bauern saß ein stattlicher Mann in braungelbem Jägerrock mit grünen Aufschlägen, Hirschfänger an der Seite. Er erhob sich uud grüßte freundlich. Der Graf erkannte den Forstmeister des Comitats, einen Sachsen. Sobald man dem erst finsterblickenden Bauern auseinandergesetzt, daß dies der große Graf des nächsten Bezirks sei, schwenkte er ihm mit der natürlichen vornehmen Grandezza des Romanen sein Glas Landwein entgegen: „Sanitate bona!" Er habe gehört, wie der Forstmeister verdolmetschte, daß der Domnule (Herr) gut gegen seine Leute sei. Dann schenkte er ihm ein und bot den ungeheuren Schafkäse an, der auf dem rohgehobelten Tische stand. Seine Frau, (in der eigenthümlichen Tracht der Berg-Walachinnen, statt eines Rocks nur zwei rothgestreifte Schürzen vorn und hinten umgebunden) bereitete dem erlauchten Gast mit gastfreundlichem Grinsen ein Lager in der Wohnstube.

Noch lange saßen der Forstmann, eine germanische Barbarossagestalt mit langwallenden Barte, und der Graf zusammen. Ersterer war hierher verschlagen worden, um

den Grenzstreit zweier walachischer Horden über ein Thalflüßchen zu schlichten. Eigentlich, vertraute er flüsternd an, befände man sich hier unter lauter Räubern und Schmugglern. Aber der Gastfreund sei natürlich sicher wie in Abrahams Schoß.

Als man in tieferes Gespräch gekommen und Krastinik seine deutschfreundlichen Sympathien erschlossen hatte, thaute der Andre auf. Es zeigte sich, daß seine Vergangenheit eine bewegte gewesen war. Als Forst-Eleve in Tharand bei Dresden ausgebildet, hatte er sich wie die meisten Siebenbürger Sachsen ganz als Deutscher gefühlt und die Einheitsbestrebungen der dentschen Turnvereine in sich aufgenommen. Als daher der Freiheitskampf der Schleswig-Holsteiner losbrach, hielt es ihn nicht in der äußersten Südmark deutscher Gesittung (der sächsischen Coloniae Imperii Germanici, deren Kirchengemälde neben dem ungarischen Wappen den deutschen Reichsadler führten) und er eilte hinauf zur äußersten Nordmark. Dort an der Eider focht und blutete er für die deutschen Brüder unter dem Befehl des Generals v. d. Tann. Dieser war ihm zeitlebens sein Heldenideal geblieben, obschon er nach der Schlacht von Fridericia für immer in die ungarische Heimath zurückgekehrt. Der heldenhafte und doch vornehm milde Sinn des bayrischen Freiherrn leuchtete ihm noch heute vor als Sinnbild deutscher Männlichkeit und sein Herz schlug höher, als er später von den Thaten des Corps v. d. Tann in Frankreich vernahm.

Beide sprachen hierüber. Welch ein Leben, welch ein

typisches Sinnbild für die Entwickelung der neuen deutschen Größe! 1848 als Freischärler mit deutschen Milizen der Kriegsmacht des Inselreichs trotzend. 1866 als süddeutscher Heerführer mit unerschütterlichem Muth dem Höllenfeuer der Preußen Stand haltend, um die Waffenehre zu retten, aber innerlich jauchzend über jeden Sieg der norddeutschen Großmacht, die auserwählt, um den Traum aller großdeutschen Patrioten zu verwirklichen. Und nun 1870, glücklich und stolz als deutscher Häuptling dem Aufgebot des gemeinsamen Herzogs zu folgen, greift er mit einem Hochmuth kriegerischer Ueberlegenheit die französischen Heere an, als sei er ein altfranzösischer Maréchal de l'Empire.

1848—1888, nur vierzig Jahre, für Deutschland vier Jahrhunderte. Welch erschütternder Beweis für die Allmacht der geheimen Drehungsgesetze, das binnen vier Jahren (64—70) die Entscheidung fiel über des ununterbrochene Ringen und Streben dieser großen zerrissenen Nation, seit 1648, dem Westfälischen Frieden! Ein Volk aber, das solche Leiden verwand und in rastloser Arbeit seinem letzten Ziele entgegentrieb durch alle Ränke des neidischen Europa hindurch — ein Volk, das sich urplötzlich in seiner ganzen Löwenkraft erhob und seine waffenstarrende Mähne schüttelt, — ein solches Volk ist berufen, das letzte Wort zu sprechen und das Größte zu vollbringen, das Reich freier Gesittung zu erobern nach Niederwerfung aller inneren und äußeren Unkultur. In der Hohenzollernschen Weltmonarchie liegt der Schlüssel der Zukunft. Schneeweiß angethan in Maje-

stät, wacht zu Häupten ihres Herrscherstuhls der Väter alter Ruhm, das wohlerworbene Herrscherrecht der Besten. Herrschen, ja was heißt Herrschen? Es ist ein weiter Weg von dem geflochtenen Bart eines chaldäischen Priesterkönigs bis zur Allongeperücke des Roi-Soleil und von da zum Krückstock Friedrichs des Großen.

Stets wiederholen sich dieselben Arten.

Die Tugendtyrannen (Brutus mit dem Dolch, Lykurg und die schwarzen Suppen) tyrannisiren sich selbst ins Grab und kein Mensch dankt es ihnen. Die „liebenswürdigen“ Landesväter bewirthen ihre Unterthanen großartig mit deren eignem Ruin, pumpen den Staat ohne Schuldschein an, nehmen den Zehnten, aber küssen dafür leutselig die Töchter des Landes. Wenn ein paar naseweise Harmodiusse ihnen das Handwerk legen, so setzt man diesen Ideologen zwar Bildsäulen, aber erst schlägt man sie sorgfältig todt. Der Perserkönig vollends, der jährlich ein paar Tausend Menschen „verbraucht“ und dem Weltmeer hundert Hiebe auf die Sohlen geben läßt, wenn er Bauchgrimmen hat, ist ein Vater des Vaterlands — und zwar in mehr als einer Beziehung.

Bis an die Grenzscheide der großen Revolution kannte man nur diese Gattungsarten des Herrschermetiers. Aber auch der „aufgeklärte Despotismus“ hat seine Stunde gehabt und der demokratische Cäsarismus als Säbelregiment wird aussterben mit den Napoleoniden.

Aufleben aber soll und wird jenes altgermanische Prinzip des „Herzogs“, erbaut auf gegenseitiger Mannentreue des Herrschers und seiner Mannen, wo jede Indivi-

dualität frei bewahrt bleibt und nur freiwillige loyale Unterordnung unter den Vertreter der Staatsgewalt regiert. Dies germanische Prinzip vererbte Karl der Große, dieser „erste Diener seines Staates", den sächsischen Kaisern, und weil die Salier und Hohenstaufen unter wälschem Einfluß sich demselben entfremdeten, mußte das Kaiserthum zu Grunde gehn. Aber in den Hohenzollern lebte es um so herrlicher wieder auf.

Diese Mon-archie wird sich stabiliren auf einem rocher de bronce. Nicht auf dem „constitutionellen" Unfug der Plappermente, wo Geldsäcke und rabulistische Advokaten (ja sogar eine besonders auf den Parlamentssport trainirte Sorte von bezahlten oratorischen Blasebälgen, die über jeden beliebigen Gegenstand den Wind einer spitzfindigen Debatte auspusten) die Nation vertreten Sondern auf der Aristo-kratia der Weisesten und Besten der Begabtesten und der Charakterstärksten, wird dereinst diese Weltmonarchie sich gründen, wie die Kirche auf dem Felsen Petri — dereinst, wenn das geschichtliche Naturgesetz eine umwälzende Drehung vollführt, überraschend den Myriaden Blinden, vorherberechnet und prophezeit von wenigen Sehern.

IX.

Sich zurückziehn vom Gewühl des Marktes, weil die aristokratischen Fingerlein sich dort beschmutzen? Hier in vornehmer Exclusivität behäbig auf seinem Schlosse horsten und das Leben der Pöbelwelt von oben herab belächeln?

Einst in London hatte er, kurze Zeit in einem

Boarding-House lebend, jene Klasse von Rentiers beobachten können, die man fast nur in England und Frankreich, nicht im arbeitsamen Deutschland kennt. Zurückgezogen von den Geschäften, von ihren Zinsen lebend, dreht sich das Leben solcher Leute um den Morgenspaziergang über Constitution Hill, das Verdauen der „Times“ zum Frühstück und das feierliche Vorschneiden des Beaf am Mittag. Zieht sich dann Einer noch nach dem Thee und Whist mit seiner Whiskyflasche ins Schlafzimmer zurück und säuft sich fromm in gesunden Schlaf hinüber, so hat er sein Tagewerk würdevoll verbracht. — —

Also der Krieg, der so lange drohende, der Krieg, der all die mächtigen Fragen zur Lösung bringen sollte, stand binnen kürzester Frist bevor? Alle Zeitungen tönten es wieder. Und bei dieser Weltentscheidung sollte er hier hocken bleiben, vielleicht die Landesvertheidigung seines Distrikts als Landsturmcommandeur leiten, höchstens das Deutschthum schirmen gegen etwaige Revolten im Innern? Nein. Die Erziehung seiner Mündel konnte warten, hier galt es wahrlich seine eigene Erziehung. Mit fester Hand chrieb Graf Xaver Krastinik umgehend an den Commandeur seines alten Regiments sowie an eine höhere Behörde in Budapest: daß er bitte, seine selbsterbetene Entlassung aus dem Dienste zu annulliren, daß er sofort wieder eintreten wolle. Er wußte, daß man mit Freuden sein Gesuch bewilligen würde. Zurück konnte er nicht mehr. Der Würfel war gefallen.

Ja, eingereiht aufs neu in die Liste der gewöhnlichen Kämpfer. Keine falsche Erhabenheit mehr, kein eigen-

williges Abschließen in eigenem passivem Werthe. Wie jeder Andere unterworfen der strammen Zucht eines geordneten Berufes, wo jedes eigene Vordrängen unmöglich und jeder nur als Glied des Ganzen gilt.

... Ja, Jeder nur ein Glied des Ganzen. Wer das erkannt, bedarf keines Arztes mehr, um ihm Chinin zu verschreiben für das Fieber der Existenz. Das geschichtliche Gravitationsgesetz dreht das Leben jedes großen Mannes nach dem Wendepunkte hin, wo er aufhört, sich als Werkzeug zu fühlen und sich selbst zum Gotte träumt. Mag der eitle Kiesel die Größe des Montblanc nicht sehen, vergesse doch auch die Alpe nicht, daß auch sie nur das Produkt zahlloser Steingenerationen.

Das sollte vor allem der Adel bedenken. Wenn die Genußsucht bei Sekt und Austern schlampampt, so sehnt man sich nach der fröhlichen, seligen Feudalromantik. Da genoß man das adlige Vergnügen, die „Pfeffersäcke" auf offener Straße zu „werfen". Auch das Jus primae noctis entbehrte nicht des Reizes. So ärgert sich denn unser heutiger Junkertypus im Geheimen schmählich, daß er sich nicht erzgepanzert als Letzter der Barone durchs irdische Jammerthal raubrittern darf.

Aber während dieser verkappte Größenwahn zugleich an unheilbarem Verfolgungswahn leidet, da der Adel stets seine angeblichen Rechte gefährdet glaubt, macht sich bereits eine neue Raubritterkaste breit, welche die Preß-Feder im Wappen und mit den Societären der Unsterblichkeits-Assekuranzen die magern Kühe Pharaos auf die fette Weide führt. Die gravitätische Grandezza der litterarischen

Börsenjobber sieht bereits alle menschlichen Dinge nur vom Standpunkt des bedruckten Zeitungspapiers der „Oeffentlichen Meinung“ (soll heißen: des Privatinteresses elender Skribenten) und entscheidet über Krieg und Frieden, als ob die Regierungen gar kein Wörtchen mehr mitzureden hätten.

Als des Grafen logische Betrachtungen wieder bis zu diesem Punkte gediehen, erinnerte er sich plötzlich eines Briefes, den er einst von Leonhart empfing. In seinem Briefpult stöberte er denn auch wirklich die vergilbten Blätter auf.

„ . . . Es giebt in der Gesellschaft vier große Motoren. Zwei stabile: Schwert und Geld, zwei revolutionäre: Geist und Knüppel. Unter diesen Kräften ist die äußerlich schwächste, der Geist, die innerlich stärkste. Dann folgt das Schwert, die Staatsgewalt. Dann der Knüppel, die Masse. Am schwächsten ist der scheinbar stärkste Motor, das Geld. Weder mit Geist noch mit Schwert könnte man eigentlich Krieg führen ohne Geld. Und doch führen bankerotte Staaten lustig Krieg und bankerotte Geistesstreiter ebenso. Denn das Geld bildet nur eine todte festliegende Masse und fällt blindlings den andern Kräften zur Beute, wenn sie sich darauf stürzen.

Verbinden sich nun Geist und Schwert, wie beim demokratischen Cäsarismus, so führt dies zur Weltunterwerfung. Verbinden sich Geist und Knüppel, so führt dies zur Revolution. Jedes für sich allein unterliegt, zwei vereinte Kräfte aber siegen über die andern. 1 und 2 (Geist und Schwert) bilden absolutes Uebergewicht, aber auch 1 und 3 (Geist und Knüppel) sind naturgemäß stärker als 2 und 4.

Die Geschichte vollzieht sich seit Anbeginn nach gleichen Gesetzen. Allein die neueste Zeit glich einem plötzlichen Sturzfall, wo der Strom all seine Kräfte zusammenstaut. Daher enthüllt sich das Weltgeheimniß klarer denn je in den Jahren 1792—1815.

Es tritt immer eine Epoche ein, wo die Staatsgewalt und das

Feudalsystem (Schwert) übermächtig drückt und so sein eignes Basisfundament zerquetscht. Dann wenden sich alle drei andern Motoren dagegen. Unter diesem gemeinsamen Druck wird zuerst die Bourgeoisie (Geld) hoch gehoben. Aera des constitutionellen Liberalismus. Das Volk der physischen Arbeit aber (Knüppel), nachdem das Schwert zerbrochen, drängt nun heimlich gegen den Geldsack an. Diesen Augenblick benutzt das intellectuelle Proletariat (Geist), sich an die Spitze der Masse zu stellen und mit Hülfe des Knüppels jetzt Schwert und Geld bei Seite zu schleudern. Wie durch geöffnete Schleusen, bricht aber bald die vom Geist entfesselte Masse vor. Durch den früheren Kampf für das Volk gegen Staat und Bourgeoisie erschöpft, wird plötzlich auch der Geist überwältigt. Anarchie überschwemmt alle Ufer der Cultur, nachdem die Revolution den Unrath weggespült. Aber der Geist ist nur zu betäuben, nie zu überwinden. Plötzlich rafft er sich auf und erblickt das zerbrochene weggeworfene Schwert. Er ergreift es, er schmiedet es neu. Zugleich richtet er den umgestürzten Geldsack wieder auf, mit Schwert und Geldsack schlägt er den Uebermuth des Knüppels nieder, bis auch dieser wieder seinem Gebot gehorcht.

Der Geist kann nur durch sich selbst überwunden werden. Seine Schöpferphantasie verliert den Maßstab für das materielle Bleigewicht der drei andern Kräfte, die er mit sich schleppt. Die Spitze des Schwertes, nie ruhend in seiner Hand, stumpft sich endlich ab, biegt sich — man entwindet es ihm wieder und die alten Träger des Schwertes herrschen aufs neue. So kehrt äußerlich Alles zum Alten zurück, weil dies als dauernder Zustand naturgemäß, aber die innere Umformung der Weltbedingungen durch die kurze Herrschaft des Geistes wirkt auf Jahrhunderte fort. Und wiederum wiederholt sich dann später dasselbe Spiel.

Die Feder mißvergnügter Litteraten aber ist es, die in alle Eiterbeulen hineinsticht und heilendes Arsenik spritzt in die allgemeine Fäulniß des Bestehenden. Auf die Heldenfeder der Luther, Milton, Voltaire, Rousseau folgt die Agitatorfeder der Hutten, Swift und Mirabeau und auf diese die Blutsauger- und Revolverpresse der Marat, Desmoulins, Chaumette. Mit der verhundertfachten Macht der Presse steigt natürlich ihre *zersetzende Aggressivkraft.* Wie aber könnte die Publizistik

diese hohe Aufgabe erfüllen, wenn *Gerechtigkeit* und *Humanität* *sie schwächten*? Erst in der hohen Schule der rohen Interessenpolitik, der Charakterlosigkeit, der Bosheit und vor allem des *Neides* (dieser Spiralfeder der gesellschaftlichen Entwickelung) wird sie dem Zweck gerecht: *Unter dem Druck der Luftpumpe einer stabilen mechanischen Gesellschaftsordnung für die menschlichen Leidenschaften ein Sicherheitsventil zu öffnen.*

Denn zwischen der Welt als Ganzes und dem Menschen im Einzelnen besteht ein wunderbarer, ob auch weise berechneter, Gegensatz. Die Menschen sind nicht schlecht, wie Misanthropen lügen, sondern bei der Mehrheit überwiegt das Gute. Die menschliche „Gesellschaft" hingegen ist schlecht durch und durch, weil sie auf den menschlichen Leidenschaften erbaut. Die gewöhnlichen Durchschnittsgefühle der Menschen sind gut, jeder Ueberschwang des Gefühls aber als Leidenschaft wirkt böse und entpuppt nur die selbstsüchtige Seite der Menschennatur. Die Durchschnittsgefühle aber sind sämtlich passiv, die Leidenschaften activ und nur die letzteren setzen sich daher herrisch durch. Auf eine edle Leidenschaft kommen hundert schlechte. Dies der Grund, warum in dieser besten aller Welten die Dummheit und die Ungerechtigkeit regiert, obschon die Menschen selbst meist gutartig. Dies der Grund, warum jeder Ungewöhnliche nur durch wüsten erbitterten Kampf die Anerkennung seines Herrscherrechts erzwingt, warum der Geist stets über den Buchstaben purzelt, warum alle Schaffenskraft auf Erden systematisch eingeengt.

Dies aber *soll* sein, da nur so der ringende Geist sich stählt. Ränge er nicht mit der Welt, so würde ihm der unablässige Ringkampf an Jakobs Furth die Hüfte verrenken. Früher gab es die Geistestyrannei des Clerus, des Feudalsystems, des Sultanismus. Dies alles schwand und schwindet mehr und mehr. Wo also soll der Geist jene stabile Masse finden, an deren erdrückendem Bleigewicht er seine Freiheit erproben soll? Es giebt nur eine: Die *Presse*.

Sie aber, Liebster, beflecken Sie nicht Ihre reine Hand mit diesem Marterwerkzeug! Schmeißen Sie Ihre Feder in den nächsten Kamin! Das räth Ihnen Ihr wahrer Freund

Leonhart."

Auch dieser Brief selbst wanderte in den Kamin, wohin ihm ja die Feder Krastiniks vorangeeilt. Der Graf sammelte alle Briefe des Todten, die er bewahrt, und verbrannte sie sorgfältig. Ein symbolisches Verbrennen aller Schiffe hinter sich, einer traumhaften Vergangenheit. Hart und wesenhaft stand die Zukunft vor ihm da. Und statt der Feder schreibe jetzt das Schwert.

— — — — — — — — — — — —

Er trat auf den Altan und blickte hinaus in die untergehende Sonne. Welche Schlachtfelder wird sie beleuchten, bald, wie bald! Ob auch ein Pultawa?

Der alte Dichterinstinkt regte sich; nur versuchte er nicht mehr, mit Worten das innen Geschaute herauszukünsteln, sondern begnügte sich mit dem Schauen selber. Ihm war, als sähe er ein anderes Feld vor sich bei untergehender Sonne, und darüber wandelnd einen einsamen Mann: Als sähe er auf der Ebene von Lützen, ehe jener zu neuem Kriege nach Rußland eilte, den schwedischen Pyrrhus, Karl XII. Und ihm war, als höre er die stummen Gedanken des Helden: — —

„Wie sie dort niedertaucht, die müde Sonne! Sie, die im Diadem des eignen Glanzes gethront auf angeglühter Wolken Sitz, sie, deren Leuchtkraft die Gestirne nährte — und nun so matt, so todesmatt versinkend! Ihr letzter Blick haucht Weihe ringsumher, verklärt im Scheiden noch die bleiche Erde.

„So wirst du enden, stolzer Erderschüttrer, in deiner Siege Purpur! Sei es drum! Mag ich erlöschen und mein Purpur bleichen, wenn ich geleuchtet einen Sommertag.

„Wie friedlich diese Ebenen entschlafen! Und dennoch mahnen sie, ein Grabmahl, mich, an meinen Ahnen, dessen Blut sie tranken.

„Wie ruhig diese Erde! Also schlief sie, schlief, da sie seinen Todesschrei gehört. Wer weiß, ob nicht der Landmann seinen Pflug unwissend über jene Stelle führt, wo Gustav Adolf sank. So geht die Welt weg mit der Pflugschar der Vergessenheit zermalmend über unser morsch Gebein.

„Doch kein Zurück auf dessen Wege giebt's, den tief im Innersten unwiderstehlich ein Vorwärts treibt, an Ueberthatkraft krankend. Ob auch prophetisch mahnt des Ahnen Loos, die Kugel rollt, und rollt sie abgrundwärts, so lief sie doch des Rechtes schroffe Bahn.

„Nicht dulden kann ich, der Germanenfürst, daß uns ins Lied der Staaten frech hinein der Russe grunzt, der ungeschlachte Eber. Und ob ein Lützen droht, ich bin bereit."

— — — — — — — — — — — —

Immer noch stand der Graf Xaver auf dem Altan seines Schlosses und starrte wie ins Unendliche hinaus in die Dunkelheit.

Die Sterne glitzerten hoch am Firmament, zum Schlafe ladend mit geheimem Zauber. Er aber wachte. Der trüben Menschlichkeit Erfordernisse — ihm war, als seien sie abgefallen von seinem Ich, seit er einsam mit der Wahrheit zu Nacht gespeist.

Die Vorahnung gewaltiger Dinge stählte jeden Nerv seines Mannesthums, das er zum Ritter geschlagen fühlte durch siegreichen Kampf. An unendlichem Horizont zogen ihm Erkenntnißbilder der Geschichte vorüber.

Als die Todesfeuer des Hannibalvolkes verglommen, da stieg eine Rauchwolke drohend empor, als wäre es Dido's Rechte, die nordwärts zum Kapitole gewendet. Und Scipio zerwühlte erschauernd seinen blutigen Purpur. — Anderthalb Jahrhunderte seit dem Falle der Meerstadt verflossen, Asche lag und bannendes Salz auf der Stätte. Da saß ein grauer Mann am grauen Meere, in dessen Stirn der Kriegsgott seine Narben schrieb. Marius auf dem Felde des Todes. Und auch er blickte nordwärts. Und er rächte Carthago in Roma's Flammen.

Jugurtha, (wie Philipp von Macedonien mit einem goldbepackten Esel jede Festung zu erstürmen schwor) bepackte römische Consulare mit lybischem Gold; auch er fiel und mußte fallen. Aber er vermachte seine Rache seinem Besieger: Falsch und kalt wie sein alter Freund der Wüstenkönig, zapfte Sulla der Riesenspinne Roms, geschwollen vom Blute ausgesogener Völker, aufs neue Blut in Strömen ab. Wohl schmiedete Rom das All an seinen Siegeswagen. Die Brut der Wölfin schlang die Welt lebendig ein in ihren blutigen Schlund. Aber die Welt lag unverdaut im Magen und Rom würgte sie wieder aus, erstickend an seiner Gier. So wirkt fernhintreffend der Fluch vernichteter Feinde.

Wohl fluthet der Wüstensand um fallende Obelisken und endlos tönt die Klage der Memnonssäule. Aegypten, Carthago, Numidien, Zion, Babylon, alle Reiche Sem's riß der Sturmschritt der arischen Race zu Boden. Aber wie bald zertrat die Gräber der Scipionen der neue Emporkömmling, der Germane! In ewigem Kreislauf

auf und ab rollen die Völkergeschicke und jeder Ungebühr ersteht ein Rächer.

Heut also stehn wir aufs neu an einem Wendepunkt der ewig rollenden Kugel. Das Slaventhum, mit dem überwundenen Römerthum verbündet, will die germanische Völkerwanderung wiederholen und wider das Reich deutscher Nation den Alarich und Odoaker spielen. Gleich getheilt liegen die Chancen der äußeren materiellen Kräfte, falls Oesterreich zu Deutschland steht: Menschliche Berechnung vermag nicht dem Spiel der Kräfte vorzugreifen noch zu ergründen, auf wessen Seite die Waage sich neigt. Entscheiden kann hier nur das innere Naturgesetz der geschichtlichen Drehung, das hoch über menschlichen Wollens und Könnens prahlendem Größenwahn seine Bahnen zieht, sicher und unbeirrt. Wer aber nachgespürt den inneren Ursachen der großen Außenwirkung, der ahnt freudig, wem der Sieg endlich beschieden sei.

Eichenfestes Volk im Herzen Europas, seit deinen frühsten Wurzeln hast du ringen müssen mit den verderbendrohenden Stürmen, ringen um deine Existenz, ringen um deine schlichte Größe mit dem Größenwahn hadernder Neider! —

Ihm war, als sähe er Hermann den Cherusker, den symbolischen Altvater deutscher Einheit und Siegeskraft, — als höre er den Genius Deutschlands beten zu seinen Göttern, wie beim Morgengrauen jener ersten Entscheidungsschlacht der germanischen Race:

— — — — — — — — — — — — — — —

„Schon sprengt Wuotan mit dem Rabenpaar, auf seinem Sleipnir, dem achthufig bunten, den Siegesspeer des Morgensterns hochschwingend, hin über seines Regenbogens Brücke. Es stieben seines Rosses goldige Hufen und goldige Funken sprühen an den Himmel. Schon streut auch Freya auf des Gatten Grab die Rosen hin und zarte Götterthränen benetzen ihrer Trauer holde Zeichen. Denn sieh, dort glüht es schon am Wolkenrande wie einer Jungfrau wechselndes Erröthen, und Morgenthau glänzt Erd und Himmel an.

„Du großer Geist, der auf des Sturmes Mantel durch greise Eichen fährt! Du, der da lispelt im reifen Korn, das deine Tritte segnen, fahr jetzt hernieder im Gewittergrollen! Mit deiner Blitze rothem Flammenschwert schmettre der Feinde stolzen Helmbusch nieder! Stoß in dein Horn, dein Donnerhorn, o Herr, daß der Legionen frechen Tubaruf die Furcht erstickt! Dann spende milden Regen, daß die zertretnen Früchte freien Wirkens aufs neu entsprießen deinem Segensthau!

„Schon stampft auch meines Rosses Huf, o Herr, auf des Geschickes schwanker Himmelsbrücke. Beseel' mich deines Sleipnir Festigkeit, daß ich hinüberfliege unversehrt und hinter mir der Erzfeind niedertaumelt, der listig nachsetzt Deutschlands freiem Roß.

„Hier steh ich, Wodan. Schon zu meinen Füßen schlummert der Drache, dem mein Zauberlied die wachen Sinne schlafbedürftig machte. Nun, Drache Rom, weckt dich das Gjallarhorn, Verderben dröhnend von Walhalla nieder.

„An jenem Tempel, den ich bauen will auf aller deutschen Stämme Säulen hier, durch Opferblut gekittet Stein an Stein, mag ich als Grundstein selber fallend dienen. Mag ich, vergessen bald und unbeweint, des Meisters Hammer einem Andern reichen und der dem Nächsten — was bekümmert's mich? Nie schnallt die Gattin mir den Panzer ab, mein Bett soll sein von mir befreite Erde, und Undank meines Lebens Pfühl. Doch nimmer wird Hermann sterben, ewig lebt er fort in deutschem Blut für alle Folgezeit, und schwebt siegkündend um die deutschen Banner.

„O Weser, du des Varus Styx heut Nacht! Durchs grüne Rohr wie eine Sense blitzend, wenn sie geschwungen niederfährt! O Erde, nie fürder sollen fremder Rosse Hufen dein Grünen niederstampfen!

„Und o Himmel, gerüstet stehe ich vor deinem Auge! und hebe meine Rechte auf zu dir: Ich will befreien Donar, schlage uns der Lanzen Eisenspitze scharf dein Hammer!

„Ha, was vernimmt mein Ohr? Schon nahen sie! Schon lenkt Freya den goldborstigen Eber, golden strahlt die Sonne, ihr Brustgeschmeide. Schon schirrt Donar an die flammenden Böcke, um die Lenden den Stärkegürtel schnürt er, Krafthandschuhe wappnen seine Fäuste. Lodernd rollt sein Auge, die Zähne knirschen, laut laut bläset sein gewaltiger Odem, daß Blitzfunken stieben vom brennenden Barte. Der Mondweg dröhnt, aufheulen die Klüfte der Hela, der Hammer fliegt, die wälschen Adler fallen! Har! Sie fallen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Er blickte gen Himmel, erhobenen Hauptes und mit leuchtenden Augen.

Noch lag eine Zukunft vor ihm: **die That**. Mannesthat in welterschütterndem Kampfe.

Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk.

Haltet euch bereit, denn die Zeiten nahen. In Bereitschaft sein ist Alles.




Princeton University Library
32101 064316134